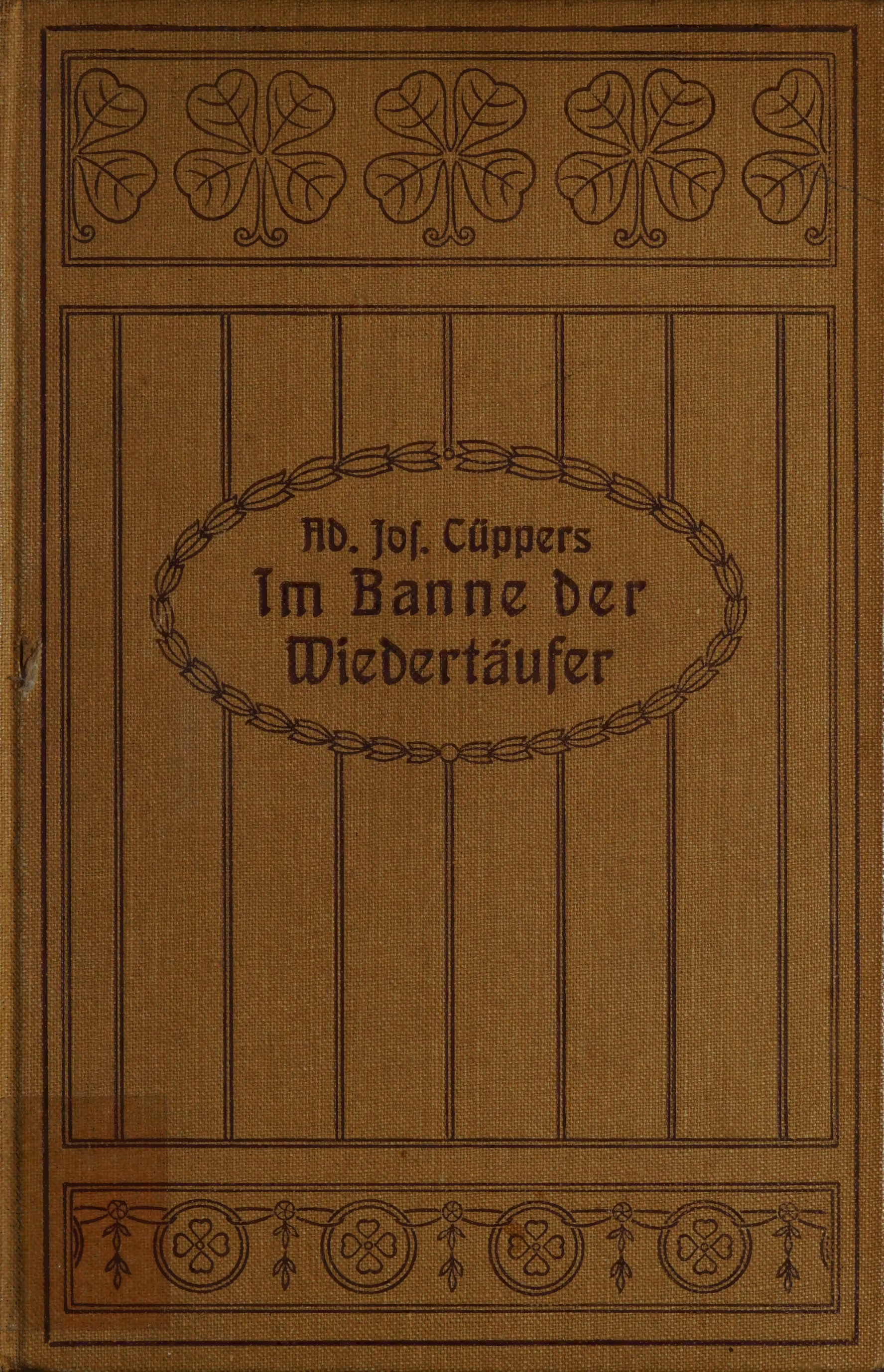
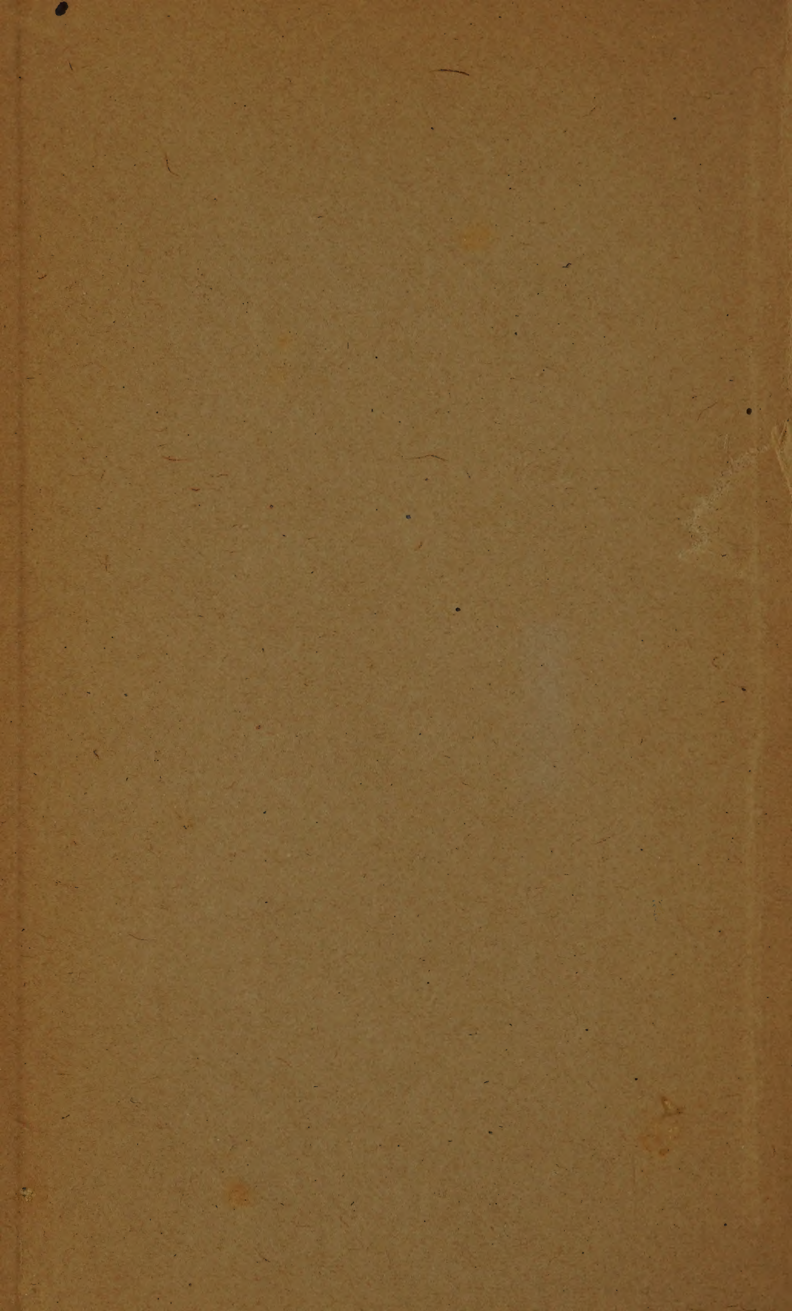

Ad. Jos. Cüppers
Im Banne der
Wiedertäufer



Neue Jugend- und Volksschriften

Band II

Im Banne der Wiedertäufer

Im Banne der Wiedertäufer

Roman aus dem 16. Jahrhundert

von

Ad. Jos. Cüppers

Zweite Auflage



Berlin, Köln, Leipzig
Verlag von Albert Ahn.

1.

Man schrieb das Jahr 1533. Ein klarer Novembertag war eben zur Rüste gegangen, und die Sterne funkelten gleich neugierigen Augen herab auf die alte Hauptstadt des Westfalenlandes. Gerade über dem Hauptmarkt stand ein langbärtiger Komet.

Zwei Männer schritten langsam die Salzstraße hinauf nach dem Markte hin. Der größere in dem grauen Mantel war der Prior der Fraterherren, deren Kloster zwischen dem Liebfrauen- und dem Ägiditore hart an der Stadtmauer lag. Der andere war der Goldschmied Ludger Herding, der in der Salzstraße eine berühmte Werkstatt und ein schönes Haus besaß. Der Prior hatte des jungen Mannes kranke Mutter besucht und wurde von ihm jetzt ein Stücklein Weges begleitet. Die beiden Männer waren in eifriger Unterhaltung begriffen.

„Dämpft Eure Stimme ein wenig, Herding," sagte der Geistliche, „leicht könnte ein spähendes Ohr ein unbedachtes Wort weiter tragen. Der Friede ist aus unsern Mauern gewichen."

„Ja, Gott sei's geklagt," entgegnete der Goldschmied; „kein Bürger traut mehr dem andern. Und daran ist niemand schuld, als dieser verwünschte Rothmann."

„Er hat mächtige Freunde im Rate.“

„Das weiß er nur zu gut. Seitdem der zweideutige Tilbeck Bürgermeister ist, scheut er vor nichts mehr zurück. Ich sage Euch noch einmal, die ganze Disputation auf dem Rathause, welche Ihr und die andern Herren mit Rothmann und seinem Anhange gehalten, war nichts als ein schlaues Spiel des Bürgermeisters.“

„Aber der Magistrat ist doch auf unsere Seite getreten und hat die Predigten über die Taufe verboten.“

„Freilich, der Bürgermeister kennt seine Leute. Noch ist der größte Teil der Bürgerschaft, ob lutherisch oder katholisch, der neuen Lehre abhold. Was hat das Verbot denn gefruchtet? Hat nicht Rolle, dieser gestäupte Mönch, schon am nächsten Tage in der Ägidikirche die Kindertaufe einen Gräuel vor Gott genannt und gelehrt, man dürfe sich in Glaubenssachen nichts von der Obrigkeit befehlen lassen?“

„Ja, ja, seltsame Apostel hat die Zeit uns erweckt,“ seufzte der Prior.

„Ist Rothmann besser als die Fremden?“

„Er ist der Abgott des Volkes.“

„Kein Wunder! Er weiß dem Pöbel zu schmeicheln; die Freiheit, welche er predigt, ist gar zu verlockend für den Haufen. Aber die Zeit wird kommen, wo Münster den Tag verflucht, an dem es ihn aufnahm. Glaubt mir, ehrwürdiger Herr, wir gehen düstern Zeiten entgegen. Seht dort den Schweifstern, der gerade über unserer Stadt steht, ist er nicht ein Vorzeichen des kommenden Unheils?“

„Ich glaube es nicht, mein Sohn. Die Gestirne wandeln ruhig die Bahn, welche der Allmächtige ihnen vorgezeichnet hat, und haben nichts gemein mit der Menschen Treiben.“

„Wie? So glaubt Ihr auch nicht, daß die Fackeln, welche man in der Luft gesehen, und die Flammen, so nach Aussage der Bauern nächtlich unsere Mauern so oft umlodern, böse Vorzeichen sind?“

„Ich will nicht leugnen, daß Gott durch solche Zeichen künftige Verhängnisse anzeigen kann, aber ich glaube die Mären nicht, die man erzählt.“

„Aber hier die Lambertikirche ist ein wirkliches Zeichen. Die zerschlagenen herrlichen Fenster, die zertrümmerten Heiligenbilder, die verwüsteten Altäre schreien um Rache.“

„Die Rache ist des Herrn, mein Sohn, seine Hand lenkt der Menschen Geschicke.“

In diesem Augenblicke erscholl vom Markte her fröhlicher Sang. Ein Student kam vom Stadtkeller und sang mit jugendlich kräftiger Stimme:

„Mihi est propositum
In taberna mori.“

„Seht,“ sagte der Geistliche, „der nimmt das Leben von der leichten Seite. Macht's auch so, Ludger.“

„Das ist mir nicht gegeben; ich muß stets sorgend auf den kommenden Tag schauen. Doch was ist das?“

Der Gesang war verstummt, dafür aber erhob eine weibliche Stimme einen Angstruf. Raschen Fußes setzte Ludger über den Markt und kam eben dazu, als der Student lachend ein junges Mädchen umfaßte, das sich lebhaft sträubte.

„Ohne einen Kuß gebe ich Euch nicht frei, Jungfer,“ rief er übermütig, „das ist doch wahrlich ein geringes Losgeld.“

Im nächsten Augenblicke erhielt er eine schallende Ohrfeige, welche ihn zwang, von dem Mädchen abzulassen.

„Ich werde dich lehren, eine Münstersche Jungfrau überfallen," donnerte Ludger den Burschen an. „Bist auch wohl einer von den friesländischen Vaganten, die in unserer Stadt ihren leeren Wanst füllen." Damit faßte er den Studenten und schüttelte ihn so derbe, daß ihm Hören und Sehen verging.

„Ach, Ludger," rief das Mädchen, „da kamst du gerade zur rechten Zeit."

Bei dem Klange der ihm wohlbekannten Stimme wandte sich der Goldschmied nach dem Mädchen um.

„Du bist es, Eva?" rief er verwundert. „Hol' der Henker den Gassenbuben!" Und damit faßte er den erschrockenen Studenten aufs neue ergrimmt beim Kragen.

„Laß es gut sein, Ludger," sagte das Mädchen; „ich denke, er hat genug an dieser Lehre."

Inzwischen war auch der Prior herbeigekommen.

„Was ist geschehen?" fragte er.

„Will dieser Lotterbube da meine . . . . . eine ehrsame Jungfrau auf offener Straße küssen," erwiderte Ludger zornig.

„Ach, Herr, verzeiht," bat der Student mit weinerlicher Stimme: „ich war im Stadtkeller und bin etwas übermütig geworden."

„Ja, saufen und schwärmen sind feine Bräuche in Münster geworden," entgegnete Ludger grimmig.

„Wie, Heinrich, du bist's, du treibst solche Dinge!" warf der Geistliche dazwischen. Er hatte in dem Studenten einen Schüler der Paulinischen Schule erkannt.

„So, Ihr kennt den Fant, hochwürdiger Herr?" fragte Ludger.

„Sehr gut; er ist ein wackerer Geselle sonst, der unsere Bücherei gar oft besucht. Was ist dich angekommen, Bursche?"

„Mich hat der Teufel geritten, Herr Kanonikus," stammelte der Student. „Der Wein hat mir die Sinne verwirrt."

„Siehst du, Cupido trinkt aus Bacchus' Schläuchen. Begleite mich zum Kloster!"

Der Student trat zu ihm, wandte sich aber noch einmal nach den beiden anderen.

„Verzeiht einem unbesonnenen Knaben die Beleidigung, vieledle Jungfrau," sagte er mit einer artigen Verbeugung, „und auch Ihr wollet mir nicht mehr gram sein ob meiner Torheit, Herr, Eure starke Hand ist mir ein guter Zuchtmeister geworden."

„Gut gerüttelt habe ich Euch," erwiderte Ludger lachend, „damit soll's vergessen sein."

„Das habt Ihr. In meinem Kopfe muß es aussehen wie in einer Trödlerbude. Ich hoffe, Ihr gewinnt noch eine bessere Meinung von mir."

„Gibt's bald Hochzeit, Eva?" fragte der Geistliche.

Das Mädchen schwieg.

„Wenn es nach meinem Willen geht, Herr Prior," entgegnete Ludger, „noch vor dem neuen Jahre."

„So sollt Ihr ein feines Hochzeitscarmen haben, Jungfer," sagte der Student.

„Nun, Euch kann's nicht fehlen," sprach der Prior; „Ihr seid ein wackeres Paar. Gehabt Euch wohl."

Damit schlug er mit dem Schüler den Weg zu seinem Kloster ein.

Ludger und Eva aber schritten langsam gegen die Lambertikirche hin. Eva war das Schwesterkind und Mündel Knipperdollings, des reichen und angesehenen Gildemeisters der Gewandschneider. Er bewohnte ein hochgegiebeltes Haus unter den Bogen, jenen stattlichen Säulenhallen, welche den Hauptmarkt der Stadt Münster

umziehen. Nach dem frühen Tode der Eltern hatte die Waise dort liebevolle Aufnahme gefunden.

Sie war von lebhaftem Wesen und mit glücklichen Geistesgaben bedacht, und der Oheim hatte nicht versäumt, dieselben durch eine sorgfältige Erziehung ausbilden zu lassen. So war sie herangereift zu einer stattlichen Jungfrau von klarem Geiste und festem Wollen.

Mit Ludger Herding war sie schon seit Jahren durch eine freundschaftliche Neigung verbunden, und ob es gleich zwischen ihnen selbst nie zu einem Austausche innigerer Gedanken gekommen, so war doch Eva fest überzeugt, daß Ludger sie zur Gattin begehre, wie sie denn vor der Nachbarschaft schon längst als zukünftiges Paar galten.

Schweigend schritten die beiden eine Weile nebeneinander her. Plötzlich blieb Ludger stehen.

„Eva," hob er an, „ich möchte ein Wort mit dir reden."

„Was wünschest du, Ludger?" entgegnete das Mädchen so ruhig als möglich, obwohl ihr Herz bebte vor der Frage, die sie erwartete.

„Du weißt, Eva, meine Mutter ist von schwacher Gesundheit und muß gar oft das Lager hüten. Eine Schwester habe ich nicht, die dem Hauswesen vorstehen könnte, und das Gesinde läßt gar rasch locker, wenn der Hausfrau Auge die Arbeit nicht überwacht. Die Mutter selbst wünscht, daß ich ihr bald eine Tochter zuführen möchte."

Er machte eine Pause, als erwarte er eine Antwort, doch das Mädchen blieb stumm.

Ludger fuhr fort: „Mein Vater hat mir ein schönes Anwesen hinterlassen, und ich darf sagen, daß ich meine Kunst verstehe. Nicht umsonst habe ich in Augsburg und

Nürnberg gearbeitet, und schon manches edle Stück ist aus meiner Werkstatt hervorgegangen, dessen sich eine Fürstentafel nicht zu schämen braucht. Meinst du nicht, daß ich einer Frau eine gesicherte Zukunft bieten könnte?"

„Ich zweifle nicht daran."

„Würde sich nicht manches Mädchen unserer Stadt glücklich schätzen, wenn ich ihm meine Hand anböte?"

„Gewiß, gar manches."

„Ich darf also wohl vor deinen Oheim hintreten und um dich werben? Und gleich morgen möchte ich's tun."

„Tu' es lieber nicht."

Der junge Mann fuhr zusammen. „Nicht, Eva?" entgegnete er rasch. „Du glaubst, er würde dich mir versagen?"

„Vielleicht nicht. Für ein armes Mädchen, wie ich es bin, bist du ein Freier, den man nicht so leicht abweist," erwiderte sie mit einem leisen Anflug von Spott.

„So denke ich auch; warum also sollte er „Nein" sagen?"

„Aber ich."

„Du?" —

„Ja, ich, Ludger. Daran hast du wohl nicht gedacht. Habe ich selbst denn nicht das wichtigste Wort in der Sache zu sprechen?"

„Ja, doch . . ." entgegnete Ludger verwirrt; „aber ich meinte, ich dachte . . . ."

„Das verstände sich von selbst, willst du sagen. Worauf gründest du diese Meinung?"

„Bist du mir nicht immer gut gewesen?"

„Das bin ich auch heute noch."

„Dünkt dich das Los nicht glänzend genug, welches ich dir bieten kann?"

„O, Ludger Herdings Frau zu werden, ist gewiß eine große Ehre," sagte Eva bitter.

„Aber dann begreife ich nicht . . . ."

„Das ist es eben, daß du es nicht begreifst. Höre, Ludger, ich will es dir sagen. Du suchst eine Hausfrau, eine Wirtschafterin, der du deinen geehrten Namen geben willst, die sich mit Schmuck behängen kann und stolz auf ihren Mann und ihr Haus sein soll. Darum willst du heiraten. Ich aber will einen Mann haben, der nicht sich, sondern mich liebt, dem ich teurer bin als alles, was er hat. Und solcher Liebe bist du nicht fähig."

„Eva," stammelte der junge Mann, verwirrt ob der scharfen Rede, „ich habe dich von Herzen gern."

„Mag sein, in deiner Art."

„Ich könnte doch um angesehenere Mädchen freien."

„Und um schönere wohl auch, nicht so? Was kann dich überhaupt an der armen Eva Lanio reizen?"

„Aber ich will ja nur dich."

„Weil ich dir zu passen scheine für deine Wünsche. Ich soll mich glücklich schätzen, daß du mir dein Wort gönnst, ich soll die Hand dankbar küssen, die du mir bietest. Du kennst dich selber noch nicht, Ludger, aber ich kenne dich. Wer mich gewinnen will, muß mehr bieten als Plunder. Gute Nacht, Ludger."

Damit huschte sie von seiner Seite und verschwand bald in dem Hause ihres Oheims.

Der Goldschmied stand eine Weile wie angewurzelt und starrte nach der Türe, die das Mädchen aufgenommen hatte.

„Und ich gehe doch!" stieß er endlich grimmig zwischen den Zähnen hervor und stampfte mit dem Fuße. „Unerhört! Mich soll sie verschmähen können?"

Langsam wandte er sich und schritt seiner Wohnung zu.

„Du kennst dich selber nicht,“ murmelte er vor sich hin. „Das muß ich doch besser wissen. Tolles Mädchen! Was soll ich ihr denn mehr bieten als ich bin und habe?“

In gereizter Stimmung trat er ins Haus und in die Werkstube. Hier bot sich ihm ein Bild, das nicht geeignet war, seine Laune zu bessern. Statt zu arbeiten, saßen seine vier Gesellen müßig. Einer derselben, der beträchtlich älter schien als die übrigen, hatte eine Bibel auf den Knieen liegen und las den andern daraus vor. Beim Eintritte des Meisters verstummte er, und die übrigen rückten eilig an ihre Werktische.

„Was treibt Ihr, Dusentschur?“ fragte Ludger in scharfem Tone. „Mißbraucht Ihr so mein Vertrauen und verführt die andern zum Müßiggang?“

„Ich habe ihnen die Bibel erklärt,“ versetzte dieser ruhig, „das ist wohl nichts Böses.“

„Aber nicht Eures Amtes. Überlaßt das den Pfaffen, die sich genug herumzanken über die Schrift.“

„Sie ist nicht für sie allein geschrieben,“ antwortete der Geselle. „Wer den rechten Geist hat, versteht Gottes Wort ohne Pfaffenlehre.“

„Ja, den rechten Geist!“ höhnte der Goldschmied. „Eitel Büberei wird jetzund mit dem heiligen Buch getrieben; jeder liest heraus, was ihm der Satan eingibt. Doch was hat Euch der Geist denn geoffenbart?“

Damit nahm er rasch das Buch von den Knieen des Gesellen und trat zum Lichte. Es war aufgeschlagen beim 19. Kapitel der Offenbarung Johannis. Darin fand er die Worte unterstrichen: ‚Lasset uns freuen und fröhlich sein und ihm die Ehre geben; denn die Hochzeit des Lammes ist gekommen, und sein Weib hat sich bereitet.‘

„So, über den Text habt Ihr gepredigt?"

„Ja, die Hochzeit ist nahe, und das Reich des Friedens wird anbrechen. Der alte Drache wird in den Pfuhl geworfen und darin versiegelt auf tausend Jahre," sprach der Geselle mit leuchtenden Augen.

„Nein," entgegnete der Goldschmied grimmig, „der alte Drache ist aus dem Pfuhl gekrochen und richtet sich selber Hochzeit an mit den Teufelsbuben, so die Welt verwirren."

Er schleuderte das Buch in eine Ecke. „Daß mir solche Dinge nicht wieder vorkommen, Dusentschur, ich dulde keine Sektiererei in meinem Hause."

„Wenn ich Euch nicht mehr passe, Meister," erwiderte der Geselle, indem er seine grauen Augen fest auf Ludger richtete, „so sagt's nur; Ihr seid nicht an mich gebunden."

Ludger biß sich auf die Lippen. Dusentschur war ein geschickter Arbeiter, der schon jahrelang bei seinem Vater tätig gewesen war und die ganze Kundschaft kannte. Er konnte ihn nicht wohl entbehren.

„So war's nicht gemeint," sagte er begütigend; „aber solches Tun verträgt sich nicht mit Eurer Pflicht."

Verdrießlich verließ er die Werkstatt und begab sich in die Wohnräume des Hauses.

2.

Zu derselben Zeit, da Eva das Haus ihres Oheims betrat, ging dieser in seiner Schreibstube auf und nieder. Das Zimmer war ein mäßig großer Raum, dessen Ausstattung aber die Wohlhabenheit seines Besitzers überall verriet. Wände und Decke waren mit brauner Eichentäfelung bekleidet, die durch Säulen und Balken geschmackvoll in Felder geteilt wurde. Etwa in der Mitte der

Stube stand ein schwerer Eichentisch und auf demselben ein Schreibpult, das eine von der Decke herabhängende Lampe beleuchtete.

Hinter dem Tische an der einen Längswand des Zimmers reihten sich kräftige Stühle mit hoher, geschnitzter Lehne, und ein großer Ofen aus braunen, glänzenden Kacheln verbreitete eine behagliche Wärme durch den Raum. Auf dem Sims, welcher ungefähr in Mannshöhe an den Wänden vorbeilief, erblickte man kunstvoll gearbeitete Schüsseln und Trinkgefäße aus farbigem Glase und getriebenem Metall. Dort waren auch mehrere Bilder unter Glas und Rahmen aufgestellt, welche in kräftigen Holzdrucken berühmte Handelsstädte zeigten, die der Kaufmann auf seinen vielen Reisen besucht hatte. In einer Ecke des Zimmers stand ein mächtiger, reich verzierter Schrank.

Knipperdolling war ein schlanker, wohlgewachsener Mann von etwa fünfundvierzig Jahren. Blondes Haar ringelte sich in leichten Locken von der hohen, offenen Stirne herab, und ein krauser Vollbart umrahmte ein scharf geschnittenes Gesicht. Er hätte für schön gelten können, wären nicht die stahlgrauen Augen gewesen, die ebensoviel listige Verschlagenheit wie Selbstbewußtsein ihres Eigners verrieten. Sie ließen es fraglich erscheinen, ob man den sonst einnehmenden Zügen trauen durfte.

Die Hände auf dem Rücken, den Kopf leicht geneigt, schritt der Kaufmann bedächtig auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und heftete den Blick auf den Boden, wie jemand, der einen wichtigen Gedanken verfolgt, ein flüchtiges Aufblitzen der Augen folgte jedesmal, und dann setzte er seine Wanderung fort. Nun trat er unter die Lampe und zog eine große Taschenuhr in silbernem Gehäuse hervor.

„Schon sechs Uhr vorbei," murmelte er; „die Herren vom Rate scheinen keinen Weg für ihre Weisheit finden zu können. Glaub's schon," fügte er mit höhnischem Lächeln bei und stützte den rechten Arm auf das Pult, „daß sie heiße Köpfe bekommen, ehe sie wieder einen ihrer gewichtigen Beschlüsse gefaßt haben. Die armseligen Tröpfe! Sie bilden sich ein, Münster zu regieren. Nein, ich, ich Bernt Knipperdolling regiere die Stadt und führe den ganzen Rat am Narrenseil."

„Bindet Euch nur nicht selber daran, Oheim," sagte Eva, die unbemerkt in das Zimmer getreten war und die letzten Worte gehört hatte.

Knipperdolling wandte sich zornig nach dem Mädchen um.

„Bei dir, du schwarze Hexe, brauche ich doch wohl keine Lehre zu nehmen."

„Ach, ich wäre ein schlechter Magister für Euch," erwiderte Eva lächelnd. „Aber schon mancher hat gemeint, er schiebe, wenn er geschoben wurde."

„Billige Weisheit! Ich lasse mich nicht schieben. Doch was willst du von mir?"

„Vorerst möchte ich mich setzen und dann Euch etwas fragen," entgegnete Eva ruhig und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Sie saß dem Oheim gegenüber, und der volle Schein der Lampe fiel auf ihr Gesicht. Das Mädchen war von eigentümlicher, halb südländischer Schönheit. Dunkle Augen blitzten unter langen Wimpern hervor und gaben ihrem Gesichte einen träumerischen Zug, der aber durch den festen Schnitt der Lippen ein Gegengewicht erhielt. Krauses, schwarzes Gelock umspielte ihre Stirne. Schweigend sah sie eine Weile zu dem Oheim auf, der seine vorige Stellung am Pulte wieder eingenommen hatte.

„Nun!" fragte dieser ungeduldig.

„Habe ich kein Vermögen, Oheim?“

„Wozu die Frage?“

„Ich möchte es wissen.“

„Warum?“

„Nun, ich denke, ich dürfte es wohl wissen, ob ich das Haus als Bettlerin verlassen muß, wenn es sich einmal so fügen sollte.“

„Gefällt es dir nicht mehr bei mir?“

„Das habe ich nicht gesagt. Aber ich könnte ja heiraten wollen, und für den Fall möchte ich meine Verhältnisse kennen.“

„So, so,“ erwiderte Knipperdolling gedehnt, „die Jungfer will heiraten! Bist du schon so weit einig mit dem Duckmäuser Herding, dem Papisten?“

Dunkle Röte ergoß sich über des Mädchens Wangen, und ihre Augen funkelten zornig.

„Ihr vergeßt, Oheim,“ sagte sie scharf, „daß auch ich zu den Papisten gehöre.“

„Ist mir genug zum Ärger. Von dir hatte ich gehofft, du würdest die Zeit verstehen.“

„Verstehen die Tante und Anna, meine Nichte, sie vielleicht?“ erwiderte Eva. „Sie haben ja ihren Glauben nach Eurem Wunsche gewandelt.“

„Ach, laß sie,“ antwortete Knipperdolling unwirsch. „Aber du mit deinem hellen Kopfe und deinem klaren Urteil solltest die ganze Faulheit der sinkenden Zeit verstehen und dich unter das Banner stellen, das von einsichtigen Männern aufgerollt worden. Das Volk zerreißt seine Ketten; Freiheit ist unsere Losung.“

„So laßt auch mir die Freiheit des Handelns.“

„Ich bin dein Vormund.“

„Das heißt: Ich erkenne deinen Willen nicht an. Die Freiheit ist nur für Euch da, nicht wahr,

Oheim? — Haltet Ihr mich für so dumm, daß ich glauben sollte, Ihr suchtet in dem Streite, den Ihr und die andern entfacht habt, das Glück des Volkes und nicht Euch selbst?"

„Mädchen, wer gibt dir das Recht, so zu sprechen?" schnaubte der Mann und bog sich über den Tisch.

Eva sah ihm ruhig ins Gesicht. „Habe ich unrecht?" fragte sie ernst.

Knipperdolling antwortete nicht. Er richtete sich wieder auf und sah finster vor sich nieder.

„Wollet Ihr nicht meine Frage beantworten, Oheim?" fragte Eva nach einer Pause.

„Was soll ich dir sagen?" entgegnete er.

„Ob ich Vermögen habe."

„Es ist so viel nicht. Ich habe es im eigenen Geschäfte angelegt, wo es dir sicher bleibt."

„Darf ich nicht etwas mehr wissen über die Umstände, unter denen meine Eltern starben?"

Mit diesen Worten erhob sie sich und stellte einen Stuhl vor den Oheim hin.

„Meinetwegen," erwiderte dieser etwas verdrießlich und ließ sich auf den Stuhl nieder. „Viel ist darüber nicht zu sagen. — Dein Vater war, wie du schon weißt, ein welscher Musikant, der nichts sein eigen nannte als seine Geige, die er meisterlich zu spielen wußte. Mit seinem Spiel und Sang und seinen schwarzen Augen verhexte er die Münsterschen Mädchen zur Zeit, und deine Mutter vernarrte sich also in ihn, daß der Habenichts die reiche Kaufmannstochter zum Altare führen konnte. Eine Zeitlang ging alles wohl, so lange nämlich das Heiratsgut für seine Schwelgereien reichte; denn zu ehrlicher Arbeit war der Vagabund nicht zu haben."

„Ihr sprecht von meinem Vater, Oheim," sagte Eva. Knipperdolling runzelte die Stirne und fuhr fort:

„Als das Wohlleben ein Ende nahm, als die Zeche für die durstige Musikantenkehle immer schmaler wurde, da wachte der alte Wandertrieb wieder in ihm auf, und er wollte sich nicht mehr halten lassen. Du warst eben ein Jahr alt, als deine törichte Mutter allen unseren Bitten und Beschwörungen zum Trotz mit ihm hinauszog, Bettelbrot zu essen."

„Sie muß ihn sehr geliebt haben," murmelte Eva.

„Doch sie ertrug es nicht lange. Drei Jahre etwa waren verflossen, da brachte mir eines Tages ein nach Lübeck reisender Kaufmann einen Brief deiner Mutter. Sie lag krank in Mainz und fühlte ihr Ende nahe. Mit rührenden Worten bat sie mich, dich, ihr einziges Kind, zu mir zu nehmen und Vaterstelle an dir zu vertreten. Ich hatte meine Schwester immer sehr lieb gehabt und eilte ohne Verzug nach Mainz, in der Hoffnung, sie noch lebend zu finden, kam aber an ein frisches Grab. Dich fand ich bei barmherzigen Leuten zugleich mit der geringen Habe, die deine Mutter der Gier ihres Mannes zu entziehen gewußt, ihn selbst sah ich nicht."

„So war er also nicht gestorben?" fragte Eva gespannt.

Knipperdolling schlug sich vor die Stirne, er hatte mehr gesagt, als er wollte.

„Nun, einmal mußt du die Wahrheit doch wissen," entgegnete er; „nein, er hatte sein Weib treulos verlassen und war in die Welt gezogen."

„Und habt Ihr nie mehr von ihm gehört?"

„Nie, und des bin ich von Herzen froh gewesen."

„So lebt er also vielleicht noch?"

„Möglich, doch siehst du ihn hoffentlich nimmer."

„Er ist mein Vater, Oheim, und er bleibt es, wie schlecht er auch an meiner Mutter und an mir gehandelt hat.“

Mit düstern Blicken starrte Eva vor sich hin. Knipperdolling betrachtete sie mitleidig, denn er liebte das kecke, geistig begabte Mädchen fast mehr als seine eigene Tochter.

Eva erhob sich. „Ich danke Euch, Oheim,“ sagte sie, „daß Ihr mir alles erzählt habt. Jetzt erkenne ich erst, wieviel ich Euch schulde. Meine arme, arme Mutter!“

„Sprich nicht von Dank,“ antwortete der Oheim und suchte seine Bewegung zu verbergen, „ich habe an dir die Liebe zu vergelten gesucht, die deine Mutter mir immer entgegengetragen. Sie war stets meine Schützerin und Fürsprecherin, wenn meine tollen Streiche mir den Zorn des Vaters geweckt.“

„Und mein Vater, wo mag er weilen?“ fragte Eva mit einem tiefen Seufzer und legte die Hände über den Busen. „Gott, welch ein Los!“

In diesem Augenblicke ward außen an die Türe gepocht. Sie öffnete sich, und herein trat ein großer, breitschulteriger Mann mit feuerrotem Barte.

Eva suchte an ihm vorbeizukommen und das Zimmer zu verlassen, doch er ergriff sie beim Arme und hielt sie fest.

„Nicht so eilig mein schönes Kind,“ sagte er lachend und faßte sie unter das Kinn.

Doch Eva war solche Zärtlichkeiten nicht gewohnt, sie gab ihm einen derben Schlag ins Gesicht und riß sich los.

„Verdammtes Mädel,“ sagte der Mann und rieb sich die Backe, „die hat eine feste Handschrift. Ist es Eure Tochter, Knipperdolling?“

„Mein Mündel, Herr Pastor.“

„So, so; ein hitziges Blut, muß ich sagen, und dabei ein schönes Weib.“

„Ist nichts für Euch, Pastor.“

„Hm, wer weiß! Doch laßt mir den Pastor beiseite, den habe ich in Gildehaus gelassen. Übrigens bin ich froh, daß mein Patron den unverbesserlichen Ketzer von der Pfarre gejagt hat; in Eurem Münster lebt sich's wahrlich viel angenehmer als in jenem Bauernnest, und vielleicht bringe ich es hier noch zum Bischof.“

„Da werdet Ihr Euch anstrengen müssen, Krechting,“ sagte der Kaufmann mit schlecht verhehltem Spotte, „Rothmann ist ein gefährlicher Nebenbuhler.“

„Nun, nun, der Hund jagt die Hasen, und der Jäger steckt sie ein. Was gibt es Neues im hohen Rate der heiligen Stadt?“

Mit diesen Worten ließ er sich auf einen Stuhl nieder und streckte die Füße behaglich unter den Tisch.

„Ich erwarte jeden Augenblick die Aldemänner unserer Gilden,“ antwortete Knipperdolling. „Sie sind aufs Bürgerhaus berufen worden, um dem weisen Magistrate aus der Not zu helfen, in die unsere Prediger ihn gebracht.“

„Was ist denn geschehen?“

„Nun, Ihr wißt doch, daß Stapraede, Rothmanns Hilfsprediger an Lamberti, sich geweigert hat, das Kind des Gastwirts Friese auf der Salzstraße zu taufen. Das hat den Rat also verdrossen, daß er Rothmann befohlen hat, die Stadt zu verlassen, oder von seiner Lehre über die Taufe abzustehen. Aber er hat weder das eine noch das andere getan.“

„Und nun?“

„Der Magistrat will zeigen, wer Herr in Münster

ist und seine Macht gebrauchen gegen den störrischen Pfaffen. Aber die Strohmänner im Rate wissen, daß sie gegen die Gilden nichts ausrichten können; darum suchen sie sich durch die Aldermänner deren Mithilfe zu sichern."

„Und Ihr, was wollt Ihr tun, wenn sie Rothmann preisgeben?"

„Einstweilen warte ich den Beschluß des Rates ab, das andere wird sich finden," erwiderte Knipperdolling mit verschmitztem Lächeln.

„Ihr seid ein Fuchs, Bernt."

„Nur kein so gut gezeichneter wie Ihr, Pastor," gab dieser zurück, indem er auf Krechtings roten Bart deutete. Der Pastor lachte.

„Man muß sein Licht nicht unter den Scheffel stellen, lehrt die Bibel. Vom Herrn hab' ich es, und es ist wohlgefällig in seinen Augen. Ihr habt da schöne Becher auf dem Sims stehen, Knipperdolling," fuhr er scheinbar gleichgültig fort.

Der Kaufmann hob zwei große, zierlich geformte und mit Bildern geschmückte Steinkrüge von der Wand und stellte sie auf den Tisch.

„Es sind Erbstücke," sagte er; „wir wollen versuchen, wie sich's daraus trinkt."

„Ich sehe, Ihr seid kein grober Böotier, und versteht Euch auf geistliche Dinge."

Der Kaufmann schwieg. Er nahm einen großen Krug aus dem Schranke und ging hinaus.

Inzwischen ließ der Gast die lauernden Blicke durch das Zimmer schweifen.

„Die Kaufleute sind doch die reinsten Herren," murmelte er; „ich war ein großer Esel, daß ich nach meines Alten Rat den dürren Acker der Gottesgelahrt-

heit bebaut." Sein Auge fiel auf eine Inschrift über der Türe, und er las folgende Worte:

„Mit dem ich mich beriet
Und ganz auf ihn verließ,
Der war's, der mich verriet."

„Das ist ja ein wahrhaft pythischer Orakelspruch, muß doch hören, was er bedeutet."

Inzwischen kehrte Knipperdolling zurück, schenkte die beiden Krüge voll und schob Krechting einen zu.

„Auf Eure Gesundheit, Pastor, es ist echt Münstersch Bräu."

Dieser hatte den Krug schon an die Lippen gesetzt und tat einen mächtigen Zug.

„Ein kräftiger Tropfen," sagte er und schnalzte mit der Zunge; „daran ist kein Malz gespart."

„Nicht wahr? Wir können ebenso gutes Bier brauen wie die Pfaffen."

„Was habt Ihr denn dort an der Wand stehen?" fragte Krechting und deutete auf den Spruch über der Türe.

Knipperdolling zog die Brauen zusammen. „Das werdet Ihr mit all Eurer Gelehrsamkeit nicht zu deuten vermögen. Es ist ein Denkspruch für mich, eine Erinnerung an meine Gefangenschaft."

„Ich habe davon gehört. Erzählt mir die Geschichte einmal genauer, wenn es Euch gefällt."

„Die könnt Ihr hören. — Der frühere Fürstbischof, der von Wied, der sich an der Drehbank die Langeweile vertrieb, statt sich um die Lage seines gedrückten Volkes zu kümmern, hatte einen Span gegen mich, weil ich der Pfaffenwirtschaft in Münster satt geworden war und die faulen Gäuche im Domkapitel hin und wieder aus

ihrer Behaglichkeit aufstörte. Nun hatte ich vor drei Jahren eine Reise nach Lübeck zu machen, und da ich dem Spillendreher nicht traute, fragte ich den damaligen Bürgermeister Dierk Münstermann, wie ich den Nachstellungen seiner fürstbischöflichen Gnaden entgehen könnte. Dieser riet mir, der Stadt hundert Goldgulden zu zahlen als Buße für mein aufrührerisches Treiben, wie er es nannte, dann werde er mir sicheres Geleite erwirken. Ich tat's, wählte aber zur Vorsicht einen andern Weg, als ich gewohnt war. Trotzdem wurde ich zwei Tagereisen von hier von den Schergen des gnädigen Herrn aufgegriffen, nach Wolbeck gebracht und dort ins Burgverließ gesperrt. Mein freundlicher Ratgeber hatte mich verraten; er hatte wohl gehofft, auf solche Art mich unbequemen Gesellen los zu werden, hatte sich aber verrechnet. Meine Freunde hier waren aufgebracht über meine Gefangennahme und zwangen Magistrat und Domkapitel, beim Bischof meine Freilassung zu erwirken. So kam ich nach kurzer Haft wieder auf freien Fuß, mußte aber dem Spillendreher noch sechshundert Gulden Reuegeld erlegen und einen Eid schwören, für die erlittene Schmach keine Rache zu nehmen."

„Das war eine teure Reise," bemerkte Krechting lachend, „doch Ihr könnt schon ein Schröpflein vertragen."

„Ich werde es so bald nicht vergessen," antwortete jener grimmig. „Und so wahr ich Knipperdolling heiße, die Geschichte soll Stadt und Landesherrn noch so viele tausend Dukaten kosten, wie ich Pfennige bezahlt. Sie sollen erfahren, an wem sie sich vergriffen haben."

„Recht so, mein Freund, ein ordentlicher Kerl läßt sich nicht schinden. Auf Euer Wohl!" und der Pastor leerte den mächtigen Krug bis auf die Neige.

Während Knipperdolling ihn wieder füllte, öffnete sich die Türe, und zwei Männer traten ein.

Der eine war von hoher Gestalt und herkulischem Bau. Sein Haar war schneeweiß, doch leuchtete unter seinen buschigen Brauen ein Augenpaar hervor, das in jugendlichem Feuer erglänzte, und die blühenden vollen Wangen ließen auf eine Vollkraft des Körpers schließen, um die ihn mancher jüngere Mann hätte beneiden können. Es war der Kürschnermeister Heinrich Redecker, einer der Alderleute der Gilden. Der andere, der Schneider Gert Kibbenbrock, ein Mitglied des Magistrats, war ein dürres Männlein mit einem Gesichte, das aus einem alten Pergamentblatt geschnitzt schien. Schon in der Türe fuchtelte er mit den Armen herum und schrie mit kreischender Stimme:

„Nun ist's aus, Knipperdolling, alles ist aus."

Dabei tänzelte er in dem Zimmer auf und nieder, daß Krechting sich des Lachens nicht erwehren konnte.

Der Schneider bemerkte es; zornig stellte er sich vor den Tisch und schrie den Pastor an:

„Ja, lacht nur, es ist aus, auch für Euch. Morgen könnt Ihr Winkelprediger alle den Sack schnüren und auswandern."

„Was ist aus?" fragte Knipperdolling ruhig.

„Aus ist's mit der erhofften Freiheit. Der Magistrat hat beschlossen, Rothmann und alle wiedertäuferisch gesinnten Prediger mit Gewalt auszutreiben."

„Nun, so weit sind wir doch noch nicht," bemerkte Redecker.

„Doch, doch," schrie der Schneider. „Der Magistrat ist vom Bischofe bestochen. Die alte Wirtschaft soll wieder eingerichtet werden. Wir waren mit Geißeln geschlagen, jetzt werden wir mit Skorpionen geschlagen."

„Seid Ihr auch bestochen, Kibbenbrock?" fragte Knipperdolling.

„Ich? Was denkt Ihr von mir? Ich habe dagegen geeifert, was ich konnte, aber man hat mich ausgelacht. Selbst unser Freund Redecker hat sich dem Beschluß gefügt und seine Mitwirkung zugesagt."

„Ist es wahr, Redecker?" sprach Knipperdolling ernst.

Dieser runzelte die Stirne.

„Ich habe mich allerdings überzeugt, daß Rothmann uns zum Unheil wird, wenn wir ihn ruhig gewähren lassen. Er verbreitet, wie man sagt, die Lehren Münzers, der Mülhausen ins Verderben gestürzt hat."

„Was Rothmann lehrt, ist gut," antwortete der Kaufmann streng; „was man im Magistrat davon sagt, gilt mir nichts. Aber was ist denn beschlossen?"

„Ich hab's ja schon gesagt," rief Kibbenbrock. „Rothmann und seine Anhänger sollen aus der Stadt getrieben werden. Ihr kommt auch an die Reihe, Freund, wartet nur."

Knipperdolling wehrte ab.

„Redecker," sagte er, „erzählt mir kurz, was vorgefallen."

„Der Magistrat ist der Meinung," entgegnete dieser, „daß es für das Wohl der Stadt nötig sei, Rothmann und seine Genossen in aller Stille aus Münster zu entfernen, ihnen aber sicheres Geleit beim Bischof zu erwirken. Da man aber weiß, welch großen Anhang er hat, und wie namentlich die Gilden treu zu ihm stehen, hat man mir und Modersohn das Versprechen abgenommen, bei den Gilden für den Beschluß zu sprechen, daß sie keinen Widerstand entgegensetzen. Morgen soll eine große Versammlung aller angesehenen Bürger auf dem Markte stattfinden, um die Sache ins Werk zu setzen."

„Und Ihr wollt Euch als Werkzeug des Magistrats hergeben, Redecker?“ fragte Knipperdolling scharf.

„Ich weiß nicht, was da zu tun. Persönlich bin ich Rothmann gewogen, aber wenn es das Wohl der Stadt fordert, füge ich mich in seine Verbannung. Wie die Gilden darüber denken, weiß ich zwar nicht.“

„Nicht? Nun, das werden wir ja gleich hören,“ entgegnete der Kaufmann. „Ihr habt ja die Gildemeister auf den Abend zum Schauhause entboten, da wollen wir gleich die Sache vorbringen. Wo ist Modersohn?“

„Er ist schon voraufgegangen.“

„So laßt uns nicht mehr zögern, hier gilt's, rasch zu handeln.“

„Ja, ja,“ rief Kibbenbrock, „die Gilden müssen entscheiden.“

Knipperdolling eilte hinaus, kehrte aber gleich darauf zurück, bekleidet mit einem pelzverbrämten Mantel und einem zierlichen Barett auf dem Kopfe.

Krechting leerte seinen Humpen, warf einen bedauernden Blick auf den noch halbgefüllten Krug und sagte zu Kibbenbrock:

„Kommt Ihr inzwischen mit zu Rothmann, wir wollen ihm sagen, welches Verhängnis seinem unschuldigen Haupt droht.“

„Da muß ich Euch doch allein gehen lassen, Pastor,“ antwortete der Schneider. „Als Magistratsmitglied darf ich den Verfemten nicht besuchen.“

„Ha, ha, Ihr wollt Euch den Rücken frei halten, Männchen,“ erwiderte der Pastor lachend und klopfte ihm mit seinen groben Fingern so derb auf die Schulter, daß er mit schmerzlichem Aufschrei zur Seite sprang.

„Daß Euch der . . . . Pastor. Mein Rücken ist keine Diele für Dreschflegel,“ rief er.

„Nichts für ungut, Kibbenbrock, ich bin vom Lande. Ich werde allein zu Rothmann gehen.“

Die vier Männer verließen das Haus. Vor der Türe trennte sich Kibbenbrock von den übrigen, nachdem er noch gebeten, ihm Nachricht vom Beschluß der Gilden zu geben. Krechting begleitete die beiden andern bis zum Schauhause am Fischmarkte, dem gewöhnlichen Versammlungsorte der Gilden, und begab sich dann zu Rothmann, der auf dem alten Steinwege ein ihm von der Kaufmannsgilde eingeräumtes Haus bewohnte.

Im Schauhause ging es lebhaft zu. Modersohn war kaum eingetreten, als er schon von allen Seiten mit Fragen bestürmt wurde. In der Stadt hatte sich das Gerücht verbreitet, auf dem Bürgerhause werde etwas geplant gegen Rothmann, und der Schluß lag nahe, daß die Berufung der Gildevorsteher eben deshalb geschehen sei.

„Die Sache bedarf einer ruhigen Besprechung,“ bemerkte der Aldermann; „Redecker wird gleich kommen, dann wollen wir darüber handeln.“

„Wir lassen uns Rothmann nicht nehmen,“ rief der Schwertfeger Rüscher; „der Magistrat sinnt auf Ränke gegen uns.“

„Der neue Syndik von der Wyk steckt dahinter,“ rief ein anderer. „Unsere Freiheit ist in Gefahr.“

Als Redecker und Knipperdolling eintraten, wurden sie umringt und um Aufschluß gebeten.

„Ruhig, ruhig,“ mahnte der alte Kürschner, „setzt euch zu ordentlicher Tagung nieder.“

Die Meister ließen sich an den langen Tischen nieder. Nachdem der Kürschner durch Namensaufruf festgestellt, daß von den vierunddreißig Gildemeistern nur einer wegen Krankheit fehlte, nahm er das Wort.

„Ehrsame Meister und Handwerksgenossen, wir haben euch einen Beschluß des Rates vorzulegen. Es ist euch bekannt, daß einige Prediger in letzter Zeit gelehrt haben, die Taufe der Kinder sei gottlos. Die Wahrheit zu erfahren, hat der Magistrat vor Wochen eine Disputation auf dem Bürgerhause veranstaltet, zu der studierte Männer der alten und der neuen Lehre geladen waren. Die Obrigkeit hat sich für die alte Lehre entschieden, aber die Prediger haben sich an ihre Entscheidung nicht gekehrt, ja sie haben sich jüngst öffentlich geweigert, ferner noch Kinder zu taufen. Einen solchen Ungehorsam glaubte der Magistrat nicht ungestraft lassen zu können. Dazu kommt, daß jene noch andere Lehren verbreiten, welche der Stadt verderblich zu werden drohen. So hat Rothmann vor zwei Tagen in Lamberti gesagt, es dürfe in der wahren Kirche Christi weder Arme noch Reiche geben, alles müsse gemeinsam werden. Ferner, einer so heidnischen Obrigkeit, wie sie in Münster regiere, dürfe kein wahrer Christ gehorchen. Darauf hat nun der Magistrat beschlossen, Rothmann, der ein anderer Münzer zu werden scheine, und alle Verfechter solcher gefährlichen Lehren aus der Stadt zu vertreiben. Ich und Modersohn waren zu der Beratung geladen, und wir haben versprochen, euch den Willen der Obrigkeit kund zu tun und euch zu gemahnen, dem Beschlusse nicht entgegen zu sein. Erwäget reiflich, ob er euch nicht ersprießlich scheint für unser und der ganzen Stadt Wohl und Wehe."

„Es ist eine gute Sache geworden," rief der Schwertfeger Rüscher, „daß der Magistrat unser bedarf. Wir können stolz darauf sein. Sie jagen den Bären, und keiner will ihn stechen."

„Von Rechts wegen sollten wir selber das Stadtregiment führen," sagte der Gerber Prußen.

„Und dich zum Bürgermeister machen," rief eine spöttische Stimme.

Jetzt erhob sich der Schmiedemeister Möllenhecke, ein Mann mit derben Gesichtszügen, aber klugen Augen.

„Brüder," sagte er, „der Antrag des Magistrats ist, meine ich, eine Ehrung des Handwerks. Er zeigt, daß die Obrigkeit nichts Wichtiges ohne unsere Zustimmung unternehmen will, aber auch hofft, daß wir den guten Ruf unserer Stadt zu schützen wissen und allem Unheil kräftig begegnen wollen. Und eine Gefahr entsteht uns in dem Gebaren Rothmanns und seiner Genossen. Sie locken mit den neuen Lehren allerlei fremdes Gesindel nach Münster, und wenn es so fort geht, werden wir bald mehr Spitzbuben als ehrliche Leute in der Stadt haben, und am Ende werden wir noch aus unseren eigenen Pfählen geworfen."

„Oho," rief der übermütige Rüscher, „da sind wir noch mit dabei."

„Gemach, gemach, junger Mann," sagte der Alte, „mir verbrennt kein Eisen. Selbst feste Mauern werden bröckelig, wenn sich Unkraut in die Fugen nistet." Und er setzte sich nieder.

„Liebe Freunde," sprach jetzt der Aldermann Modersohn, „auch mir fängt das ewige Neuern an bedenklich zu werden. Zuerst hat man uns gelehrt, der alte Glaube sei eitel Menschenwerk und Götzendienst, und wir haben das Evangelium angenommen trotz Bischof und Domkapitel, nun steht auch das nicht mehr fest. Die Kinder sollen nicht mehr zu Christen getauft werden, wie Heiden sollen sie aufwachsen, die Obrigkeit soll nichts mehr zu befehlen haben; am Ende werden wir schlimmer als die Türken. Wir sind jetzt frei und können uns selbst nicht regieren."

„Dann laßt uns doch die Pfaffen wiederholen," rief Rüscher, „die sollen uns schon bändigen."

Ein lautes Gelächter belohnte den Spötter.

„Nun, seht euch vor. An allem Streit und aller Unruhe ist doch nur Rothmann schuld, und ich frage: Sollen wir nicht diesen Mann ziehen lassen, wenn wir damit Frieden schaffen in unseren Mauern?"

Alles schwieg.

Plötzlich erhob sich Knipperdolling. Seine Stirne war leicht gerötet, sein Auge blitzte.

„Brüder," begann er, „vergönnt auch mir, meine Meinung vorzubringen. Ich kann es nicht leugnen, es ist unruhig geworden in unserer Stadt, und mancherlei Dinge begeben sich, die zu ernster Wachsamkeit mahnen. Und wir vor allem müssen wachsam sein, daß wir die kaum errungene Freiheit nicht wieder verlieren durch eigenen Unverstand. Sehnt ihr euch zurück nach der Zeit, wo die Pfaffen regierten? Möchtet ihr ein zweites Varlar erleben, ein zweites Mal den Triumphzug des Domkapitels durch die Straßen ziehen sehen zur Feier unserer Niederlage? Wollet ihr die faulen Schmerbäuche wieder füttern, die euch fast an den Bettelstab brachten, da sie steuerfrei Handel und Gewerbe trieben und euch die Lasten aufluden? Wollet ihr euch noch einmal der Gefahr aussetzen, daß euer Vieh von der Weide geschleppt, eure Güter gepfändet werden, wie weiland Herzog Magnus von Lauenburg es tat, als er Anspruch erhob auf den Nachlaß Bischof Erichs, den das Domkapitel beerbt nach altem Brauch? Gelüstet es euch danach? Saget ja, und ich schweige, gehe nach Hause und verlasse Münster ehestens."

Ein furchtbarer Tumult erhob sich.

„Nein, nein," schrien die erregten Männer. „Weiter."

„Nun, wer hat euch befreit von der Zwingherrschaft der Pfaffen? Wer anders als Rothmann? — Er hat die Ketten zerbrochen, an denen wir so lange vergeblich gerüttelt, er hat uns den Weg zur Herrschaft geöffnet und den Domhof gereinigt von den hochmütigen Faulenzern. Und diesen Mann sollen wir uns nehmen lassen?“ —

Wieder schwieg er, und „nein, nein!“ hallte es ihm dröhnend entgegen.

Mit stolzem Lächeln überblickte Knipperdolling die Versammlung.

„Wir würden uns am eigenen Hause die Fenster einwerfen, wollten wir Rothmann aufgeben,“ fuhr er fort. „In Rothmann liegt unsere Stärke, in ihm stehen und fallen wir. Jede Zeit, in der neue Gedanken auftauchten, ist unruhig gewesen; die Freiheit wird nur unter mächtigen Wehen geboren. Sie gehen vorüber, und wer klaren Auges und festen Willens ist, behält den Sieg. Hütet eure junge Macht! Tausend Hände sind schon wieder geschäftigt, den Baum unserer Freiheit zu stürzen. Wer zu Rothmann steht, der erhebe sich!“

Die ganze Versammlung stand unter großem Lärm von den Sitzen auf; nur Möllenhecke, Modersohn und Redecker erhoben sich nicht.

„Es ist unerhört, daß unsere eigenen Aldermänner gegen uns stehen,“ rief Rüscher. „Das ist Verrat; wir müssen neue wählen.“

Zornig sprang Redecker auf, um zu sprechen, aber es dauerte lange, ehe er sich verständlich machen konnte.

„Freunde,“ rief er, „in den Worten Rüschers liegt eine Anschuldigung, die wir nicht verdient haben. Wir haben dem Magistrat versprochen, euch seinen Beschluß kund zu tun und euch dafür zu gewinnen. Wir haben unser Wort eingelöst und sind dessen ledig. Ist das

Verrat? Wir halten fest an den Satzungen des Handwerks und weichen nicht von der Treue. Euer Beschluß ist jetzt auch der unsere.“

„Bravo,“ riefen viele.

„Aber,“ fuhr Redecker fort, „wie soll die Austreibung Rothmanns gehindert werden?“

„Dafür laßt mich sorgen,“ erwiderte Knipperdolling. „Hat der Magistrat ohne unsere Zustimmung seinen Beschluß gefaßt, mag er sehen, wie er ihn ausführt.“

Die Geschichte gefällt mir nicht,“ sprach Möllenhecke. „Ich fürchte, ihr säet Wind und erntet Sturm.“

„Ach was,“ rief Rüscher, „Ihr seht zu schwarz; alte Kirchen haben dunkle Fenster.“

„Mag's Euch frommen, Rüscher,“ entgegnete der Schmied; „allzuviel zerreißt den Sack.“

Damit verließ er festen Schrittes das Haus. Bald folgten ihm die Aldermänner auch, und das war Knipperdolling erwünscht.

Während die Bierkrüge klappten, und die Köpfe immer hitziger wurden, entwickelte er den Genossen seinen Plan, die Austreibung Rothmanns zu hindern. Hätten die Herren vom Magistrat geahnt, was an jenem Abende auf dem Schauhause beschlossen wurde, sie hätten sicher keine ruhige Nacht gehabt.

3.

Das klare Licht der Morgensonne fiel in ein helles und freundliches Gemach des Herdingschen Hauses. Es spielte auf dem weißen Linnen eines hohen Bettes, das nicht weit vom Fenster stand. Darin lag Frau Agnes, Ludgers Mutter. Eine weiße Haube umrahmte das schmale Gesicht der Kranken, auf deren Wangen sich

zwei leicht gerötete Flecken zeigten. Vor ihr lag ein aufgeschlagenes Gebetbuch, worin sie gelesen zu haben schien, denn sie hielt die Hände darüber gefalten. Im Augenblicke zwar hatte sie ihre Andacht unterbrochen. Den Kopf leicht zur Seite geneigt, blickte sie mit ihren großen Augen auf das Licht, das eben wie zum Gruße ihr Lager streifte. Ihr Blick folgte dem Strahle zum Fenster, blieb aber dann auf dem Bilde eines Mannes haften, das zwischen den beiden Fenstern des Zimmers aufgehängt war. Es war das Bild ihres verstorbenen Gatten.

Lange ruhte ihr Auge auf demselben, dann lehnte sie das Haupt in die Kissen zurück und schloß die Lider.

Ein fester Schritt erklang draußen auf dem Flur; die Kranke öffnete die Augen wieder und blickte nach der Türe, durch welche eben ihr Sohn eintrat.

Er grüßte sie zärtlich, zog einen Stuhl an das Bett und ließ sich darauf nieder. Liebevoll ruhte der Mutter Auge auf dem stattlichen Manne, doch entgingen ihrem scharfen Blicke die leichten Falten auf seiner Stirne nicht.

„Wie fühlst du dich heute, Mutter?“ fragte Ludger.

„Danke, Kind, ich bin zufrieden.

„Haben die Schmerzen in der Brust nachgelassen?“

„Ich habe besser geschlafen diese Nacht und noch nicht gehustet; es wird sich schon machen.“

Es entstand eine Pause; Ludger sah nachdenklich vor sich hin.

„Aber du selbst bist heute nicht munter, Ludger,“ sprach die Frau. „Was drückt dich?“

„Ach, Mutter, was soll ich dich mit meinen Sorgen belasten!“

„Sprich nicht so, Ludger, sage mir, was dir fehlt."

„Ich bin etwas verdrießlich darüber, daß die Gesellen ihrer Arbeit so schlecht acht gehabt. Morgen sollte die neue silberne Ampel für die Kirche in Coesfeld fertig sein, und da finde ich, daß Dusentschur die Verkrönung noch gar nicht begonnen hat."

„Das kann schon einmal vorkommen; darum darfst du nicht gleich unwirsch werden."

„Dusentschur vernachlässigt die Arbeit, und ich glaube, mit Vorbedacht. Gestern abend traf ich ihn dabei, wie er den andern die Bibel erklärte."

„Um so aufmerksamer und tätiger mußt du selbst sein. Du kennst ja das Sprüchwort: Des Herrn Fuß düngt den Acker. Dusentschur ist ein Arbeiter, den du nicht wohl entbehren kannst."

„Er weiß es und verläßt sich darauf. Er liest allerlei Schriften und verführt mir schließlich auch die jüngeren Gesellen. Am Ende muß ich ihn doch noch entlassen."

„Übereile dich nicht, Ludger; wir leben in einer unruhigen Zeit, und es ist leicht erklärlich, daß ein so kluger Kopf den neuen Lehren nachgeht und sie zu begreifen sucht. Du darfst ihn noch nicht verurteilen."

„Ich fürchte, er begreift sie schon zu gut."

„Irrt er, so führst du ihn mit Strenge nicht zurück zum Rechten. Nur ein gutes Wort findet guten Ort. Aber du bist zu hitzig, mein Sohn. Glaube mir, wir können die Dinge nicht immer nach unseren Wünschen wenden; das Leben lehrt uns allgemach, daß wir am besten unser Ziel erreichen, wenn wir mit den Verhältnissen rechnen, in denen wir stehen."

„Du hast recht, Mutter, ich fühle und weiß es. Aber es ist oft so schwer, nicht aufzubrausen und mit Gewalt zu nehmen, was sich uns zu versagen scheint."

„Daran ist allein unsere Eigenliebe schuld. Suche für andere zu leben, und du lebst recht für dich selbst.“

„Ach, Mutter, du sprichst fast wie Eva. Bin ich wirklich so selbstsüchtig!“

„Du bist nicht ganz frei davon, Ludger, aber doch ein Mann von rechtem Sinn. Was hat denn Eva gesagt?“

Ludger schüttelte den Kopf. „Ich möchte es dir lieber nicht sagen, aber ich fühle, du mußt es wissen, ich bedarf deines Rates.“

„Sprich offen, mein Sohn, du weißt, dein Wohl liegt mir am Herzen, und ich möchte dich gerne glücklich wissen, wenn mich der Herr zu sich ruft.“

„O, Mutter, davon darfst du nicht reden. Ich hoffe, daß Gott dich mir noch lange läßt.“

„Sein Wille geschehe. Erzähle!“

Und Ludger berichtete der Mutter die Unterredung, welche er am Abend vorher mit Eva gehabt. Über die weichen Züge der Kranken glitt ein Lächeln.

„Eva ist ein kluges Mädchen,“ sagte sie.

„Wie, Mutter, du gibst ihr recht, daß sie mich abgewiesen?“

„Das tat sie gewiß nicht im Ernste, aber sie kennt ihren eigenen Wert.“

„Bin ich ihrer denn unwert?“

„Das darf ich nicht sagen; du verdienst ein treffliches Weib, und Eva wäre mir die liebste Tochter.“

„Aber sie will ja nicht, sie glaubt nicht, daß ich sie liebe.“

„Liebst du sie wirklich, so mußt du alles daran setzen, sie zu gewinnen.“

„Das will ich, noch heute werde ich zu Knipperdolling gehen und um sie werben.“

„Und wenn du Widerstand findest bei diesem hochmütigen bösen Manne?“

„Ja, Mutter, was dann?“

„Dann, Ludger, muß sich deine Liebe bewähren. Viele Wasser löschen die Liebe nicht aus, sagt die Schrift.“

Ludger schüttelte den Kopf. Dann sagte er:

„Du billigst es also, daß ich um Eva anhalte?“

„Gewiß, mein Sohn, und ich wünsche, daß dir Segen aus diesem Schritte erwachsen möge.“

Ludger erhob sich und reichte der Kranken die Hand. Sie zog ihn an sich und drückte einen Kuß auf seine Stirne. Der Sohn errötete und schlang den Arm um den Hals der Mutter, während sein Auge feucht wurde. Dann verließ er schweigend das Zimmer. Die Frau sah ihm nach, bis die Türe sich hinter ihm geschlossen hatte, dann faltete sie die Hände und betete leise.

Nach einer Weile erschien eine Magd und fragte nach den Wünschen ihrer Herrin.

„Hat mein Sohn das Haus schon verlassen, Trine?“

„Nein, Frau, er ist drüben in seiner Kammer.“

„Sobald er ausgeht, rufe mir Dusentschur herauf. Ist die Wäsche besorgt?“

„Sie kommt eben von der Bleiche.“

„Und fehlt kein Stück?“

„Doch, Frau, ein Leintuch und zwei Hemden.“

„Wie ist das denn? Sorgt Ihr nicht gut um alles?“

Das Gesicht der Magd nahm einen trotzigen Ausdruck an.

„Wir tun, was wir können, Frau. Aber es ist so viel schlechtes Volk in der Stadt und Gegend, daß es mich nicht Wunder nähme, wenn noch mehr fehlte.“

Frau Herding blickte das Mädchen scharf an, aber sie sagte nichts.

„Was machen die Schweine?“ fragte sie nach einer Pause.

„Dafür sorgt die Liese.“

„Laßt es nicht an Futter fehlen, ich meine, sie müßten bald fett sein.“

„Mag wohl sein, dann gibt's noch mehr Arbeit. Man weiß schon jetzt nicht, wie man mit seinen zwei Händen alles besorgen soll.“

Ein schmerzlicher Zug legte sich um den Mund der Kranken.

„Ich kann leider nicht mehr,“ sagte sie; „es ist hart, so daliegen zu müssen.“

Die Magd entfernte sich, und die Kranke seufzte tief auf.

„Es wäre wirklich Zeit, daß eine rechtschaffene junge Frau ins Haus käme,“ sprach sie bei sich selbst. „Alles geht zurück.“

Nach einer halben Stunde etwa klopfte es leise, und Dusentschur trat ein. Er blieb an der Türe stehen und blickte halb scheu, halb fragend nach der Kranken hin.

„Kommt näher, Dusentschur, setzt Euch hier.“

Der Geselle, der auf einem Beine leicht hinkte, näherte sich und ließ sich auf den Stuhl nieder.

„Ich habe Euch rufen lassen,“ sprach Frau Herding, „um mit Euch ein Wort zu reden. Mein Sohn ist nicht ganz zufrieden mehr mit Euch. Wie ist das?“

Der Mann runzelte die Stirne und sagte:

„Ich weiß nicht, Frau, ob er Grund dazu hat. Euer Mann behandelte mich besser als er. Ich bin doch kein Anfänger und könnte längst selbst Meister sein.“

„Mein Sohn weiß Eure Geschicklichkeit wohl zu schätzen, aber er meint, Ihr kümmertet Euch um der Welt Händel mehr als billig.“

„Das mag er wohl meinen, ich aber kann mich den großen Gedanken nicht verschließen, welche die Zeit durchbeben. Es handelt sich um das höchste Gut, den wahren Glauben, und da ist jeder berufen, der Wahrheit zu horchen und ihr zu dienen, damit er nicht als unnützer und fauler Knecht erfunden werde, wenn der Herr kommt, seine Diener zu prüfen."

„Haben wir denn nicht schon lange den wahren Glauben?" fragte Frau Agnes mild. „Seid Ihr abtrünnig geworden von der Lehre unserer Väter? Es täte mir leid um Euch, Dusentschur."

„O Frau, die Wahrheit hat sich der verderbten Menschheit schon lange entzogen. Was wir glauben, ist nur die Hülle, doch die Gnade des Herrn will die Schale jetzt sprengen, auf daß wir uns erlaben der süßen Frucht. Eine neue Kirche wird erstehen, die allein wahre, und Christus wird sein Reich aufrichten unter uns, ein Reich des Friedens und der Liebe, und sein Scepter wird die Welt beglücken. Heil uns, daß wir das Morgenrot dieses Tages erblicken durften, daß wir die Stimme des Herrn hören. Gewaltige Propheten hat er erweckt, das sündige Volk Israel zu ihm zurückzuführen, und ihr Ruf klingt mächtig durch die Lande."

Mit Begeisterung hatte er gesprochen, und verwundert schaute die Frau ihn mit ihren klaren, sanften Augen an.

„Was ihr da redet, Dusentschur," antwortete sie, „klingt zwar schön, aber es gefällt mir nicht. Es gibt auch falsche Propheten, und unser eigenes Herz redet gar oft die Sprache, die wir in andern zu hören meinen. Ihr seid ein kluger Mann, aber die Klugheit auch kann zum Falle werden. Seht Euch vor, daß Ihr nicht in die Schlingen des Bösen fallt."

Der Mann schwieg.

„Um eines bitte ich Euch, Dusentschur,“ fuhr Frau Agnes fort; „steht meinem Sohne auch ferner treu zur Seite. Ihr habt es ja meinem Manne auf dem Sterbebette versprochen. Es wird Euch zum Segen sein.“

„Ich will versuchen, ihn zufrieden zu stellen, aber es wird nicht leicht sein.“

„Haltet die Gesellen zur Arbeit an; Ihr habt ja die Aufsicht und Führung derselben, Euer Beispiel wird sie anspornen.“

Der Mann erhob sich.

„Ihr macht Euch zu viel Sorge, Frau,“ sprach er, „das Geschäft geht gut.“

Als er das Zimmer verlassen hatte, überdachte die Frau seine Worte noch einmal, und ihr Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an.

„Ach, daß ich so elend bin,“ seufzte sie; „wäre ich gesund, manches würde anders gehen.“

Inzwischen war Ludger zu Knipperdolling gegangen. Er fand den Kaufmann in seiner Stube, wo er beschäftigt war, ein kurzes Schwert vom Roste zu reinigen. Er erwiderte Ludgers Gruß nur mit leichtem Kopfnicken.

„Störe ich?“ fragte dieser und blieb an der Türe stehen.

„Wie man's nimmt, viel Zeit habe ich nicht zu vergeben. Was wollt Ihr?“

„Ich habe nur eine Frage zu stellen. Wollet Ihr mir nicht Euer Mündel Eva zum Weibe geben?“

„Eva?“ antwortete Knipperdolling wie verwundert über diese Frage: „Ihr scherzt wohl, Herding. Das Mädchen hat keine Mitgift, wie Ihr sie verlangen könnt.“

„Es ist mein Ernst. Gott sei Dank habe ich selbst so viel, daß ich nicht nach Vermögen gehen muß.“

„Da brauchte ich also bloß Ja zu sagen!“ erwiderte der Kaufmann mit spöttischem Lächeln.

„Das eben wollte ich hören.“

„Ihr scheint Eurer Sache sehr sicher zu sein. Hat Eva Euch geschickt?“

„Um gerade heraus zu reden, sie hat mir abgeraten.“

„Die Dirne ist doch gescheiter, als ich dachte. Was wollt Ihr denn da noch von mir?“

„Ich denke, es war nicht so ernst gemeint, und wenn Ihr ein vernünftiges Wort mit ihr reden wolltet, würde sich die Sache schon ordnen lassen.“

„So, so, ich soll also den Werber für Euch machen, Herding! Hm, nicht übel! Habt Ihr Euch das eingeredet?“ Und er brach in ein lautes Lachen aus.

Ludger überlief es heiß, und er preßte die Lippen fest zusammen.

„Doch ja,“ fuhr Knipperdolling fort, „ich vergaß, Ihr seid einer von den Frommen, die da hingehen und Vater und Mutter schön bitten um die Tochter und an der Alten Segen das Weib wie ein Opfer am Strick zum Altare schleppen. Was würden die Pfaffen sich freuen, wenn Knipperdolling Euch sein Mündel gäbe!“

„Was haben die Geistlichen damit zu tun?“

„O viel, sehr viel, junger Mann. Ich denke, Ihr wißt, daß ich kein Pfaffenknecht bin, Ihr aber seid so ein Heiliger, der sich am wohlsten fühlt, wenn ihm der Weihwedel durchs Gesicht fährt, auf den die Pfaffen ihre Zaubersprüche gemurmelt.“

„Ich leugne nicht, daß ich dem Glauben meiner Väter treu geblieben bin,“ erwiderte Ludger ruhig, obwohl ihm die boshafte Rede das Blut in die Stirne trieb.

„Ach was Glauben! Für mich heißt es nicht: Hie Luther, hie Papst! Ich stehe gegen alle Pfaffen, ich

kämpfe für des Volkes Freiheit. Und da steht Ihr in den Reihen meiner Feinde. Aus dem Handel wird nichts."

„Auch ich bin für ein freies Bürgertum, aber nicht für die Herrschaft des Pöbels," sagte Ludger scharf.

„Des Pöbels? Junger Mann, hütet Eure Zunge ein wenig."

„War es denn nicht der Pöbel, der die Niesingnonnen bedrängte, der das Fraterhaus überfiel!"

„Warum geschah's? Wißt Ihr's? Das Elend und der Hunger hat die Leute dazu getrieben, die faulen Schmarotzer etwas aufzurütteln, und ein wahrer Freund des Volkes sollte sich der gedrückten Bürger annehmen."

„Das werde auch ich tun, wo ich das Unrecht herrschen sehe. Bis heute aber sehe ich kein Heil erwachsen aus dem Aufruhr, in den das Volk getrieben wird. Das Unrecht liegt nicht auf der Seite, wo Ihr es sucht."

„Danke für das Kompliment. Doch ich will Euch einen Vorschlag machen. Eva ist mir stets ein gehorsames Kind gewesen, und wenn ich zu Euren Gunsten mit ihr rede, möchte es Euch wohl gelingen."

„Ich wäre Euch von Herzen dankbar. Meine Mutter ist krank und schwach, ich muß eine Frau ins Haus haben."

„Und Eva wäre schon die rechte für Euch. Sie versteht die Wirtschaft wie eine, und ein schöneres Mädchen möchtet Ihr wohl kaum in Münster finden."

Sein lauernder Blick traf Herding, und mit Vergnügen bemerkte er, wie das Lob auf den jungen Mann wirkte.

„Ich möchte ihr gern ein so sorgenfreies Los gönnen, wie Ihr es einer Frau bieten könnet," fuhr Knipperdolling fort.

„Ich will sie so glücklich machen, als ich kann."

„Glaub's schon, aber es geht doch nicht."

„Warum nicht?"

„Es würde keine gute Ehe werden. Eva wird ihren Oheim nicht vergessen, sie ist eine brave Tochter, und Ihr seid mein Feind."

„Das bin ich nicht. Wird Eva mein Weib, so muß auch ich Euch ja Oheim nennen, wie sollte ich da Feindliches gegen Euch sinnen?"

„So würdet Ihr mir beistehen, wenn mir Gefahr droht?"

„Zweifelt nicht."

„Nun, so hört! Der Magistrat will heute die Prediger und ihren Anhang austreiben, versteht Ihr? Ich bin ihr Schützer bis jetzt gewesen, also geht's auch mich an."

„Man kann doch keine angesessenen Bürger verjagen!"

„So denkt Ihr, aber der Bischof und seine Freunde im Rate sind anderer Meinung."

„Aber Ihr habt, denk' ich, doch auch Freunde genug, die ein solches Verfahren nicht dulden würden."

„Das habe ich, doch man kann deren nie genug zählen."

„Ich verstehe nicht, wie das mit meiner Werbung zusammenhängt."

„Hört nur. Heute nachmittag, wenn die Austreibung beginnen soll, rücken die Gilden aus zum Schutze der Bedrohten. Wollt Ihr da nicht auch zur Waffe greifen, um die Freiheit, das Recht, um mich zu schützen? — Fürchtet nichts, wir sind stark genug, aber ich zählte Euch gerne zu meinen Freunden und verspreche Euch, Eva wird die Eure."

Ludger schwankte, der Handel kam ihm verdächtig vor.

„Ihr stellt da eine schwere Zumutung an mich,“ sagte er.

„Daß ich nicht wüßte. Wo Redecker, Modersohn, Rüscher und andere stehen, braucht es doch kein Bedenken für Euch.“

Dem jungen Manne wurde es unbehaglich. Er kannte Knipperdolling als den schlimmsten Gegner des Bischofs und der Geistlichkeit und scheute sich, ihm Hilfe zu leisten. Und würde Eva ihn nicht dennoch abweisen, da sie gesagt, er liebe sie nicht? Doch er konnte es ihr ja beweisen, indem er auf ihres Oheims Seite trat und das Opfer brachte, Bestrebungen zu unterstützen, die er innerlich verurteilte. Und doch schämte er sich, wenn er nur daran dachte, gegen seine bessere Überzeugung zu handeln. So stand er stumm und unentschlossen, indes Knipperdolling ihn mit schadenfrohem Lächeln betrachtete.

„Entscheidet Euch,“ sprach dieser endlich, „ich kann Euch entbehren, doch ich will Euer Bestes.“

„Nun denn,“ erwiderte Ludger rasch, „hier meine Hand! Aber nun haltet auch Wort und macht mir das Mädchen willig.“

„Verlaßt Euch darauf, sie achtet meinen Willen.“

Die Männer schüttelten sich die Hand.

„Punkt vier Uhr am Schauhause, Herding, mit Hakenbüchse oder Hellebarde.“

Ludger schrak zusammen. Am liebsten hätte er sein Wort wieder zurückgenommen, aber er schämte sich und versprach, zur Stelle zu sein.

Als er das Zimmer verließ, trat Anna, Knipperdollings Tochter, eben von der Straße ins Haus. Sie summte ein heiteres Liedchen vor sich her, brach aber sogleich ab, als sie Ludger sah.

„Ihr hier, Ludger? Wart Ihr bei Eva?“ fragte sie schnell.

„Nein, Anna, beim Vater.“

„So kommt einmal mit, das trifft sich gut.“

„Ich habe keine Zeit, Anna,“ entgegnete Ludger, der nicht gerne mit Eva zusammentreffen wollte.

„Ach was, Zeit! Ihr müßt!“

Damit faßte sie ihn am Arm und zog ihn in ein Stübchen, wo Eva am Fenster saß und an einer Stickerei arbeitete.

Sie blickte auf, als sie Anna mit Ludger eintreten sah, und das Blut schoß ihr ins Gesicht, während dieser verlegen an der Türe stehen blieb.

„Beseht Euch die Jungfer da einmal recht, Herding,“ rief Anna heiter, „und dann sagt mir, was ihr fehlt. Seit gestern abend läßt sie den Kopf hängen wie ein kranker Zeisig, aber ich kann nicht herausbringen warum. Habt Ihr Euch gezankt?“

Ludger war es wie jemand, der einen hastigen Lauf getan; der Atem stockte ihm, und sein Herz ging in raschen Schlägen. Eva wurde wechselnd bleich und rot, doch die Furcht, Ludger könne ein Wort von ihrer Unterredung fallen lassen, überwog die Verwirrung, in welche Annas leicht hingeworfene Rede sie gebracht, und sie sagte hastig:

„Närrisches Ding, worüber sollten wir gezankt haben?“

„Mach mir nichts weis, Eva, Ihr seid gestern abend zusammen gewesen, und just seit gestern abend ist schlechtes Wetter bei dir aufgezogen.“

Damit blickte sie Ludger an, als erwarte sie von ihm Aufklärung. Dieser fühlte sich froh bewegt bei Annas Worten, er glaubte Evas Verstimmung zu seinen Gunsten auslegen zu dürfen. Vielleicht waren ihr die

harten Worte leid geworden. Doch Eva hatte inzwischen ihre Fassung wiedergewonnen.

„Du bist ein rechtes Kind, Anna," sagte sie; „darf man denn bei dir kein ernstes Gesicht machen?"

„Ich kann keine verdrießlichen Leute sehen," antwortete diese; „du sollst mit mir lachen und singen wie sonst. Wenn ich einmal verliebt bin, so werde ich den ganzen Tag singen und tanzen."

„Ihr habt Euch doch noch gern, Ludger?" sagte sie plötzlich und blickte den jungen Mann fragend an.

„Gewiß, Anna, so gerne wie früher, ja noch lieber," stotterte dieser errötend.

„Das wollte ich Euch auch raten. Ich kratzte Euch die Augen aus, wenn Ihr Eva untreu würdet," rief sie lachend. „Dann sei auch munter, Schwesterchen, komm, wir singen das Lied vom Kuckuck auf dem Birnbaum."

Damit legte sie den Arm um Eva und versuchte, sie in das Zimmer zu zerren.

In diesem Augenblicke hörte man draußen die Stimme der Mutter, welche nach der Tochter rief. Anna sprang zur Türe, drohte Ludger noch einmal lachend mit dem Finger und huschte hinaus. Dieser stand in großer Verlegenheit da. Sollte er Eva sagen, daß er mit dem Oheim gesprochen, und welchen Handel er eingegangen? Er fühlte, daß er dazu nicht den Mut besaß. Eva vermutete ihrerseits, daß Ludger seinen Vorsatz ausgeführt, wollte aber nicht danach fragen und beugte sich wieder über ihre Arbeit. So vergingen einige Augenblicke. Endlich sprach Ludger:

„Was fehlt dir Eva?"

„Das kann ich dir nicht sagen."

„Du bist doch nicht krank?"

„Nein."

Wieder entstand eine Pause.

„Ich muß jetzt gehen, Eva,“ sagte Ludger in weichem Tone, „aber ich komme bald wieder. Hast du kein freundliches Wort für mich?“

Seine Stimme verriet seine innere Bewegung, und Eva fühlte sich betroffen. Sie schaute ihn mit ihren dunklen Augen ernst an und sprach:

„Ich bin dir nicht böse, Ludger.“

Er trat zu ihr und bot ihr die Hand. Sie legte ihre Rechte auf einen Augenblick in seine, dann aber griff sie wieder zur Arbeit.

„Bis bald, Eva,“ sprach Ludger, dann verließ er das Zimmer.

Als er nach Hause kam, fand er eine Botschaft des Magistrats. Er wurde gebeten, am Nachmittage um vier Uhr auf dem Hauptmarkte vor dem Bürgerhause zu erscheinen zur Beratung über eine wichtige Angelegenheit, die das Wohl der Stadt betreffe. Der Magistrat erwarte von ihm als treugesinnten ordnungsliebenden Bürger Unterstützung.

Es war Ludger sofort klar, daß es sich um die von Knipperdolling angedeutete Vertreibung der Prediger handle, und er geriet in nicht geringe Verlegenheit. Die Herdings waren seit alter Zeit treue Stützen des Rates gewesen, schon mancher hatte als Ratsmann in schwerer Zeit dem Wohle der Stadt gedient, und er, er war im Begriffe, auf die Seite der Rebellen zu treten. Seine Aufregung wuchs, je länger er darüber nachdachte. Wohl kam ihm der Gedanke, der Mutter die heikle Sache vorzutragen, aber er wußte im voraus, wie ihre Entscheidung lautete, und er konnte und wollte das gegebene Wort nicht brechen, zumal es sich um Eva handelte. Er wußte keinen Ausweg.

4.

Je einem Stübchen auf der Mauritzstraße saß der Student Heinrich Graes vor seinen Büchern. Seit dem vorigen Abend, wo er in übermütiger Zecherlaune Ludger Herding in die Hände gefallen war, und von dem Prior als Nachkost eine derbe Strafpredigt erhalten, hatte er die besten Vorsätze gefaßt. Fortan wollte er nur noch seinen Studien leben und allem sündig weltlichen Treiben entsagen, keine Schenke mehr besuchen und kein Mädchen mehr ansehen. Und so saß er denn, den Kopf zwischen den Händen, vor den Briefen Pauli und hielt sich mit den Daumen die Ohren zu, damit kein Geräusch die Andacht seiner Studien störe. Aber die Gedanken wollten nicht haften bei den strafenden Worten des großen Apostels an die Korinther, und wenn er die Augen über den krausen griechischen Schriftzeichen schloß, so tauchte wie neckend stets ein hübsches Gesicht vor ihm auf. Es gehörte einem jungen Mädchen, das seit einigen Tagen unter demselben Dache mit ihm weilte, und ihm eben vor einer Stunde wieder begegnet war. Und wie er auch das Bild zu bannen suchte, es wollte ihm nicht gelingen.

„Lauter Bosheit und List des Teufels," rief er endlich verdrießlich, „Satan will mich meinen guten Vorsätzen abwendig machen!"

Und er ballte zornig die Fäuste, als verlange es ihn, dem schändlichen Gesellen handgreiflich zu wehren. Mit Gewalt richtete er dann seine Aufmerksamkeit wieder auf das Buch; doch als er nach einer Weile seufzend den Kopf erhob, sah er das Gesicht wieder vor sich, aber diesmal in Wirklichkeit. Erschrocken fuhr er zurück, als sei ein Gespenst vor ihn hingetreten. Das Mädchen lächelte.

„Habe ich Euch erschreckt, junger Herr?“ fragte sie. „Es war nicht meine Schuld, daß Ihr meinen Eintritt nicht bemerkt habt.“

Wie das geschehen, begriff er wohl, da er sich erinnerte, sich die Ohren versperrt zu haben; es war also kein Blendwerk des Teufels. Doch war er so verwirrt, daß er kein Wort fand, und das Mädchen nur stumm anstarrte.

Dieses weidete sich offenbar an der Verlegenheit des jungen Mannes. Die Arme leicht auf die Hüften gestemmt, stand sie da und sah ihm lächelnd ins Gesicht. Sie war in friesische Tracht gekleidet; ein dunkles Mieder umschloß die Brust, und ein kurzer faltiger Rock floß über die Kniee herab. Auf dem Kopfe trug sie ein weißes Häubchen mit silbernem Reife, das eine Fülle goldblonder Locken nur mit Mühe umschloß. Von den Ohren hingen zierlich gewirkte goldene Gehänge zu beiden Seiten des weißen schlanken Halses fast bis auf die Schultern nieder. Frische, rote Wangen und volle Lippen zeugten von Gesundheit und jugendlichem Blut, doch hatten die großen blauen Augen einen schwärmerischen Ausdruck und gaben dem ganzen Gesicht einen eigenen Reiz.

„Ihr sitzt wohl den ganzen Tag über Euren Büchern und kümmert Euch nicht um der Menschen Leben und Treiben,“ sagte das Mädchen. „Nicht einmal Eure nächsten Nachbarn kennt Ihr.“

„Ich habe Euch schon gesehen, schöne Jungfrau,“ erwiderte der Student mit leichtem Erröten, im Innern sich freuend über seinen Mut zu solcher Schmeichelei.

„Aber einen Gruß habt Ihr mir noch nicht gegönnt.“

„Ihr seid mir fremd.“

„Was ist fremd? Wir sind alle Brüder und Schwestern und sollen keine Schranken zwischen uns auf-

richten. In dem einen, der uns geboten, einander zu lieben, sind wir alle verbunden," erwiderte sie lebhaft. „Ist das neue Evangelium noch nicht zu Euren Ohren gedrungen, das Wort vom Reiche des Friedens und der Liebe, das ein anderer Salomon aufrichten wird in seinen Gerechten?"

„Ich habe noch nichts davon gehört," antwortete der Student.

„Das kommt, weil Ihr stets über alten vergilbten Pergamenten brütet. Das Wort ist lebendig geworden, große Propheten hat der Herr erweckt, und ihre Stimme ertönt mächtig durch die Lande. Und Münster eben ist ausersehen vom Herrn, ein neues Zion zu werden, in den Mauern dieser Stadt wird der Thron des Königs aufgeschlagen, und auf ihren Zinnen wird Gerechtigkeit und Friede herrschen."

Sie hatte begeistert gesprochen, und erstaunt und betroffen schaute der junge Mann in ihre flammenden, schönen Augen.

„Aber was soll ich dabei?" fragte er.

„Kennt Ihr das Wort nicht: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich? Nicht ohne Kampf wird das Reich des wahrhaften Königs bestehen; der Fürst des Abgrundes wird seine Scharen entsenden gegen ihn, und es wird ein Streit entbrennen an den vier Enden der Welt. Schon wehen die Fahnen, die Trompete schallt, der Kampf beginnt, er beginnt in euren Mauern."

„Mit Verlaub, Jungfer, Ihr redet da etwas, was ich bezweifle."

„Ja, Ihr seid taub und blind geworden bei Euren Büchern. Ihr wißt also nicht, was sich zur Stunde begibt?"

Als er verneinend den Kopf schüttelte, fuhr sie fort: „Die Gottlosen haben sich verbündet, die Kinder des

Friedens aus ihrem Erbe zu treiben; schon stehen ihre Scharen bereit, das Werk zu beginnen. Kommt, und Ihr sollt mit eigenen Augen schauen, was ich Euch verkündet."

Der Student wurde verwirrt. Geschah wirklich da draußen etwas, wovon er nichts wußte? Sollte er ihrem Wunsche folgen? Zweifelnd schwankte er zwischen Neugier und Scheu, doch da fiel sein Auge wieder auf die schöne Fremde, und die lockende Gestalt ließ ihn sich rasch entscheiden. Er ergriff sein Barett, warf den leichten Mantel um die Schultern und schritt an der Seite des Mädchens hinaus in die Straßen.

Doch draußen in der kühlen Novemberluft wurde ihm sein Beginnen wieder bedenklich, und er zögerte.

„Wie heißt Ihr, schöne Maid?" fragte er und blieb stehen.

„Man nennt mich Hilla," antwortete sie lächelnd. Aber nun kommt, wir dürfen nicht säumen."

Damit schob sie ihren Arm in den seinen und zog ihn mit sich fort. Halb widerstrebend folgte er, doch allmählich wurde er kühner, und es däuchte ihm anmutig, an ihrer Seite zu wandeln. Als sie aber ihre Schritte zum Hauptmarkte lenkte, und immer mehr Menschen sich in den Straßen sammelten, zog er den Arm zurück und sagte leise:

„Verzeiht, Hilla, aber ich darf nicht also mit Euch einherschreiten, es ist gegen alle Sitte."

Das Mädchen schwieg und ließ es ruhig geschehen, doch blieb sie fest an seiner Seite. So kamen sie auf den Markt.

Vor dem Bürgerhause hatte sich viel Volk angesammelt, und die benachbarten Straßen ergossen noch immer neue Scharen auf den Platz. Die Fenster der umliegenden Häuser waren von neugierigen Frauen und

Mädchen besetzt, und einige kecke Buben waren gar am Pranger hinaufgeklettert, um zu sehen, was vorgehen sollte. Allerlei fremde Trachten zeigten sich in der Menge, und mehr denn einmal wurde zu des Studenten Verwunderung Hillas Name gerufen; sie schien nicht wenig Bekannte unter den Fremden zu zählen. Ihren Arm wieder in den seinen legend, drängte sie ihn immer näher zu dem Rathause hin. Die Stadtknechte suchten dem Andrang des Volkes zu wehren, doch gelang es ihnen nur mit Mühe, den Platz vor dem Hause so weit frei zu halten, daß jene, die der Magistrat entboten hatte, dort Aufstellung nehmen konnten.

Jetzt erschien dieser unter der Halle, und zwei Männer in dunklen Mänteln traten vor.

„Wer sind die beiden?" fragte Hilla.

„Es sind die beiden Bürgermeister," erwiderte der Student; „der mit der Rolle in der Hand ist Tilbeck, der andere Jüdeveld."

Nachdem sich das Geräusch und Gesumme der wogenden Menge etwas gelegt hatte, begann Tilbeck mit kräftiger, wohltönender Stimme zu reden:

„Ehrbare Bürger unserer Stadt," hob er an, „eine wichtige Sache hat uns bestimmt, euch hier zu versammeln nach altem Brauche. Durch die Gnade Gottes ist auch unsere Stadt des reinen Evangeliums teilhaft geworden, und der Fürstbischof hat es uns verbrieft und besiegelt, daß in allen Pfarreien die neue Lehre verkündet werden darf und wir nach den Satzungen des wahren Glaubens in Frieden leben können. Ihr wißt es, aber es ist euch auch bekannt, daß einige unserer Prediger abermals auf Neuerungen sinnen und Lehren vortragen, welche den Frieden in unsern Mauern stören. Die Taufe in der Weise unserer Väter soll nicht mehr gelten,

kein Besitz und Eigentum gestattet sein. Nicht Gesetz noch Obrigkeit soll fortan die wahren Christen binden. Gar leicht möget ihr selbst erkennen, welch große Gefahr aus solcher Lehre entstehen muß. Das hat auch euer Rat erwogen, und ob es gleich nicht gelungen ist, die Urheber derselben aus dem Evangelio zu widerlegen, so hat doch der Magistrat beschlossen, dem Aufruhr zu begegnen, der durch sie erweckt worden. Demnach haben wir den Beschluß gefaßt, jene Prediger aus unserer friedlichen Stadt zu verweisen, damit nicht durch unsere Saumseligkeit schweres Unheil erwachse. Sprecht, wollt ihr uns euren Beistand leihen zu diesem Spruche?"

Lautes Gemurmel durchlief die Menge, doch die Altbürger versicherten dem Bürgermeister ihre Zustimmung.

Da rief eine Stimme aus dem Haufen:

„Nicht nur die Prediger müssen ausgetrieben werden, sondern auch jene, welche ihnen anhangen, und vor allen die, welche sie herbeigerufen, sie beschützt haben."

Tilbeck erbleichte. Er begriff, daß dieser Vorwurf ihm galt, denn er war immer einer der eifrigsten Beschützer Rothmanns und seiner Genossen gewesen.

„Nein, die Papisten sollen ausgetrieben werden," schrieen mehrere Stimmen.

Plötzlich entstand eine große Bewegung unter der Menge. Das Volk drängte sich mit lautem Geschrei nach den beiden Häuserreihen hin und füllte die Bogen, so daß die Mitte des Platzes frei wurde. Alles wandte sich nach der Lambertikirche hin.

Von dort her rückten unter der Führung Knipperdollings die Gilden in geschlossenen Reihen heran, bewaffnet mit Hakenbüchsen, Piken, Lanzen und Schwertern. Die Altbürger, von welchen die meisten ebenfalls be-

waffnet waren, schlossen sich rasch zusammen und nahmen die Breite des Marktes bis zur Michaelspforte ein, die westlich zum Domhofe führte.

Der erschreckte Magistrat zog sich angesichts dieses offenen Aufruhrs in das Bürgerhaus zurück zur Beratung.

Inzwischen waren die Gilden bis in die Nähe des Hauses gerückt, wo sie auf einen Wink Knipperdollings hielten. Mit hochgerötetem Gesichte stand er vor der waffenstarrenden Schar der Handwerker und blickte trotzig hinüber nach der Seite der Gegner, deren Reihen sich durch herbeieilende Männer mehr und mehr verstärkten. Die drohende Gefahr ließ unter diesen für den Augenblick jeden Streit verstummen, Katholiken und Lutheraner, wie heftig sie einander auch sonst befehdeten, schlossen sich dem dritten Feinde gegenüber zusammen.

Der Magistrat war in der größten Verlegenheit, und es kam zu heftigen Auseinandersetzungen unter den Männern im Bürgerhause. Endlich kam man überein, eine Botschaft an Knipperdolling zu senden, um ihm das Frevelhafte seines Beginnens vorhalten zu lassen. Der Stadtsyndik Hermann von der Wyk wurde damit betraut.

Während die Parteien draußen in drohender Haltung einander gegenüberstanden, trat der Syndik in seiner schwarzen Amtstracht aus dem Rathause und schritt zu den Gilden hinüber. Ohne Knipperdolling zu beachten, redete er die Männer mit weithin vernehmbarer Stimme also an:

„Ehrsame zünftige Meister und Gesellen! Der Magistrat hat mich gesandt, euch zu fragen, was dieser Aufzug bedeuten soll. Wollt ihr den Aufruhr in unsern Mauern entfachen, ihr, die ihr zu aller Zeit die feste

Stütze der Obrigkeit gewesen, wollet ihr den Feinden, die von außen darauf lauern, uns die Freiheit zu entreißen, ein fröhliches Schauspiel bereiten? Nichts ist im Rate beschlossen, was eure Gerechtsame gefährden könnte; warum also kommt ihr mit trotzigen Waffen und stehet auf gegen eure eigene Obrigkeit?“

Doch er erhielt keine Antwort, nur ein drohendes Murren durchlief die Reihen. Mit höhnischer Freude betrachtete Knipperdolling den Syndik eine Weile, dann trat er näher zu ihm hin.

„Mit Verlaub, gelehrter Herr,“ sagte er, „ich will Euch die Antwort geben, wenn Ihr sie auch vielleicht nicht gerne von mir höret. Nur zu gut wissen wir, was eben dort ins Werk gesetzt werden sollte,“ indem er auf das Rathaus zeigte. „Ihr wollet uns Rothmann und die andern Prediger des wahren Evangeliums nehmen, ihr wollt sie verjagen und sie friedlos machen auf Münsterschem Boden. Das wollen wir euch wehren und Gut und Blut einsetzen für unsern Glauben.“

„Ihr seid ein Aufwiegler des Volkes,“ rief der Syndik zornig, „ein Verräter an Eurer Obrigkeit! Das Schwert der Gerechtigkeit sollte Euch treffen.“

„Versucht es doch einmal mit mir,“ entgegnete Knipperdolling lachend; „mein Kopf sitzt sicher nicht fester wie der Eure.“ Damit drehte er höhnisch den Kopf nach allen Seiten.

„Was soll ich dem Magistrat melden?“ fragte der Syndik, der einsah, daß sein Gegner sich nicht einschüchtern ließ.

„Meldet ihm, daß wir den Beschluß, die Prediger und sonderlich Rothmann zu vertreiben, als einen Eingriff in unsere Rechte ansehen und entschlossen sind, jedem Versuch dazu mit den Waffen zu begegnen.“

„Ihr maßet Euch Rechte an, die Ihr nicht habet," entgegnete der Syndik, von neuem aufbrausend.

Knipperdolling zuckte die Achseln.

„Denkt darüber, wie Ihr wollt," sprach er, „es ist mir gleichgültig."

„So gebt wenigstens Raum zu freier Beratung," sprach der Syndik, „zieht euch vom Markte zurück!"

Knipperdolling dachte einen Augenblick nach, dann entgegnete er:

„Wohlan, wir wollen den Platz räumen, dort drüben an Lamberti werden wir eures Beschlusses warten."

Der Syndik kehrte zum Bürgerhause zurück. Knipperdolling aber, der die Gildemeister rasch verständigt hatte, zog mit seiner streitbaren Schar auf den Kirchhof der Lambertikirche, an der Nordseite des Marktes. Dort lagerten sich die Zunftgenossen, und alles Volk, das es mit ihnen hielt, strömte ebenfalls dahin und füllte Straßen und Gassen, während auf der andern Seite der Magistrat mit den Altbürgern in Beratung trat.

Knipperdolling stellte Wachen aus von der Kirche bis zum Bürgerhause, welche jedes verdächtige Anzeichen sofort melden sollten. Auch Ludger Herding hatte er zu diesem Dienste auserkoren und ihm den Platz vor seinem eigenen Hause angewiesen.

Ludger hatte sich erst nach langem Kampfe entschlossen, seinem Versprechen treu zu bleiben. Bewaffnet mit einem Schwerte, das er unter dem Mantel verborgen trug, war er auf mancherlei Umwegen zum Schauhause gekommen und dort von Knipperdolling freundlich begrüßt und belobt worden. Doch war ihm nicht wohl dabei, und er tröstete sich nur damit, daß er im Haufen nicht erkannt werde. Als er nun, wie geflissentlich von Knipperdolling für den Wachtdienst

bestimmt wurde und den Platz vor dessen Haus erhielt, ward es ihm klar, daß dieser ihn zu offenem Bruche mit seinen bisherigen Freunden treiben wollte.

Er machte Einwendungen, doch Knipperdolling entgegnete:

„Nicht so, mein Freund, gerade Ihr seid mir der beste Mann; mein eigenes Haus kann ich in keine bessere Hut geben als in die Eure.“

Ludger knirschte vor Ingrimm mit den Zähnen, aber er fügte sich und bezog den ihm angewiesenen Platz.

Mit nicht geringer Verwunderung erblickten Eva und Anna, die droben in einem Fenster des Hauses lehnten, Ludger vor demselben. Doch kaum war es Eva klar, daß Ludger im Dienste des Oheims stand, als sie, jede ruhige Erwägung vergessend, hinabstürzte in die Straße. Im nächsten Augenblick stand sie vor dem jungen Manne, vor Erregung zitternd.

„Ludger,“ sagte sie, und ihre Stimme bebte, „was sehe ich, du stehst in den Reihen der Aufrührer? Wie konntest du mir das tun?“

Dieser hätte vor Scham in die Erde sinken mögen, hätte nicht der warme Ton ihrer Worte ihm gleichzeitig das Herz freudig bewegt. Er war ihr also doch nicht so gleichgültig, wie es am Abend vorher geschienen. Doch der Zorn über die schmähliche Rolle, welche er spielte, übermannte ihn, und er antwortete rauh:

„Was kümmert's dich?“

„Ludger,“ bat Eva, schmerzlich bewegt, „komm herein, geh' fort, bleib' nicht hier!“

„Nein,“ antwortete er ruhig, „du sollst mich nicht zum Verräter an meinem Worte machen.“

Eva sah ihn einen Augenblick fragend an, dann rief sie halblaut: „O Gott, o Gott!“ und eilte ins Haus zurück.

In Ludgers Brust tobte es wild, er war keines klaren Gedankens mehr fähig und glaubte, auf glühenden Kohlen zu stehen.

Der Vorgang war von dem Studenten beobachtet worden, der langsam mit Hilla vom Bürgerhause her ebenfalls nach Lamberti wandelte. Er hatte in den beiden das Paar vom vergangenen Abend erkannt und wunderte sich nicht wenig, den Freund des Priors unter den Aufrührern zu sehen. Doch vermied er es, sich ihm zu nähern, weil er sich in der Gesellschaft des Mädchens befand.

Dieses plauderte in heiterem Tone mit dem jungen Manne und wußte seine Aufmerksamkeit stets neu zu fesseln. Er staunte über die Gewandtheit ihrer Rede sowohl wie über die Mannigfaltigkeit der Gedanken, denen sie fast spielend Ausdruck zu geben wußte. Trotzdem sein wissenschaftlich gebildeter Geist häufig den innern Zusammenhang in dem vermißte, was sie vorbrachte, lauschte er ihr doch andächtiger, als er je einem Lehrer gehorcht, und der dichterische Hauch, der ihn, einen Freund der Poesie, aus ihren Reden anwehte, bannte ihn völlig in ihre Gewalt. Längst hatte er vergessen, daß es nicht schicklich sei für ihn, so vertraut mit der Fremden durch die Straßen zu ziehen; er gab sich dem Zauber willig hin, den ihre Schönheit und Anmut auf ihn ausübten.

Auf dem Kirchhofe herrschte ein reges Leben. In Gruppen standen oder saßen Meister und Gesellen umher und unterhielten sich lebhaft über den Ausgang des Streites. Eine kriegerische Stimmung herrschte in dem Haufen, die nicht wenig gehoben worden war durch den Erfolg, den ihr Erscheinen allein schon beim Rate errungen.

„Sorgt nicht Kinder,“ rief Knipperdolling heiter, „ehe die Nacht anbricht, haben wir gesiegt, und ohne Schwertstreich. Glaubt mir, der Magistrat hat nicht den Mut, sich uns zu widersetzen.“

„Aber die Zahl unserer Gegner ist doch größer als die der unsern,“ bemerkte Modersohn, „wir dürfen nicht allzu scharf halten.“

„Pah,“ entgegnete der Anführer, „Papisten und Lutheraner trauen einander nicht; ein gespaltener Nagel dringt nicht in den Balken.“

„Und wenn alle Teufel gegen uns ständen,“ schrie Rüscher, „wir fürchten uns nicht.“

Plötzlich flog der Ruf durch die Menge: „Rothmann!“ und die lärmende Unterhaltung verstummte.

Von allen Seiten ehrfurchtsvoll begrüßt, näherte sich ein Mann in geistlichem Gewande mit langsamem Schritte dem Führer der Gilden. Es war der Münstersche Luther, der frühere Kaplan Rothmann von St. Mauritz, dessen begeisterte Beredsamkeit die Mehrzahl der Bürger also für die evangelische Lehre gewonnen hatte, daß die alte kirchliche Ordnung in Münster vollständig gestürzt worden war. In allen Kirchspielen hatten die bisherigen Pfarrherren weichen müssen; an ihre Stelle waren Prediger der neuen Lehre getreten, und der Fürstbischof hatte, um größeres Unheil zu vermeiden, in die kirchliche Umwälzung eingewilligt. Rothmann selbst hatte die Lambertipfarre für sich erkoren; dort hatte er den mächtigsten Anhang; von der Kanzel der schönen Kirche gingen jene kühnen Lehren unter das Volk, die dem Rate so bedenklich erschienen. Er war von mittlerer Größe, sein Gesicht war blaß und hager, ein dunkler Bart umschattete sein Kinn. Aus seinen Augen sprühte ein flammender ungestümer Geist, der vor nichts zurückzuschrecken schien.

Knipperdolling neigte sich mit höflichen Gruße vor ihm und reichte ihm die Hand. Rothmann wechselte einige Worte mit ihm, worauf Knipperdolling ihn zur Chorseite der Kirche geleitete, wo eine hölzerne Kanzel aufgeschlagen war. Rothmann bestieg dieselbe, und alles drängte heran, den beliebten Prediger zu hören. Knipperdolling versäumte jedoch nicht, die Wachen zu verdoppeln, um vor jeder Überraschung sicher zu sein. Bald herrschte lautlose Stille, und Rothmann begann zu reden:

„Geliebte Brüder in Christo," sprach er, „nicht bin ich gekommen, euch das lautere Wort an dieser Stätte zu künden, die durch euren festen Glauben geweiht ist. Kriegslärm und Waffenschall sind gedrungen in meine stille Klausel und haben mich aufgescheucht aus dem Frieden des Hauses. Ich sehe euch gerüstet und bereit, euren Glauben als euer teuerstes Gut zu verteidigen und preise mich glücklich, euch also starkmütig und standhaft zu sehen. Aber dennoch ist meine Seele bekümmert, wenn ich bedenke, daß solcher Zwiespalt und Aufruhr sich erheben mußte in den Mauern unserer Stadt, erheben mußte durch mich, das unwürdige Werkzeug der Gnade des Herrn. Fern sei von mir, daß ich Schuld hätte am Blute eines Gottlosen, der sich erhebt wider das Volk Gottes. Darum, so höret mich, lasset mich ausziehen von euch, lasset mich hinauswandern in die Lande, im Vertrauen auf den Schutz des Vaters droben, auf daß Friede herrsche in diesen Mauern."

Er schwieg, und alsbald erhob sich der tausendstimmige Ruf: „Nie und nimmer!" Wie eine riesige Woge erhob er sich und rollte um die Kirche, stieg hinauf bis zu den Zinnen des Turmes und wälzte sich in die Straßen und Gassen. „Nie und nimmer!"

Die Hände über die Brust gefalten, stand der

Prediger hoch aufgerichtet da und blickte mit innerm Stolze auf die ergebenen Scharen.

„Wohlan denn,“ rief er, „so schwöre auch ich hier an dieser Stätte, mit euch auszuharren in aller Zeit und euch zu stärken mit dem Worte der Wahrheit zum Kampfe gegen alle Feinde, bis der Herr seinen Knechten den Sieg verleiht.“

Brausender Jubel erhob sich bei diesen Worten, und als er von der Kanzel herabstieg, wurde er von der ihn umdrängenden Menge fast erdrückt. Von Knipperdolling geführt, begab er sich darauf an die Mittagsseite des Kirchhofes, wo man den Blick auf den Markt frei hatte.

Der donnernde Ruf der Gilden war auch zum Bürgerhause gedrungen, und bald erfuhr man dort auch den Grund. Die Verlegenheit des Rates wurde dadurch nur gesteigert, während die Altbürger ihrem Unmut über den Verlauf der Dinge und die Unentschlossenheit der Obrigkeit immer lauter Luft machten. Besonders die Katholischen beschuldigten den Magistrat offen, diese Saat des Aufruhrs selbst groß gezogen zu haben durch die zarte Rücksicht, die gegen Rothmann und seinen Anhang nun schon so lange geübt worden. Während man sie mit roher Gewalt all ihrer Rechte beraubt und nicht einmal der Domgeistlichkeit geschont habe, seien die Sektierer auf alle Weise gehätschelt worden. Es sei endlich an der Zeit, wieder Recht und Ordnung herzustellen. Durch solche Reden aber dienten sie nur ihren Gegnern. Denn die Lutherischen, welche mit ihnen gegen Rothmann standen, fürchteten, durch ein allzustrenges Vorgehen Gefahr für sich selbst heraufzubeschwören. Deshalb sank ihre Bereitwilligkeit zur Hülfe in demselben Maße, wie die Katholischen ein strenges Einschreiten verlangten. Dieselbe Stimmung herrschte auch im Rate selbst, und

besonders Tilbeck mahnte angesichts des Zwiespaltes in der Bürgerschaft zur Mäßigung. Dagegen schilderte der andere Bürgermeister, Jüdeveld, der seinem katholischen Glauben treu geblieben war, die große Gefahr, welche daraus erwachsen müsse, daß die Obrigkeit sich dieser offenen Empörung gegenüber schwach zeige. Hin und her wurde geredet und gestritten ohne Erfolg. Endlich kam man überein, noch einige der angesehensten Männer aus der Bürgerpartei, Katholische und Lutherische, herbeizurufen und mit ihnen gemeinsam zu beraten.

Inzwischen verging Stunde um Stunde; die Schatten der Nacht senkten sich herab auf Straßen und Gassen, doch sie brachte nicht Ruhe, nicht Frieden. Knipperdolling hatte beim Anbruch des Abends die Wachen verstärkt; Fackeln wurden herbeigeholt, und bei ihrem rötlichen Scheine verwandelte sich der stille Friedhof in ein förmliches Kriegslager. Weiber und Kinder schleppten Lebensmittel herbei, halbwüchsige Burschen rollten Fässer Münsterschen Bieres heran und durcheilten mit Krügen und Kannen den Lagerplatz. Immer lauter wurde die Rede, immer wirrer der Lärm. Endlich huben einige zu singen an, Lieder des neuen Evangeliums, und in gewaltigem Chor wälzten sich die ernsten Gesänge durch die Nacht und durchbebten die Lüfte bis weit hinaus über die Mauern der Stadt.

Der Student hatte sich mit Hilla einer Gruppe angeschlossen und Bier und Brot nicht verschmäht, das ihnen freundlich geboten wurde. Doch als die Köpfe der Gesellen immer hitziger wurden, als kecke Reden das Ohr des Mädchens trafen, da zog Hilla ihren Begleiter leise mit sich fort. An einer etwas abgelegenen Stelle, wo ein Vorsprung der Mauer einen schmalen Sitz bot, ließ sie sich neben ihm nieder, denn sie wollten

des Ausganges harren. Das Mädchen schmiegte sich an den jungen Mann und plauderte leise; allmählich aber befiel sie Müdigkeit, sie lehnte den Kopf an seine Schulter und schlummerte ein. Es wurde kühl, der Student zog seinen Mantel um sie; ihn selbst fror es nicht.

Immer tiefer sank des Mädchens Haupt und ruhte endlich auf den Knieen ihres Begleiters, der sorgend den Arm um sie schlang. So konnte er die lieblichen Züge ungestört betrachten im blassen Licht der Sterne, und es durchflutete ihn warm. Immer rascher schlug sein Herz, er beugte sich herab, bis der warme Hauch ihres Atems seine Stirne streifte, und zuletzt drückte er leise mit innerer Scheu einen Kuß auf ihre weichen Lippen. Die Sterne sahen das tiefe Rot nicht, das sich über sein Gesicht ergoß. Hilla erwachte, schlug die Augen auf und drohte lächelnd mit dem Finger. Dann richtete sie sich auf und nötigte auch den jungen Mann, aufzustehen.

In diesem Augenblicke verstummte der Lärm um sie her mit einem Male, und sie drängten sich nach der Straße vor, die Ursache zu erfahren.

Sie sahen den Syndik in Unterhandlung mit Knipperdolling und den beiden Aldermännern der Gilden. Von der Wyk trug eine Rolle in der Hand, aus welcher er jenen vorlas. Auf dem Bürgerhause war man endlich zu einem Entschlusse gekommen; man wollte den offenen Kampf vermeiden und einen Vergleich anbahnen. In der Rolle waren die Vergleichspunkte aufgezeichnet, und der Syndik übergab dieselbe an Knipperdolling.

Dieser sprang auf ein Faß und rief mit seiner gewaltigen Stimme:

„Brüder und Freunde, der ehrsame Magistrat bietet uns einen Vergleich an. Wollet ihr hören, was uns vorgeschlagen wird?“

Beim Scheine der Fackeln las er nun die Artikel vor. Sie lauteten also:

1. Der Magistrat will die Anhänger der neuen Tauflehre in der Stadt dulden, doch unter der Bedingung, daß sie weder heimlich noch öffentlich predigen.
2. Es soll jedem Bürger freistehen, sich zu dem Glauben zu bekennen, den er für den besten hält.
3. Die Waffen werden sofort niedergelegt, und alle sollen sich bestreben, Ruhe und Eintracht aufrecht zu halten.

„Ich denke,“ fügte Knipperdolling lächelnd bei, „wir können diese Sätze annehmen. Seid ihr einverstanden?“

„Ja, ja,“ scholl es im Kreise, denn es bedurfte keines großen Scharfsinns, aus der Fassung der Artikel die Furcht des Rates vor den Gilden herauszulesen.

So begaben sich denn Knipperdolling, Rothmann und die beiden Aldermänner aufs Bürgerhaus, wo der Vergleich von beiden Seiten unterzeichnet wurde.

Die gewaffneten Haufen löften sich auf, aber bis zum Morgen hallten die Straßen wieder von dem siegesfrohen Jubel zechender Meister und Gesellen.

Die Katholischen murrten über den Ausgang und sahen mit banger Sorge in die Zukunft. Auch die besonnenern Lutherischen teilten ihre Bedenken, und manche der angesehenern Bürger wanderten aus der Stadt.

5.

Obgleich der Friede vorläufig hergestellt war, verhehlte man sich auf dem Bürgerhause die Gefahr nicht, welche aus einem weitern Anwachsen der neuen religiösen Bewegung entstehen mußte.

Seitdem Luther mit mächtiger Hand den alten Autoritätsglauben gestürzt und die freie Forschung auf den Schild erhoben hatte, waren allerorten Reformatoren entstanden, welche über die gefallenen Schranken hinausschweiften. Neben Thüringen waren es besonders die Schweiz und der Süden Deutschlands, wo jene Sekten ihr Unwesen trieben, welche man unter dem Namen „Wiedertäufer" zusammenfaßte. Meist neue Sprößlinge aus alten Wurzeln, unter sich vielfach uneinig, stimmten sie doch im wesentlichen darin überein, daß der wahre Christ in engster Verbindung mit Gott stehe, vom h. Geiste selbst Offenbarungen erhalte und keines Schriftwortes bedürfe. Die wahre Kirche Christi solle wieder erbaut werden durch Erweckung der apostolischen Zeiten, wo die Gläubigen ein Herz und eine Seele waren und alles mit einander gemeinsam hatten. Die äußere Zugehörigkeit zu dieser allein wahren Kirche wurde durch die Wiedertaufe erworben, die sie nach strenger Auslegung des Bibelwortes einführten, da nach Münzers, des berüchtigtsten Wiedertäuferapostels, Lehre die rechte Taufe nicht verstanden, und der Eingang zur Christenheit zum „viehischen Affenspiel" geworden war.

Die großen sozialen Empörungen, welche diese Lehren hervorriefen, waren in Thüringen und Süddeutschland in blutigen Kämpfen niedergeworfen worden, doch die Lehren selber waren damit nicht ausgerottet; sie tauchten von neuem auf in den Jülichschen Landen, in Holland und Friesland, und von dort fanden sie ihren Weg nach Westfalen. Die eigentümlichen Verhältnisse der Hauptstadt, der Kampf der Bürger gegen die Hoheitsrechte des Fürstbischofs und des Domkapitels boten einen nur zu sehr geeigneten Boden für religiös-soziale Neuerungen. Mit Eifer hatte der Rat Jahre hin-

durch alle Bewegungen unterstützt, welche auf eine freiheitlichere Gestaltung des Lebens zielten, und jetzt sah sich die Obrigkeit Mächten gegenüber, die, im Kampfe erstarkt, jeglichem Eingriffe in ihre vermeintlichen Rechte Trotz boten, und die jede religiöse Neuerung willkommen hießen, welche ihnen Beistand verhieß.

Schon vor dem eben geschilderten Aufruhr hatte der Münstersche Rat sich an den Landgrafen Philipp von Hessen gewandt und um einige tüchtige Prediger gebeten, da Rothmann der Begründer des lutherischen Glaubens, mehr und mehr in die Bahnen der Wiedertäufer geraten sei. Sie sollten das sinkende Evangelium stützen und die Gemeinde zu Kraft und Widerstand gegen die Sektierer einigen.

Der Landgraf sandte darauf Theodor Fabricius, einen Mann von Beredsamkeit und unerschrockenem Glaubenseifer nach Münster. Er kam dem Magistrat recht gelegen als Bundesgenosse gegen Rothmann. Von der Kanzel der Lambertikirche, welche der Rat ihm überwiesen, donnerte der hessische Prediger unter dem Beifall seiner Glaubensgenossen gegen die wiedertäuferischen Lehren in überzeugendster Kraft, und doch wuchs die Zahl ihrer Anhänger von Tag zu Tag. Denn Rothmann breitete sie trotz des eingegangenen Vergleiches im geheimen eifrig aus, und er wurde darin unterstützt von Fremden, die zahlreich aus Holland und Friedsland nach Münster kamen. Der Prophet Johann Matthyssen, ein Bäcker aus Haarlem, der in Holland mit glühendem Eifer die Wiedertaufe predigte und den Anbruch des neuen tausendjährigen Reiches Christi verkündigte, hatte die Offenbarung erhalten, daß Münster zur Hauptstadt dieses Reiches bestimmt sei, daß in den Mauern der westfälischen Hauptstadt das neue Zion

errichtet werde. So strömten denn seine Jünger herbei, um nicht zu spät zu kommen, wenn die goldenen Stühle dort ausgeteilt würden.

Der Winter war vollends eingezogen. Ein wolkengrauer Himmel hing schwer über der Stadt, und weiße Flocken wirbelten herab auf die Dächer und Straßen. Wie sie den Boden berührten, zerflossen sie zu Wasser und erhöhten den Schmutz auf allen Wegen. Ein scharfer Wind blies von Mitternacht her, er spielte mit den Flocken in der Luft und mit dem dürren Laub unter den Bäumen auf dem Domhofe, das er umherjagte wie ein Hund die Rebhühner in den Saaten. Er zerzauste die hellen Locken eines jungen Mannes und das schwarze Haar eines alten, die miteinander der Stadt zuschritten und sich dem Kreuztore näherten.

„Welch eine große, stark gefestigte Stadt ist doch dieses Münster," sagte der Jüngling, indem er auf die ragenden Tortürme, die hohen Mauern und tiefen Gräben und die weit vorgeschobenen Schanzwerke wies. „Fürwahr, hinter ihren Wällen ließe sich leichtlich einem Feinde trotzen."

„Und schön ist sie auch, die Stadt," erwiderte sein Begleiter; „verhüllte uns der Flockenhang nicht den gewaltigen Dom und die andern herrlichen Kirchen, Ihr würdet staunen über den Anblick.

„Und reich sind sie, diese Münsteraner," fügte er bei, und seine Stimme nahm einen herben Klang an, „protzige Kaufherren sitzen darin, die vor keinem Edlen im Lande zurückstehen."

„Heil uns, daß wir sie erreicht," sprach der Jüngling; „sie soll uns ein Hort des Friedens und der Freiheit werden."

Sein Begleiter seufzte. Er trug ein Bündel unter

dem Arme, in der Rechten führte er einen Stab, mit dem er seinen schwankenden Gang stützte. Er schien in jüngeren Jahren von hoher Gestalt gewesen zu sein, doch nun war sein Rücken gekrümmt, und die langen Haare hingen wirr an beiden Seiten von den Schläfen herab und umgaben sein Gesicht wie mit einem Schleier.

Sie durchschritten das Tor und erreichten den Markt. Mit Bewunderung schaute der junge Mann auf zu dem stattlichen Rathause, das sich mit seinem hohen Giebelbau gerade vor ihm erhob. Sein Blick schweifte über die Standbilder zwischen den großen gotischen Fenstern bis hinauf zu den schlanken kecken Säulen, die den Bau krönten, und sein Auge glänzte stolz, als sei er selbst einer der Patrizier, die an dieser Stelle das Geschick von Tausenden lenkten.

Während er in den Anblick versunken dastand, näherte sich ein Mann von links, blickte einen Augenblick prüfend nach den beiden hinüber und kam dann hastigen Schrittes herbei.

Er begrüßte den Jüngling in holländischer Sprache.

„Ah, Ihr seid es, Gert," antwortete dieser in der gleichen Zunge, „wann seid Ihr angekommen?"

„Vor zwei Tagen," antwortete der Gefragte; „ich hatte Euch schon früher erwartet."

„Mein Begleiter hier ist nicht so rasch zu Fuß wie ich, doch wird die Verzögerung keinen Schaden bringen."

„Wer ist es?"

„Ein wandernder Künstler, dessen herrliches Spiel mich gestern in einer Dorfschenke fesselte. Wie steht es mit unseren Aussichten?"

„Besser, als wir dachten. Matthyssen hat recht gehabt; Münster wird die auserwählte Stadt des neuen Gottesreiches werden."

„Wißt Ihr das Haus Knipperdollings?"

„Es liegt am Markte dort unten in der linken Häuserreihe, der Kirche gegenüber. Ich will Euch hinführen."

„Nicht nötig, nehmt diesen meinen Gefährten in Eure Obhut. Wo habt Ihr Unterkommen gefunden?"

„In der Schenke zu den Drei Kronen am Bispinghofe."

„Gut, ich suche Euch dort am Abende auf. Jetzt will ich zu Knipperdolling gehen."

„Das Haus mit der goldenen Sonne im Giebel, Ihr könnt's nicht fehlen," bemerkte der andere.

Der Jüngling nickte und schritt den Marktplatz hinab. Sein Begleiter schaute ihm mit seltsamen Blicken nach und murmelte etwas vor sich hin.

„Was sagt Ihr?" fragte der Holländer.

„Nichts für Euch, Freund," antwortete der Alte. „Kommt, mein Hals ist so trocken wie ein Brachfeld im Juli, mich verlangt nach einem Trunke."

Während sie über die Rotenburg nach dem Bispinghofe schritten, erreichte der Jüngling das Haus Knipperdollings. Er klopfte an, des Kaufherrn Tochter öffnete, und auf seine Frage nach dem Vater hieß sie ihn eintreten. Die gewählte Kleidung des Fremden, der Degen an seiner Seite, das federngeschmückte Barett ließen Anna einen vornehmen Besuch vermuten, und sie führte ihn in das beste Zimmer des Hauses. Dann eilte sie, den Vater zu rufen.

Bald erschien Knipperdolling. Der junge Mann begrüßte ihn mit zierlicher Verbeugung und fragte:

„Habe ich das Glück, den gewaltigen Volksmann Knipperdolling vor mir zu sehen, den Beschützer des wahren Glaubens, den Hort der Bedrängten?"

„Der bin ich," antwortete dieser geschmeichelt.

„So reicht mir die Hand, edler Mann," sprach der Fremde; „denn schon lange hat mich verlangt, diese Hand zu drücken, die so mächtig die Freiheit schirmet in den Mauern dieser Stadt."

„Woher kennt Ihr mich, und wer seid Ihr?"

„Euer Name ist bekannt, so weit bedrängte Seelen auf die Erfüllung der großen Verheißungen hoffen, welche der Vater uns gegeben hat; er ist gedrungen bis zu den fernen Küsten Hollands. Mich sendet Matthyssen, der große Prophet von Haarlem, er läßt Euch Gruß und Segen durch mich, seinen unwürdigen Schüler, entbieten."

Damit zog er ein Schreiben aus dem Busen und überreichte es dem Kaufmann. Dieser entfaltete es und las die Botschaft, welche der Bäcker von Haarlem an ihn richtete. Während er las, leuchtete es freudig auf in seinem Gesichte, und sein Auge glänzte.

„Seid mir willkommen, Johann von Leyden," rief er warm und schüttelte dem Jüngling die Hand. „Euer Meister hat sich in mir nicht getäuscht. Wir wollen die Zwingherrschaft der Gottlosen brechen und ein neues Reich aufrichten in diesen Mauern. So Ihr Euch des Lobes würdig erweiset, das Euch Matthyssen spendet, werdet Ihr einen treuen Helfer in mir finden, und der Sieg kann uns nicht fehlen. Doch nun laßt Euch nieder; Ihr habt eine weite Reise hinter Euch und bedürfet der Stärkung. Ihr seid mein Gast, mein Haus ist geräumig genug, einem so werten Genossen Herberge zu bieten."

Johann von Leyden ließ sich nieder, und Knipperdolling ging hinaus, einen Imbiß zu besorgen. Bald darauf erschien Anna mit einer silbernen Kredenztafel, auf der sie Wein, Brot und Fleisch brachte. Verstohlen blickte sie nach dem schönen Fremden. Seine hohe offene

Stirne, die dunklen, flammenden Augen und der krause, blonde Bart, der seine schwellenden Lippen umschattete, die vornehme Art, mit der er ihr begegnete, alles gewann sie für ihn, und ihr Herz pochte, als er sein Auge voll auf sie richtete. Sie wurde so verwirrt, daß sie den Wein verschüttete, den sie in silbernem Becher bot.

„Ich danke Euch, holde Maid," sprach der Jüngling, „und ich segne mein Glück, das mich an dieser Schwelle in Eurer Gestalt zuerst begrüßte. Eurem Wohl sei mein erster Trunk geweiht."

Flammende Röte ergoß sich über die Wangen des Mädchens, und sie war froh, daß jetzt der Vater erschien und sie das Zimmer verlassen konnte.

Die beiden Männer waren bald in eifriger Unterhaltung. Knipperdolling ließ sich von Holland und den Fortschritten der Wiedertäufer erzählen, er selbst machte seinen Gast mit den Verhältnissen in Münster bekannt.

„Vor allen Dingen müßt Ihr Rothmann kennen lernen," sprach er, „in ihm haben wir unsere beste Stütze. Er wird sich freuen der Hülfe, die Ihr uns bringt. Wenn es Euch gefällt, führe ich Euch gleich zu ihm."

Johann von Leyden war es zufrieden. Ihn selbst verlangte es, den geistigen Vater der Bewegung zu sehen, die so große Hoffnungen in den Kreisen der Wiedertäufer erweckt, und bald verließen die beiden das Haus.

Sie fanden Rothmann nicht daheim, wurden aber von seinem Weibe genötigt, zu bleiben, da sie ihn jeden Augenblick erwarte.

Die Frau hatte die Männer in ein reich ausgestattetes Gemach geführt. Schwellende Teppiche deckten den Boden, und weiche Polster lagen auf den Sesseln. Nachdem sie zwei Sitze vor eine Art Ruhebank geschoben,

nahm sie in vornehm nachlässiger Art Platz auf derselben. Sie war ein voll erblühtes Weib von ebenmäßigem Wuchs. Aus ihren Augen glänzte das Feuer einer leidenschaftlichen Seele, und ein fester Zug um die üppigen Lippen ließ auf einen Willen denken, der nicht auf halbem Wege stehen blieb, wenn es galt, ein verlockendes Ziel zu erreichen. Dieses Weib hatte sich Rothmann zur Gefährtin erkoren oder vielmehr, es hatte den berühmten Prediger in seine Fesseln zu schlagen gewußt. Halb zurückgelehnt betrachtete sie den schönen Fremden mit wohlgefälligen Blicken.

„Eine prächtige Rose hat unser verehrter Meister in seinen Garten gepflanzt," sagte Knipperdolling zu Johann von Leyden, indem er sich mit artigem Lächeln gegen die Dame neigte. „Sie stellt die jungen Mädchen der Stadt alle in den Schatten."

„Loser Schmeichler!" antwortete die Frau und kräuselte die Lippen, doch ließ sie merken, daß sie nicht gleichgültig gegen solches Lob war. „Mein Gemahl und Herr würde Euch solche Worte zur Sünde anrechnen. Er hat aller Lebensfreude abgeschworen." Und sie seufzte leise.

„Wer zu großem Werke berufen ist," antwortete der Jüngling, „muß dem Geiste freien Flügelschlag bewahren. Mancher Blume, die lockend am Wege steht, muß er vorbeigehen."

„Zu solchem Evangelium kann ich mich nicht erschwingen," antwortete das Weib; „das Leben ist kurz, ein Tor, wer es nicht genießt."

Dabei heftete sie den schmachtenden Blick forschend auf den Jüngling, als bezweifle sie seine innere Übereinstimmung mit den Worten, die er gesprochen.

„Wer den Anhauch des Geistes empfangen, der

lebt in höheren Welten," sprach dieser. „Seine Seele dürstet nach Taten, welche die Völker beglücken und seinen Namen unsterblich machen."

„Und wird er selbst glücklich dabei? Mich reizt kein Gold, das man auf meinen Grabstein setzen will."

„Schon ein hohes Ziel erstreben, beglückt die Seele, es erreichen, nähert uns der Gottheit."

„Wir sind, dünkt mich," erwiderte das Weib, „aus einem Stoff geformt, der derbere Kost verlangt. Vor den Toren des Himmels biß Adam in den Apfel, den ihm sein Weib reichte."

„Leider sank die Menschheit dadurch in den Fluch der Sünde, sie zu erheben ist, ein göttliches Werk."

„Das Ihr nie vollbringen werdet," erwiderte jene lebhaft. „Die Menschen bleiben ewig dieselben; an die Erde gefesselt, werden sie auch nach der Erde Lust und Freuden schmachten. Ihr werdet keinen Dank von ihnen ernten, raubt Ihr ihnen das Restchen Glück, das hier noch zu finden ist."

„Das wollen wir auch nicht, wir wollen es nur verklären, indem wir die Sehnsucht nach dem Glücke der Gottheit hineinweben."

„Sagt nicht die Bibel: Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon? Im Widerstreit dieser Gewalten gibt es keinen Frieden."

Der Jüngling schüttelte das Haupt.

„Doch, doch," antwortete er begeistert: „wenn der Fürst des Friedens, der uns verheißen ist, das Scepter führt, werden die Heiligen seines Reiches ein Leben der Glückseligkeit führen, das bisher nimmer gekannt ward. Die irdischen Freuden werden sich ergießen von seinem Throne wie ein silberheller Strom, und wer daraus schöpft, wird sein Begehren zu den Sternen wenden."

Das Weib lachte.

„Ich will hoffen, daß auch mir ein Trunk aus dieser Flut werde,“ sprach sie. „Für jetzt verlangt mich nach anderm.“

Schritte nahten, die Türe öffnete sich, und Rothmann trat ein. Seine Frau eilte ihm entgegen, nahm ihm Barett und Mantel ab und führte ihn zu der Bank, von der sie sich eben erhoben. Zärtlich strich sie ihm mit ihrer vollen Hand über die ernst gefurchte Stirne, während sie sagte:

„Wieder müde und abgearbeitet! Du kennst den Frieden und das Glück des Hauses nicht mehr.“

„Die Ernte ist groß, und der Arbeiter sind wenige,“ sagte der Prediger. „Die Scharen mehren sich, welche dem Geiste folgen, durch den das Angesicht der Erde erneuert werden soll.“

„Ich bringe Euch Hülfe,“ entgegnete Knipperdolling, „der große Prophet von Haarlem hat uns einen Apostel gesandt, der Mut und Kraft besitzt, unser Werk zu fördern, er selbst wird bald folgen.“

Und er stellte seinen Gast dem Prediger vor und übergab ihm das Schreiben, welches Matthyssen an ihn gerichtet. Nachdem Rothmann es gelesen, reichte er Johann von Leyden die Hand.

„Seid mir willkommen, mein Freund,“ sprach er, „die Adler sammeln sich, das Aas der alten Kirche zu vernichten. Vor ihrem Flügelschlage werden die Vögel der Nacht entweichen.“

Lange besprachen sich die Männer noch, und als sie sich endlich trennten, waren alle drei der Hoffnung froh, daß sie berufen seien, in den Mauern Münsters das neue Reich der Freiheit und Glückseligkeit zu erbauen, wobei im stillen sich jeder die erste Stelle darin zuwies.

Am nächsten Tage gegen drei Uhr des Nachmittags erschien auf dem Hauptmarkte ein alter, gebückter Mann mit einer Geige unter dem Arme. Es war derselbe, der mit Johann von Leyden in die Stadt gekommen war. An der Michelspforte gegenüber dem Rathause stieg er auf einen dort liegenden großen Stein und nahm die Fiedel zur Hand. Nach einigen prüfenden Strichen begann er zu spielen, und bald entquollen den Saiten die herrlichsten Melodien. Buben und Mädchen liefen zusammen, Frauen und Männer traten aus den Häusern, geschäftig Vorüberwandelnde hemmten den Schritt, und bald hatte sich eine große Menge Volkes angesammelt, die in lautloser Stille dem Spiele des Alten lauschte.

Dieser schien nicht zu sehen und zu hören, was um ihn vorging. Immer feuriger wurde sein Spiel, immer schneller jagten sich die perlenden Töne, es klang wie jauchzender Gesang, und die Gestalt des Alten schien zu wachsen und sich zu dehnen, als habe das Spiel ihn selbst verjüngt.

Jetzt hielt er inne und wischte sich über die bleiche, gerunzelte Stirn. Ein Sturm des Beifalls umtoste ihn, allerlei Geldstücke flogen ihm zu, und emsige Buben lasen sie auf in des Alten Hut. Man bat um neues Spiel; der Geiger ließ seinen Blick in die Runde schweifen, und als er sah, daß der Markt wogte von Menschen, nickte er befriedigt und setzte sein Instrument wieder an. Er hatte auch jenen bemerkt, der ihn zu dem Spiele gedungen.

Langsam und schwer begann die Musik; es klang wie ein herbes Leid, das sich ausweint in stiller Klage, dann aber steigerte sich die Bewegung, schrille Töne durchsetzten die dumpfen Melodien wie verzweifelte Rufe, die der Schmerz dem Busen entpreßt. Es war ein

herzerschütterndes Spiel, und die Buben und Mädchen, die vorher im schnellen Takte gar oft den Fuß gelupft, standen wie gebannt und starrten den Geiger mit offenem Munde an.

Wiederum ruhte der Alte, aber kein lauter Beifall umfing ihn, es lag auf der Menge wie hehre Andacht, die niemand zu stören wagte. Während aber der Künstler sein Instrument unter den Arm nahm und den schweren Hut vom Boden hob, schob sich von den Bogen zur Seite her ein Mann vor bis zu dem Steine. Es war Johann von Leyden, der des Alten Spiel benutzt hatte, um zu dem Volke auf offener Straße reden zu können. Neugierig verweilte die Menge, vermutend, daß wieder ein neuer Genuß geboten werde.

Der Jüngling stand hoch aufgerichtet auf dem Steine und ließ das Auge über die Scharen schweifen. Er war in ein langes Gewand gehüllt, welches ein Gürtel über den Lenden umschloß, seine Schultern bedeckte ein Mantel, auf den die blonden Locken von dem unbedeckten Haupte niederwallten. So glich er einem Propheten des alten Bundes, und der seltsame Anzug steigerte die Erwartung der Menge.

Und der Fremde begann zu reden vor dem Volke und verkündete der lauschenden Menge, daß der Geist des Herrn ihn angetrieben habe, seine ferne Heimat zu verlassen, um in Münster sein Wort zu offenbaren. Die Zeit der Heimsuchung sei gekommen, und die Erbarmung Gottes werde sich ergießen über die Menschheit. Der wahre Glaube sei entschwunden und die Erde mit Gräueln angefüllt. Daher werde ein Gericht ergehen über die Gottlosen, und sie würden hinweggerafft werden wie die Spreu von dem Winde, aber der Auserwählten werde der Herr schonen, jener, die mit dem Zeichen des

neuen Bundes bezeichnet seien. „Und sie werden ein neues Leben auf der entsühnten Erde beginnen," rief er, „ein Leben der Glückseligkeit tausend Jahre hindurch, ohne Gesetz und ohne Obrigkeit. Allen wird alles gemein sein, und es wird nicht mangeln an irgend einem Gute, ohne Arbeit und Mühe wird ihnen alles zufließen. So eilet denn und lasset euch bezeichnen mit dem Zeichen des Bundes, auf daß ihr dem Gerichte entgehet, welches über den Erdkreis kommen wird. Schon sind die Engel herabgestiegen, denen der Vater Macht gegeben, die Erde und das Meer zu schädigen. In ihren Händen tragen sie fressendes Feuer, und sie werden ausrotten alle Bosheit der sündigen Babel, die sie verübt von Anbeginn. So erwachet denn aus eurem Schlafe und heiliget euch, entsagt der Welt und dem Fleische und allen Lehren der falschen Propheten, so die Auserwählten in Irrtum führen wollen und wehret ab den Zorn Gottes, der über euren Häuptern schwebt. Lasset euch taufen mit der Feuertaufe des Geistes, auf daß ihr bestehen möget, wenn die Würgengel durchs Land gehen, und ihr werdet erlöst werden von aller Trübsal. Das Heil des Herrn wird aufgehen über euch, wie geoffenbart ist, und es wird wohnen unter euch Tag und Nacht. Ihr werdet weder hungern noch dürsten, die Sonne wird nicht auf euch fallen und die Hitze euch nicht sengen, es wird euch führen zu dem lebendigen Wasserbrunnen, und jede Träne wird abgewischt von eurem Auge."

Und er legte das Haupt zurück und schaute wie entzückt zum Himmel hinauf, während er die Hände segnend über die Menge ausstreckte.

Tief ergriffen hatte das Volk dem neuen Propheten gehorcht, und ob auch einige das Haupt schüttelten und von dem Gaukelspiele eines Landfahrers redeten, so

glaubte doch die Mehrzahl an die göttliche Sendung des fremden Mannes.

Unter den Zuhörern befanden sich auch Knipperdolling, Krechting und andere Jünger der neuen Lehre, und von ihnen ging jetzt der Ruf aus: „Heil uns, daß der Herr uns seine Gnade erwiesen und seine Boten uns gesandt hat."

Knipperdolling und Krechting drängten sich durch die Menge, und sie ergriffen das Gewand des Propheten und küßten es ehrerbietig. Und da der Apostel herabstieg von dem Steine, geschah etwas Seltsames.

Ein Mädchen von etwa sechzehn Jahren mit gelbem Haar und wasserblauen Augen sprang auf den Stein und rief mit gellender Stimme, den Blick zum Himmel gerichtet: „Ich sehe den Himmel offen und die Engel herabsteigen, angetan mit weißen Gewändern. Sie tragen Schwerter in den Händen, um Gericht zu halten über die Gottlosen. Tuet Buße und bekehret euch, damit ihr nicht verderbet."

Und ihre Augen rollten, ihre Hände krampften sich zusammen, sie verfiel in Zuckungen, brach zusammen und stürzte wie leblos in die Arme Knipperdollings. Staunend hatte das Volk den wunderbaren Vorgang beobachtet, und selbst den Ungläubigsten wurde es zweifelhaft, ob nicht doch Gott hier ein Zeichen getan.

Allmählich zerstreute sich die Menge, Knipperdolling und Krechting nahmen den Propheten zwischen sich und führten ihn unter dem Geleite einer großen Schar Volkes in des ersteren Haus.

Am Abend jenes Tages saß der Student beim trüben Scheine einer Öllampe in seiner Kammer und las eifrig in einem Buche, welches ihm seine neue Freundin gebracht hatte. Es war die Auslegung der

Offenbarung Johannis an Friedrich, König von Dänemark, und verfaßt von einem der eifrigsten Förderer der wiedertäuferischen Lehren, dem Kürschner Melchior Hofmann aus Hall in Schwaben. Die dunklen Reden des neuen Kirchenvaters reizten ihn, den scheinbar tiefen Sinn zu erfassen, und was dort von der Zukunft verkündet wurde, war geeignet, eine feurige Phantasie zu erregen. So saß er denn mit heißem Kopfe und gierigem Herzen vor der Schrift und verschlang die Verheißungen von der Erneuerung der Welt.

Seit dem Tage, wo er Hilla kennen gelernt, hatte er seine Studien vergessen, dafür aber um so größere Fortschritte gemacht in der Erkenntnis des wirklichen Lebens. Er hatte begreifen gelernt, daß es noch ein anderes Leben geben könne als das eines stubenhockenden Gelehrten, daß noch andere Weisheit quelle, als aus vergilbten Pergamenten. Hilla hatte ihm die Augen geöffnet für solche Erkenntnis. Noch zwar erging es ihm wie einem vom Star geheilten Menschen, der, nachdem er wochenlang im Dunklen gesessen, die Augen vor dem ihn neu umflutenden Lichtstrom verschließen muß und sich erst allmählich wieder an die farbige Welt gewöhnt. Ohne sich klar zu sein über die Gefühle, welche das fremde Mädchen ihm einflößte, gab er sich dem Zauber hin, den sie auf ihn ausübte, und umwob sich unbewußt mit den seligen Träumen der jungen Liebe. In stillen Stunden kamen ihm bisweilen ernste Gedanken; er fühlte sich innerlich unruhig und unzufrieden; das heitere Gleichmaß der Seele, das ihm früher bei eifriger Arbeit beschert gewesen, war ihm verloren gegangen. Oft auch legte er sich die Frage vor, ob Hilla ihn wirklich liebe. Sie war stets freundlich und selbst zärtlich gegen ihn, aber wenn es in ihm wogte und wallte, zeigte sie sich

kühl und verstattete ihm nicht die geringste Freiheit. Und gerade dann redete sie ihm von der hohen Aufgabe, mitzuarbeiten an der Aufrichtung des Friedensreiches unter den Menschen und füllte seine liebedurstende Seele mit Bildern einer schönern, glänzenderen Zukunft. Dann saß er vor der begeisterten Maid wie ein demütiger Schüler vor dem überlegenen Meister und betrachtete das schöne Mädchen mit Ehrfurcht und schmerzlichem Sehnen. Und wenn er seufzend die Augen schloß, schlang sich ein weicher Arm um seinen Nacken, und glaubte er das Glück zu erfassen, war sie verschwunden.

Auch jetzt betrat sie sein Stübchen wieder, und als sie ihn mit geröteten Wangen vor dem Buche sah, flog ein zufriedenes Lächeln über ihre Züge. Leise trat sie hinter seinen Stuhl, legte ihm die Hände über die Augen, beugte sich herab und küßte seine heiße Stirne.

„Hilla," rief er glückselig, hob die Arme und schlang sie um ihren Hals. Sie entwand sich sanft der Umarmung und kam an seine Seite.

Mit leuchtenden Augen schaute er zu ihr empor.

„O Hilla," sprach er, „wenn es wahr wäre, was diese Schrift kündet, wenn wir jener Glückseligkeit teilhaftig würden!"

„Es ist genug für heute, Heinrich," erwiderte sie sanft. „Schließe das Buch und begleite mich, wir wollen noch einen Gang ins Freie machen."

Sie verließen das Haus. Dichter Nebel lag in den Straßen, er hüllte die beiden in seinen zarten Schleier, und der Student zog das Mädchen fest an sich. Von Zeit zu Zeit tauchte ein Wanderer von ihnen auf, um ebenso schnell wieder in der grauen Flut zu versinken. So wanderten sie durch mehrere Straßen, doch schien das Mädchen ein Ziel zu verfolgen.

„Wohin gehen wir, Hilla?" fragte der Student.

„Zum Spiekerhof," antwortete sie, „dort ist heute abend eine Versammlung unserer Getreuen, die wir besuchen wollen."

„Ich scheue mich, unter Bekannte zu treten."

„Du wirst wohl niemand bekannt sein."

„Laß uns lieber nicht gehen, Hilla," bat der junge Mann; „wir wollen durch die Straßen wandern. Es ist so einsam und still, und der Nebel entrückt uns den forschenden Blicken der Neugier. Bleibe bei mir, Hilla."

„Ich darf nicht, Heinrich, und du wirst mich doch nicht allein gehen lassen, Geliebter."

Wie warm und innig kam das süße Wort von ihren Lippen! Er antwortete nicht, fühlte aber nicht die Kraft, sich von ihr zu trennen.

So kamen sie vor ein großs, gotisches Haus, dessen Tor geschlossen war. Hilla klopfte, und gleich darauf fragte eine Stimme von innen nach dem Begehren. Das Mädchen antwortete: „Der Vater grüßt dich." „Amen!" klang es zurück, und das Tor öffnete sich. Der Hüter schloß die Pforte wieder und führte die beiden über eine steinerne Treppe zu einem Saale, dessen Türe er vor ihnen öffnete. Helles Licht strömte ihnen entgegen, und viele Männer und Weiber waren dort beisammen. Mit raschem Blicke überflog Heinrich die Versammlung und atmete erleichtert auf; er sah keine bekannten Gesichter außer Rothmann und Knipperdolling, glaubte aber von diesen nicht gekannt zu sein.

Knipperdolling, Rothmann und Krechting saßen in der Nähe der Türe, zur Seite Knipperdollings seine Frau, seine Tochter Anna und seine Schwiegermutter, die reiche Brandeschin. Ihnen reihten sich in buntem Wechsel Männer und Frauen an, Bürger und Bürge-

rinnen der Stadt und Fremde in mancherlei Trachten. Auch der Kürschner Redecker, der Schwertfeger Rüscher und Dusentschur, der Geselle Ludger Herdings, waren in der Menge.

Mit demselben Gruße, der ihnen des Hauses Pforte erschlossen, trat Hilla in den Saal, und „Amen!" scholl es ihr aus der Versammlung entgegen. Einen Augenblick wandten sich alle Blicke auf die Eintretenden, und Heinrich errötete bis unter die Haarwurzeln, als er Knipperdollings scharfes Auge auf sich gerichtet sah. Doch schien ihm Hilla, der er freundlich zunickte, genügende Bürgschaft für den ihm fremden Jüngling. Noch ein anderer warf einen flüchtigen Blick auf das Mädchen, nämlich Johann von Leyden, der vor der Versammlung auf einer Anhöhe stand und redete. Diesen Blick hatte Anna, Knipperdollings Tochter, die wie trunken in das schöne Antlitz des jugendlichen Schwärmers schaute, bemerkt, und sie fühlte ein leichtes Erbeben, als ob eine Welle über ihr Herz geschlagen. Sie sah nach der Fremden, doch diese ging eben mit Heinrich leise in den hintern Teil des Saales, wo sie noch Plätze fanden.

Staunend horchte der Student den beredten Worten des Propheten, der in edler, vornehmer Haltung dastand und mit sicherer, wohltönender Stimme die Lehrsätze seines Meisters Matthyssen erklärte. Wer sollte in diesem so selbstbewußt auftretenden Manne den ehemaligen Schneider erkannt haben, oder den Harlekin einer wandernden Schauspielertruppe, der auf manchem Jahrmarkte die rohe Menge durch seine Schwänke ergötzte! Wie spielend floß die Rede von seinen Lippen, bedeutsame Stellen begleitete er mit keck gebauten Versen, und die Begeisterung, welche ihn durchglühte, übertrug sich also

auf seine Hörer, daß alle wie gebannt seinen Offenbarungen lauschten. Er sprach von der Rache, welche die gottlose Welt treffen werde und von dem herrlichen, glückseligen Reiche, das vom Herrn aufgerichtet werde in den wahren Christen. „Die aber,“ sprach er, „sind wahre Christen, die erst an Christus glauben und dann auf seinen Namen getauft werden, alle übrigen sind Heiden. Und die rechten Christen sollen keine Gemeinschaft haben mit den Heiden, keine Ehe mit ihnen eingehen und ihrer Obrigkeit nicht gehorchen. Sie sollen einander lieben und helfen, einer dem andern, und alles soll unter ihnen gemein sein nach dem Vorbilde der ersten apostolischen Gemeinde. Wer Überfluß an irdischen Gütern hat, der lege davon zu den Füßen der Vorsteher, und wer Schuldner hat, der drücke sie nicht, sondern erlasse ihnen die Schuld, wie der König seinem Knechte die 10 000 Talente nachließ, so wird er Gnade empfangen und überreichen Lohn in Christus, unserm König und Herrn.“

Er schwieg und blickte wie fragend über die Versammlung. Lauter Beifall folgte seinen Worten, und die Weiber klatschten in die Hände. Die Schwiegermutter Knipperdollings war so entzückt, daß sie aufsprang, die schwere goldene Kette von ihrem Halse löste und sie in die Hand des Propheten legte. Dann griff sie in die Tasche, zog drei Papiere hervor, zerriß sie und streute die Fetzen vor die Füße Johanns von Leyden. Es waren Schuldbriefe, die sie eingesteckt hatte, um säumige Schuldner durch ihren Schwiegersohn an ihre Pflicht mahnen zu lassen. Knipperdolling sah ihr Gebaren und lächelte spöttisch vor sich hin. Seine Frau machte ein verdrießliches Gesicht, seine Tochter aber wandte keinen Blick von dem Manne, dessen melodische Stimme alle Fasern ihres Herzen erbeben machte.

Noch andere kamen und legten Gaben in die Hände des Propheten. Der Waffenschmied Rüscher brachte einen Beutel mit harten Silbertalern, die Frau des Ratsherrn Wordemann, die ohne Wissen ihres Mannes zu der Versammlung gekommen, löste die wertvollen Ohrgehänge und brachte sie zum Geschenke, Dusentschur aber beugte vor dem Apostel des neuen Evangeliums das Knie und küßte ihm erfurchtsvoll die Hand.

Jetzt erhob sich Rothmann und trat an Johanns Stelle. „Brüder und Schwestern," sprach er, „wer unter euch noch nicht bezeichnet ist mit dem Zeichen des Bundes, der trete vor, auf daß er aufgenommen werde in das Reich der Kinder Gottes."

Sofort erhob sich der Pastor Krechting und kniete vor Rothmann nieder. Dieser schöpfte mit einem silbernem Becher Wasser aus einem neben ihm stehenden Gefäße und goß es aus über das Haupt des Heiden mit den Worten der Taufe. Seinem Beispiele folgten Rüscher, die Frau Wordemann und einige andere, die noch nicht wiedergetauft waren.

Mit steigender Verwunderung hatte der Student das seltsame Schauspiel verfolgt, doch als Rothmann zu taufen begann, wurde es ihm unbehaglich, und er flüsterte Hilla zu, mit ihm den Saal zu verlassen. Doch sie schien seine Worte nicht zu hören, und als er eben dringender bitten wollte, näherte sich Johann von Leyden. Er reichte Hilla die Hand, sie sah ihn lächelnd an und erwiderte seinen Gruß mit herzlichen Worten. Dem Studenten wurde es warm, er wußte nicht, daß die beiden sich kannten, daß sie früher zusammen auf den Brettern schon oft die Rolle eines verliebten Paares gespielt, in seinem Busen erwachte böse Eifersucht gegen den schönen Propheten und er wandte sich ab.

Hilla mochte ahnen, was in ihm vorging; sie faßte ihn bei der Hand, sah ihm innig in die Augen und zog ihn zu Johann von Leyden.

„Hier habe ich einen neuen Jünger für das wahre Evangelium gewonnen," sagte sie; „er wird ein treffliches Werkzeug des Herrn werden, denn sein Herz ist ohne Falsch und seine Seele klar wie ein reiner Quell. Er hat die Wissenschaft der Heiden gekostet und sich abgewandt von den schalen Wassern, seine Seele durstet nach dem Tranke des Lebens."

„Dank dir, liebe Schwester," erwiderte jener, „du hast ein gutes Werk vollbracht und der Segen des Vaters wird über dich kommen. Seid Ihr schon getauft, mein Freund?" wandte er sich an Heinrich, „wenn nicht, so säumt nicht länger, die Gnadenpforte steht offen für Euch, tretet ein in den Tempel des Heiles."

Dem Studenten schwindelte, und seine Füße zitterten.

„Ich bin noch nicht wert solcher Gnade," stammelte er, „noch bin ich nicht tief genug eingeweiht in die Geheimnisse des wahren Glaubens."

„O, laßt Euch das nicht bekümmern," erwiderte der Prophet, „der Herr gießt seinen Geist aus über seine Diener und offenbart ihnen seine Wunder. Kommt, ich führe Euch zu dem Borne des Heiles."

Und er faßte den betäubten Jüngling bei der Hand und führte ihn zu Rothmann. Dieser betrachtete ihn einen Augenblick prüfend; als aber Heinrich, nicht wissend, was er tat, vor ihm in die Kniee sank und das Haupt neigte, taufte er ihn.

Wie zerschlagen erhob sich der Jüngling und wankte zu Hilla zurück. Diese drückte ihm die Hand, löste das weiße Tüchlein von ihrem Halse und trocknete ihm die feuchten Locken damit.

Als Johann von Leyden sich von dem Studenten abwandte, suchte sein Auge Anna. Diese hatte die Begrüßung zwischen ihm und Hilla beobachtet und war eifersüchtig erregt. Doch als er jetzt auf sie zuschritt und sich neben ihr niederließ, glänzte ihr Auge vor Glück und Stolz, und sie vergaß aller Angst in seinem Anblicke.

Plötzlich ward drunten heftig an die Pforte geschlagen, und eine lärmende Stimme begehrte gebieterisch Einlaß. Die Frau Wordemann sprang entsetzt auf und rief: „Mein Mann, mein Mann!“

„Laßt mich, laßt mich!“ schrie sie, als man sie zurückhalten wollte, „er mordet mich sonst.“

Damit stürzte sie aus dem Saale, doch Knipperdolling und Rüscher folgten ihr auf dem Fuße, um, wenn nötig, dem Ratsherrn den Eintritt zu wehren. Die Verwirrung des Augenblicks benutzte Heinrich, dem es wie ein Alp auf der Brust lag, um aus der Versammlung zu entkommen. Ohne sich nach Hilla umzusehen, eilte er leichten Fußes die Treppe hinab und erreichte eben die Pforte, als der Wächter dieselbe für die jammernde Frau öffnete, und schlüpfte mit ihr auf die Straße.

Der Ratsherr, der wie ein Rasender brüllte und tobte, ergriff sein Weib, das an ihm vorbeizukommen suchte, und schrie: „Verfluchte Hexe! bist du getauft? Warte, ich werde dich firmen!“ Und damit schlug er, des herbeilaufenden Volkes nicht achtend, mit einem Stocke auf die Frau los, so daß sie heulend vor ihm her rannte.

Die Menge lachte, der Student aber jagte, wie von bösen Geistern gehetzt, durch die Straßen und ruhte nicht eher, bis er in seinem Stübchen anlangte, wo er sich schweißtriefend und erschöpft auf einen Stuhl warf.

6.

Es war vierzehn Tage später.

Knipperdolling und Johann von Leyden saßen zusammen vor dem Kachelofen in des Kaufherrn Schreibstube. Es war Abend und grimmig kalt draußen. Der Nordwind blies mit scharfem Atem in die grauen Wolkenbündel, welche über der Stadt hingen, und feine Flocken wirbelten daraus nieder. Drinnen in dem Gemache aber war es behaglich warm, und die weinduftenden Becher auf dem Tische mochten die wohlige Stimmung der beiden nicht wenig erhöhen. Sie unterhielten sich über die Ereignisse der letzten Tage, über die Erfolge ihrer Arbeit, das Christentum des Propheten von Haarlem auszubreiten im Volke. Und sie konnten zufrieden sein; denn die Zahl der Gläubigen vermehrte sich zusehends, und jeder Tag führte neue Scharen in die Stadt, welche der Ruf zum Sitze des neuen Reiches der Glückseligkeit erhoben hatte.

„Zweifelt nicht," sagte Johann von Leyden, „noch kurze Zeit, und wir haben alle Gewalt in Händen. Dann werden wir aufrichten die Herrschaft des wahren Salomo, und eine neue Zeit wird anbrechen, die goldene Zeit, von der die Alten gesungen, und der Friede wird seine Taubenflügel ausbreiten über die verjüngte Erde."

Und sein Auge erglänzte, und wie traumverloren starrte er gegen die Decke des Zimmers, als sehe er das Reich des Glückes schon herabsteigen.

Knipperdolling betrachtete ihn mit überlegenem Lächeln. Nach einer Weile entgegnete er:

„Und zweifelt auch Ihr nicht an meinem Worte. Sobald ich zum Bürgermeister erwählt bin, werde ich Euch eine Hochzeit anrichten, wie Münster noch keine

gesehen. Ich weiß, meine Tochter liebt Euch, und Ihr seid mir geworden wie ein Sohn."

„Auch ich liebe sie mit der Glut meines Herzens," versetzte der Jüngling, „und sie soll so glücklich werden, wie ein Weib nur immer hoffen kann."

Ein leises Pochen an die Türe unterbrach die Unterhaltung. Knipperdolling erhob sich, doch ehe er die Türe noch erreicht hatte, öffnete sich diese, und der alte Geiger trat ein. Er schloß die Türe hinter sich, blieb aber an derselben stehen mit dem Hute in der Hand und blickte scheu auf den Hausherrn.

„Ihr seid es, Winkler," rief Johann von Leyden, „habt Ihr ein Anliegen?"

„Ah, unser trefflicher Musikus," sprach Knipperdolling, „seid mir willkommen."

Und er führte ihn an den Tisch, holte einen Becher aus dem Schranke und füllte ihn mit Wein.

„Da nehmt und trinkt, das wird Euch erwärmen," sagte er, „draußen backt's zur Nacht ohne Feuer."

Der Geiger ließ sich auf einen Stuhl nieder, drückte seinen Hut zwischen die Kniee und ergriff den Becher mit zitternden Händen.

In langem Zuge trank er daraus, dann stellte er ihn auf den Tisch zurück und blickte verlegen im Zimmer umher.

„Seid Ihr allein?" fragte er leise.

„Wie Ihr seht," antwortete Knipperdolling, dem das unruhige Wesen des Mannes auffiel. „Habt Ihr mir etwas mitzuteilen?"

Das Haupt des Alten sank auf die Brust, er seufzte tief, antwortete aber nicht.

„Was fehlt Euch, Winkler?" fragte Johann von Leyden; „vertraut es uns an. Der reiche Kaufherr

Knipperdolling weist keinen Hülfesuchenden von seiner Schwelle."

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Sprecht, Winkler, was begehrt Ihr?" sagte Knipperdolling freundlich.

Der Geiger holte tief Atem.

„Winkler? Winkler?" murmelte er. „Ja, so heiße ich für Leute, die mich nicht kennen. Knipperdolling, kennst auch du mich nicht mehr?"

Der Kaufherr fuhr zusammen. Diese Stimme, wo hatte er sie schon gehört? — aber wie die Erinnerung in seinem Geist auftauchte, stieg auch der helle Zorn in seine Wangen, und er ballte die Fäuste.

Mit vorgebeugtem Leibe und funkelnden Augen musterte er die gebrochene Gestalt vor sich.

„Lanio? Du?" keuchte er mit heiserer Stimme.

„Ich bin's."

„Elender Schurke!"

Der Alte lehnte den Kopf gegen die Lehne des Stuhles und schloß die Augen.

Knipperdolling richtete sich auf und wandte sich an Johann von Leyden.

„Laßt mich allein mit diesem Menschen, lieber Freund, wie haben eine Rechnung aus alten Tagen zu begleichen, sagte er so ruhig als möglich, doch klang der verhaltene Grimm deutlich genug aus dem Tone seiner Worte hervor.

„Ich will gehen," erwiderte Johann, „aber übet kein allzu strenges Gericht, wir sind alle Sünder."

Er verließ das Zimmer, und Knipperdolling schloß die Türe hinter ihm ab. Er kehrte an den Tisch zurück, stellte sich vor den Geiger und maß ihn mit Blicken, aus denen Zorn und tiefste Verachtung sprach.

„Wie durftest du es wagen, Nichtswürdiger,“ zischte er ihn an, „diese Stadt noch einmal zu betreten, wo dein Name die Schmach meines Hauses wurde?“

„Mein Elend!“ stöhnte der Alte und wand sich auf dem Stuhle wie ein von inneren Qualen Gefolterter.

„Dein Elend? — Hast du es nicht selbst verschuldet? — Vergeudet hast du die reiche Gabe, welche meine Schwester dir zugebracht, verpraßt in Saufgelagen und liederlichem Treiben. Und als dir nichts mehr übrig war als der Bettelstab, hast du Weib und Kind im Elend verlassen, erbärmlicher Schuft.“

„Ja, mein Durst, mein unseliger Durst,“ jammerte der Musikant, griff nach dem Becher und wollte trinken. Doch Knipperdolling schlug ihm denselben aus der Hand, daß er klirrend gegen die Wand flog, und der Wein sich über das fadenscheinige Gewand des Geigers ergoß.

„Das hättest du nicht tun sollen, Knipperdolling,“ sagte der Alte, „der Wein war gut,“ und er hob den begossenen Ärmel unter die Nase und roch mit sichtlichem Behagen daran.

Knipperdolling geriet aufs neue in Wut. Er faßte den Schwager mit seinen derben Fäusten bei der Schulter und rüttelte ihn, daß er stöhnte.

„Im fernen Mainz liegt ein Grab,“ raunte er ihm mit heiserer Stimme ins Ohr, das dich anklagen wird in Ewigkeit. Du schändlicher Mensch! Dort habe ich dein Weib, meine arme Schwester, unter die Erde gebettet, und du hast sie gemordet.“

„Laß mich los, Knipperdolling,“ jammerte Lanio, „ich weiß es, ich bin ein Lump, aber ich habe es schwer gebüßt.“

„Und wenn du büßtest bis ans Ende der Welt, so kannst du es nicht abtragen, was du verbrochen,

Elender," knirschte der Kaufherr. „Sieh, ich könnte dich erwürgen mit diesen Händen!" Und er hielt ihm die geballten Fäuste unter die Augen.

Eine Pause entstand, nur unterbrochen durch das Schluchzen des Alten und die keuchenden Atemzüge des Kaufherrn.

„Was suchst du hier, was lockte dich nach Münster? Dachtest du vielleicht, für solche Vagabunden wie dich ständen hier die Becher gefüllt, seien die Truhen mit Goldstücken gespickt?"

„Es ziehen viele hierhin, die nicht besser sind, wie ich. Warum sollte ich nicht auch hoffen, hier noch einmal glücklich zu werden?"

„Das Laster hat deine Kraft verzehrt, du kannst kein Glück mehr festhalten, und legte man es dir auch in den Schoß," höhnte Knipperdolling. „Such es anderswo, nicht hier!"

Der Alte seufzte.

„Knipperdolling," sagte er dann mit weinerlicher Stimme, „sei barmherzig, gönne mir noch eine Frage."

Der andere schwieg, und der Geiger fuhr fort:

„Reue und Elend zogen mich nach Mainz. Dort erfuhr ich, es sei einer gekommen, habe mein Weib begraben und mein Kind mit sich genommen. Das konntest nur du sein. Lebt es noch?"

„Wer?"

„Meine Tochter."

„Ja, sie lebt noch."

„Und bei dir? — O laß mich dir danken, du Guter!" und er suchte des Schwagers Hand zu fassen.

Doch dieser trat zurück.

„Um deinen Dank zu tauschen, tat ich's nicht. Die Liebe zu meiner Schwester drückte mir das arme

Würmchen in die Arme, und was ich an ihr tat, hat sie mir selbst gedankt."

„Darf ich sie sehen?"

„Nein!" Das Wort klang scharf und gebieterisch.

„O sei nicht so hart mit einem elenden, gebrochenen Vaterherzen. Denke, du habest selbst eine Tochter, und man wollte dir ihren Anblick verwehren. Laß dich erweichen, lieber, guter Schwager!"

„Nie und nimmer! Soll ich den Frieden und die Ruhe deiner Tochter stören, soll ich ihr sagen: dieser Trunkenbold, dieser zerlumpte und verkommene Musikant ist dein Vater, Eva!"

„Ja, Eva, Evchen! so hieß das liebe Ding," sagte der Alte wie zu sich selbst. „Es war ein schönes Kind mit lockigem Haar und schwarzen Äuglein. O, es muß ein herrliches Mädchen geworden sein."

„Das ist sie. Und wenn du jetzt mit ihr hinaus ziehen könntest in die Welt, wenn du die Fidel in den Straßen der Stadt strichest, und sie umherginge bei der gaffenden, müßigen Menge, würdest du ein gutes Geschäft haben. Und vielleicht könntest du sie einmal verhandeln an einen reichen Schurken und mit dem Sündenlohn dein liederliches Leben fortsetzen. Traun, das wäre nach deinem Sinn!" Und der Kaufherr brach in ein heiseres Lachen aus. „Nein, Freund Lanio, dafür habe ich deine Tochter nicht erzogen."

„Sprich nicht so, Knipperdolling, ich schwöre es dir, ich will nichts von dem Mädchen; nur einmal sehen möchte ich sie, nur von ferne, wenn du willst, sie ist doch meine Tochter."

„Du hast alle Rechte an ihr verwirkt. Daß sie nicht im Elende verkommen ist, daß sie heute nicht als schamlose Dirne durchs Land streift, verdankt sie es dir?

— In jener Stunde, wo ich sie auf meinen Arm nahm am Grabe der Schwester habe ich es mir geschworen, daß du sie nie und nimmer mehr berühren solltest. Und diesen Schwur, ich halte ihn, dafür kennst du mich. Und nun packe dich, und läßsest du dich noch einmal hier blicken, meine Hunde sollen dich zerreißen."

In wildem Zorne stand der Kaufherr vor dem Alten.

Dieser aber stürzte von dem Stuhle herab auf die Kniee und hob flehend die Hände empor zu dem harten Manne.

„Lieber, guter Schwager," jammerte er, „sei barmherzig, laß mich sie nur einmal sehen, meine süße Eva, nur einmal!"

„Kein Wort mehr, oder ich erwürge dich!"

„So schreie ich sie selbst herbei!" Und er sprang auf, stürzte zur Türe und rief mit kreischender Stimme: „E . . . ."

Doch ehe er das Wort vollenden konnte, hatte ihn Knipperdolling an der Kehle gefaßt und würgte ihn, außer sich vor Wut. Er riß die Tür auf, schleppte den Alten vor das Haus und schleuderte ihn mit solcher Gewalt von sich, daß er mit dumpfem Aufschlage mehrere Schritte weit in die Straße hinausflog. Dann warf er die Tür zu und zog den Schlüssel ab.

Wenige Minuten später kam Ludger Herding vom Kornmarkt her an der Stelle vorüber, wo der Alte lag. Zwei Männer und ein Weib bückten sich über den Mann, der kein Lebenszeichen von sich gab. Weiße Flocken hatten ihn schon bedeckt, als wollten sie ihm ein Leichentuch weben. Ludger trat zu der Gruppe und fragte:

„Wer ist der Mann?"

„Wir kennen ihn nicht," erwiderte einer der Männer, „es scheint ein Fremder zu sein."

„Vielleicht ein armer Wanderer, der vor Hunger und Kälte erstarrt hier zusammengebrochen ist," sagte die Frau mitleidig.

Ludger kniete nieder und beugte sich über den Geiger.

„Er lebt noch," sprach er, „sein Atem geht, doch scheint er am Kopfe verletzt, er blutet. Faßt an, ihr Männer, und helft mir, wir wollen ihn in mein Haus schaffen, er kann nicht hier im Frost liegen bleiben."

Die Beiden folgten seinem Geheiß, und sie trugen den noch immer Bewußtlosen in die Wohnung Herdings. Ludger rief einer Magd, Licht zu schaffen, und sie brachten ihn auf ein Bett. Als der Schein der Kerze auf das Gesicht des Alten fiel, sagte einer der Männer:

„Wahrhaftig, das ist ja der Geiger, der neulich auf dem Markte so schön gespielt."

„Woher ist er?" fragte Ludger.

„Ich weiß es nicht, er ist kein Münsterscher. Es ist ja so viel fremdes Volk hier, daß man nicht mehr fragt, woher es kommt."

Ludger verabschiedete die Männer mit Dankesworten und ging mit Hülfe der Magd daran, den Unglücklichen ins Leben zurückzurufen. Er wusch die Wunde am Kopfe aus und verband sie; die Verletzung war nicht gefährlich. Schon nach kurzer Zeit schlug der Alte die Augen auf und blickte wirr um sich.

„Wo bin ich?" stöhnte er.

„Bei guten Leuten," antwortete Ludger, „aber haltet Euch ruhig, Ihr seid schwach."

Der Mann schloß die Augen. Nach einer Weile begehrte er zu trinken. Ludger hieß der Magd Wein holen, er füllte einen Becher und brachte ihn an die Lippen des Geigers.

Kaum spürte dieser den stärkenden Trunk, als er gierig nach der Schale griff und sie mit einem Zuge leerte.

„Ha, das schmeckt," murmelte er, „mehr, mehr!"

Ludger füllte den Becher wieder. Er freute sich, als er den Alten mit sichtlichem Behagen trinken sah, doch als dieser wiederum Wein begehrte, wurde er stutzig.

„Nein," sagte er, „es ist genug."

„O, habt Ihr denn kein Erbarmen? Wollt Ihr mich verdursten lassen," jammerte der Musikant, und stöhnend legte er den Kopf zurück in die weißen Kissen.

Ludger gab ihm mit Widerstreben noch einmal zu trinken und setzte sich dann neben dem Bette nieder.

Der Mann schien zu schlummern; seine Augen waren geschlossen, doch ging sein Atem unruhig. Er fuhr mit den Händen umher, und seine Lippen murmelten unverständliches Zeug. Allmählich wurde es deutlicher, und Ludger vernahm die Worte: „Mia figlia, mia dolce fanciullo! Komm, komm, Evchen, geh mit Vater! Padre è buono."

Bei dem Namen Eva zuckte Ludger zusammen, und eine Ahnung stieg in ihm auf, welche ihm das Blut ins Gesicht trieb. Es fiel ihm ein, gehört zu haben, daß Evas Vater ein Italiener gewesen. Er schickte die Magd weg und beobachtete den Fremden mit wachsender Unruhe. Sollte es Evas Vater sein?

Er fühlte, wie sich sein Herz zusammenkrampfte, das Patrizierherz, das auf die lange Reihe ehrenvoller Ahnen so stolz war. Evas Vater ein Landstreicher? —

Und dann empfand er auch wieder etwas wie Genugtuung, indem er daran dachte, daß gerade er ihn gefunden, ihn vielleicht vom Tode gerettet habe. Er beugte sich über den Schlummernden, um kein Wort zu

verlieren. Lag nicht in den verfallenen Zügen eine gewisse Ähnlichkeit mit Eva? Doch er konnte sich täuschen, und er wünschte es im stillen. Es kam ja viel fahrendes Volk in jenen Tagen nach Münster, warum sollte es denn gerade Evas Vater sein, von dessen Dasein er nie gehört, der verdorben und gestorben galt!

Der Alte warf sich hin und her auf dem Lager und stöhnte. Ludger horchte gespannt.

„Ja, ich habe es verdient“ .... murmelte der Geiger, „ich weiß es .... aber du bist grausam, Knipperdolling.“ Und dann fuhr er auf und rief: „Und ich will sie haben, sie ist mein Kind.“

Der junge Mann bebte vor Erregung. Es konnte kein Zweifel mehr sein, vor ihm lag Evas Vater. Aber wie war er in diesen Zustand gekommen?

Unbeweglich saß er neben dem Lager, tausend Gedanken jagten sich in seinem Gehirne, ohne daß er einen klar festzuhalten vermochte.

„Trinken, trinken,“ jammerte der Alte, „ich verbrenne!“

Ludger füllte den Becher, und jener leerte ihn in einem Zuge.

„Ha, gut, gut!“ lallte er. „Noch einen Becher, und ich spiele euch einen Hopser. Herbei, ihr Buben und Mädchen, zum Tanz, zum Tanz!“ Und er ahmte die Bewegung des Geigenspielens nach.

Ludger fühlte sich wie von einer schweren Last bedrückt; mit verschlungenen Händen und heißer Stirne starrte er auf den Mann. Allmählich wurde dieser ruhiger, sein Atem ging regelmäßig, er schlief.

Noch einige Zeit verweilte der Goldschmied neben dem Lager, doch als der Alte sich nicht mehr rührte, erhob er sich, schlich auf den Zehen aus dem Zimmer

und suchte die Mutter auf. Mit ihr wollte er reden über den Vorfall, sie mochte mehr wissen von Evas Vater, sie sollte ihm raten, was zu tun sei.

Leise trat er an das Bett der Mutter, die bleich und kraftlos in den Kissen ruhte. Ein halb verdecktes Licht erhellte das Zimmer mit schwachem Scheine, und in den Schatten, welche auf das Lager fielen, erschien die Kranke fast wie eine Tote. Doch sie hatte die Augen geöffnet, und ein Rosenkranz glitt langsam durch ihre mageren Finger.

„Bist du es, Ludger?“ fragte sie.

„Ja, Mutter, ich möchte noch ein Wort mit dir sprechen, wenn du nicht zu müde bist.“

„Es wird schon gehen,“ lispelte sie, aber ein halb ersticktes Husten und Röcheln, das den Worten folgte, bewies, wie schwer ihr das Sprechen wurde.

Ludger bemerkte es in seiner Aufregung kaum.

„Mutter,“ sprach er, „hast du Evas Vater gekannt?“

„Ja, Ludger.“

„Es war ein Italiener, nicht wahr?“

„Ja, ein berühmter Geigenspieler.“

„Weißt du mehr von ihm?“

„Nicht viel. Nicht lange nach Evas Geburt zog er mit der Mutter und dem Kinde in die Fremde. Die Frau starb draußen, das Kind brachte Knipperdolling von einer Reise mit nach Hause und zog es auf.“

„Und hat man nie wieder von Lanio gehört?“

„Nein, es hieß, er sei ganz verschollen, und Knipperdolling wollte seinen Namen nicht mehr genannt wissen. Was hast du dabei?“

Ludger berichtete der Mutter, wie er den Alten von der Straße aufgehoben und ins Haus gebracht, schilderte

den Zustand, in dem er ihn gefunden und die verworrenen Reden, die er aus seinem Munde vernommen.

„Er ist es, Mutter, mein Herz sagt es mir."

„Ich glaube es auch," antwortete diese; „gut, daß du ihn fandest."

„Was soll ich mit ihm tun?"

„Behalte ihn einstweilen im Hause. Doch morgen gehst du zu Knipperdolling und sagst ihm, wie du seinen Schwager gefunden. Ihn geht es zunächst an, er mag entscheiden, was mit ihm geschehen soll."

„So habe auch ich gedacht. Danke dir, Mütterchen." Er beugte sich über die Kranke und küßte ihr die bleiche Stirne. „Soll jemand bei dir wachen?"

„Nein, Ludger, das Mädchen schläft doch immer ein. Du bist ja neben mir; wenn ich etwas bedarf, will ich klingeln. Laß mich noch einmal trinken, meine Lippen sind heiß und trocken. Gott wird dir lohnen, Ludger, was du an mir tust, du bist ein guter Sohn," sagte die Frau, nachdem sie getrunken.

Ludgers Augen wurden feucht, er beugte sich noch einmal zur Mutter nieder, dann verließ er leise das Gemach.

Er begab sich zurück in das Zimmer, wo der Alte lag. Dieser schlief fest, Ludger rückte das Licht vom Lager und ging in seine Werkstube.

Es war schon spät geworden, doch er konnte noch keine Ruhe finden. Er setzte sich auf einen Schemel, stützte den Kopf in die Hand und fing an zu grübeln. Seit jenem Abende, wo er die Wache vor Knipperdollings Haus gehabt, hatte er dasselbe nicht wieder betreten, Eva nicht wieder gesehen. Sonst pflegte sie wohl noch seine kranke Mutter zu besuchen, doch sie war nicht mehr gekommen. Das schmerzte ihn tief. Der Mutter hatte

er nicht gestehen können, was er getan, ihre Fragen nach Eva hatte er ausweichend beantwortet. Er fühlte sich unglücklich und elend. Und je weiter das Ziel sich ihm zu entrücken schien, desto heißer wurde sein Verlangen, desto stärker zog es ihn hin zu dem geliebten Mädchen. Nun war der Vater gekommen. Er würde die Tochter mit sich führen und er, er würde sie nie wiedersehen. Wie schön hatte er es sich gedacht, Eva in seinem Hause walten zu sehen, wie sollten die Münsterschen Frauen sie beneiden, wenn sie an seiner Seite daherschritt! Und nun? Wie anders war doch alles gekommen! Er seufzte tief auf. Lange saß er so. Endlich mahnte ihn die immer fühlbarer werdende Kälte, sein Lager aufzusuchen. Noch einmal sah er nach seinem Schützlinge, dann begab er sich zur Ruhe.

Früh am Morgen erwachte er aus wüsten Träumen. Rasch erhob er sich und trat leise in das Zimmer, wo er den Alten gebettet. Doch wie gebannt blieb er an der Schwelle stehen, das Lager war leer. Noch flackerte das Licht auf dem Tische, aber die zweite Flasche Wein, welche die Magd herbeigebracht, war geleert. Er fühlte, wie ihm ein Stich durchs Herz ging, der Alte war ein Trunkenbold, er hatte es am Abend schon geahnt. Sofort begab er sich in die unteren Räume des Hauses und sah nach der Türe; sie war von innen geöffnet worden, der Alte war entwichen. Er fragte die Magd, die ihm bei dem Verwundeten geholfen, sie wußte keine Auskunft zu geben, niemand hatte etwas gehört.

Mit schwerem Herzen berichtete er der Mutter seine Entdeckung, und sie bestärkte ihn in dem Vorsatze, mit Knipperdolling zu reden. Gegen zehn Uhr machte er sich auf den Weg, innerlich erregt und gespannt, wie sich das Rätsel lösen werde.

Als Ludger bei Knipperdolling eintrat, runzelte dieser die Stirne und erwiderte seinen Gruß kaum. Für einen Augenblick wallte es in dem jungen Manne auf, doch zwang er sich zur Ruhe.

„Habt Ihr einige Minuten Zeit für mich, Knipperdolling?“ fragte er.

„Was wollt Ihr,“ entgegnete dieser; „ich hab' Eure Anträge satt.“

„Nicht deshalb komme ich; es betrifft Euch.“

„Mich? Das wäre!“

„Ich fand gestern abend nicht weit von Eurem Hause einen Fremden bewußtlos und blutend auf der Straße. Mitleidige Leute halfen mir, ihn aus der bittern Kälte in meine Wohnung zu bringen, und bald hatte ich die Freude, den scheinbar Leblosen zu sich kommen zu sehen.“

Knipperdolling, dessen Gesicht bei Ludgers Erzählung leichte Blässe überzogen, atmete erleichtert auf.

„Er führte verworrene Reden, sprach von Euch, von Eva, kurz, ich glaube, Evas Vater gefunden zu haben.“

„Da habt Ihr was Rechtes gefunden,“ sagte der Kaufherr spöttisch. „Hegt ihn nur gut!“

„Er ist schon wieder davon,“ entgegnete der Goldschmied. „Als ich heute früh das Zimmer betrat, wo ich ihn gebettet, fand ich ihn nicht mehr.“

„Das sieht ihm ähnlich,“ sagte Knipperdolling. „Und fand sich sonst noch alles vor?“

„Nur eine Flasche Wein hatte er geleert, obwohl ich ihn am Abende nicht hatte dursten lassen.“

Knipperdolling nickte, als fände er das natürlich.

„War es wirklich Evas Vater?“ fragte Ludger gespannt.

„Freilich war er's.“

„Wie kommt er hierhin, und was mag ihm begegnet sein, daß ich ihn also fand?“

„Das kann ich Euch sagen. Ich warf ihn gestern abend vor die Türe.“

„Ihr? Weiß Eva davon?“

Knipperdolling wurde rot vor Zorn.

„Fühlt Ihr denn nicht, Herding, wie dumm Eure Frage ist? Eben weil Eva nichts von ihm wissen sollte, warf ich ihn auf die Straße.“

„Aber er ist doch ihr Vater.“

„Das ist er. Wollt Ihr nicht zu Eva gehen und ihr sagen, welch ein großes Werk Ihr vollbracht, indem Ihr den Vagabunden, den Säufer gerettet? Hättet Ihr in doch liegen lassen!“

„Wie könnt Ihr nur so sprechen? Es ist doch immer ein Mensch.“

„Aber einer, an dem nichts verloren ist. Mein Hund ist mir lieber als dieser Schuft.“

„Aber . . . .“

„Was aber?“

„Müßte Eva nicht doch wissen“ . . . .

„So geht doch zu ihr, ich hab' es Euch ja schon gesagt,“ schnaubte Knipperdolling. „Sagt ihr, daß ich, ihr Oheim, ihren Vater gestern abend auf die Straße geworfen, daß Ihr aber ihn aufgelesen und gepflegt habt, es wird Euch Dank eintragen, und Ihr werdet vielleicht nicht wenig in Evas Gunst steigen.“

„Dafür aber um so weniger in Eurer!“

„In meiner? Liegt Euch daran? Ihr seid ein Halber, nicht Fleisch, nicht Fisch, was soll ich mit Euch? Ich brauche Männer, keine Weiber.“

Ludger ergrimmte.

„Und das sagt Ihr mir, nachdem ich Euch zur Seite gestanden gegen den Rat?“

„Warum tatet Ihr es? Nichts trieb Euch, als der Wunsch, die Dirne zu gewinnen.“

Der Goldschmied erbebte vor Zorn, obwohl er sich sagen mußte, daß jener nicht unrecht geurteilt. Also das war sein Lohn, darum hatte er sich in die Reihen der Aufrührer gestellt!

„Ich fürchte, Ihr geht gefährliche Wege, Knipperdolling,“ sagte er ernst. „Wer Wind säet, erntet Sturm.“

„Ich bedarf Eurer Lehren nicht, junger Mann. Wir sind fertig.“

„So habt Ihr bei Eva nicht für mich gesprochen?“

„Fragt sie selbst. Wenn sie Fasten halten will, empfehl' ich Euch als Stockfisch.“

Ludger trat wütend einen Schritt näher. „Das vergess' ich Euch nicht,“ keuchte er. „Und ich selbst werde mit Eva reden.“

„Wann soll ich Euch die Hochzeit anrichten?“

Der Goldschmied antwortete nicht. Fahl vor Zorn, verließ er das Zimmer und fragte nach Eva. Er fand sie allein in einem Stübchen an der Straße. Verwundert blickte sie auf, und eine leichte Röte überzog ihre Wangen. Doch als sie ihn näher betrachtete, erhob sie sich und trat ihm entgegen.

„Was hast du, Ludger, was ist dir begegnet?“ fragte sie beklommenen Herzens.

Beim Anblick des lieblichen Wesen, das die dunklen, träumerischen Augen so innig auf ihn richtete, verrauchte sein Zorn, er wurde verlegen und fand kein Wort zur Rede.

„Sprich, Ludger, du ängstigt mich, du siehst so verstört aus.“

„Ich war bei deinem Oheim, Eva," brachte er endlich heraus.

„Und ihr seid in Streit geraten?"

Ludger nickte.

„Was war der Grund?"

„Du selbst, Eva."

Des Mädchens Auge flammte zornig auf.

„Bist du noch nicht von deinem Wahn geheilt?"

„Nennst du meine Liebe einen Wahn?"

„Deine Liebe? nein deinen Stolz. Du willst ertrotzen, was ich nicht gewähren will, und gehst krumme Wege. O, ich weiß alles. Du hattest dich verbündet mit dem Oheim; er soll dir helfen, meinen Sinn zu beugen. Es war schändlich von dir, abscheulich."

Und sie brach in Tränen aus.

„Aber ich will dich ja nicht zwingen, Eva; ich hatte deinen Oheim nur gebeten, ein Wort für mich bei dir zu reden."

„Und dafür begehrte er deinen Dienst in dem Aufruhr, den sie angezettelt. Und du, du warst schlecht genug, dich dazu herzugeben."

„Ich tat es für dich, Eva, um dich zu gewinnen."

„Das hofftest du? Ich verachte dich, Ludger."

Und sie sprang zornglühend vor ihn hin.

Noch nie war ihm das Mädchen so schön, so begehrenswert erschienen wie in diesem Augenblicke, und in ihrem Anblicke vergaß er sogar ihre bitteren Worte.

„Sei nicht so hart, Eva," bat er, „schon tausendmal habe ich bereut, was ich getan."

„Warum gabst du denn meinen Bitten nicht nach, als ich dich anflehte, nach Hause zu gehen?"

„Ich hatte mein Wort gegeben. Ein Mann von Ehren muß sein Wort halten."

„Du gabst mir böse Antwort.“

„Ich tat's. Reue und Scham brachten sie auf meine Lippen.“

Eva schwieg; sie fing an, Ludger milder zu beurteilen.

„Du hast mir tiefen Schmerz bereitet,“ sagte sie.

„Verzeihe mir, Eva, deine Absage an jenem Abend hatte mich aufgebracht, und ich fiel in die Schlinge.“

„Es war dein Hochmut, der dich darin verstrickte.“

„Ich bin gestraft worden dafür. Dein Oheim hat mich gehöhnt und mir jede Hoffnung abgeschnitten, seine Zustimmung zu erhalten.“

„Seine Zustimmung? Ich bedarf ihrer nicht, wo ich mein Herz vergeben will, ich allein gebiete darüber,“ antwortete das Mädchen zornig. „O, ihr Männer, ihr glaubt, uns ketten zu können mit euren Satzungen und Verträgen, das Weib soll nur Sklavin sein, nicht wahr?“

„Eva,“ erwiderte Ludger zärtlich, „du gibst mir neue Hoffnung.“

„Täusche dich nicht, ich bin eben so eigensinnig und stolz wie du. Mich zwingt kein Mensch gegen mein Herz.“

„Aber du gibst es freiwillig.“

„Du hast's noch nicht verdient.“

„Aber ich will es verdienen und sollte der Weg auch durch tausend Gefahren gehen.“

„Wie geht es deiner Mutter?“

„Nicht gut. Sie wird immer schwächer. Schon oft hat sie nach dir gefragt, was sollte ich ihr sagen?“

„Ich werde sie besuchen.“

Eine Pause entstand. Ludger wagte es nicht, noch einmal von seiner Liebe zu reden, aber er fühlte sich wie von einer schweren Last befreit. Auch von dem

Vater mochte er nicht sprechen, aus Furcht, Eva zu betrüben.

„Ich freue mich," sagte er endlich, „daß ich mit dir reden durfte. Der Alp, der mich gedrückt, ist gewichen. Du sollst nicht mehr an mir zweifeln dürfen."

Nachdem er sich entfernt, sank Eva auf einen Stuhl. Die Spannung ihrer Seele wich, ihr Auge wurde feucht, und sie barg das Gesicht in den Händen.

Nach einer Weile hob sie das Haupt wieder, strich die dunklen Locken, welche ihr über die Schulter gesunken waren, zurück und erhob sich.

Da ward die Türe hastig aufgerissen, und Anna stürzte herein.

„Er liebt mich, Eva, er liebt mich," jubelte sie, fiel ihr um den Hals und lachte und weinte.

„Wer liebt dich, Anna?"

„Der schöne Fremde! Soeben hat er es mir gestanden. Und der Vater gibt seine Zustimmung. O, ich bin so glücklich!" Und sie hüpfte im Zimmer umher.

Eva betrachtete sie mit schmerzlichem Lächeln. Wer doch das Leben so leicht nehmen könnte wie dieses Kind, dachte sie. Nie hat ihr etwas Sorge gemacht. Ob sie in jüngeren Tagen, da sie zusammen unterrichtet wurden, etwas gelernt hatte, oder nicht, es war ihr gleich, ob Vater und Mutter mit ihr zufrieden gewesen, sie hatte es nicht geachtet. Sie kannte jene Schwermut nicht, die so oft ihr eigenes Herz bedrängt. Und so tanzte sie jetzt aus der heiteren Jugend sorglos in das ernste Leben hinein.

„Ich will es hoffen, Anna," erwiderte Eva, „daß du glücklich wirst. Ich könnte mich so rasch nicht entschließen."

„Ja du? Du grübelst und sorgst immer und spähst

nach Regen, wenn die Sonne am schönsten scheint. O, er ist so lieb, so gut, so edel."

Und sie drückte Eva stürmisch an sich und küßte sie.

In diesem Augenblicke klang von der Straße her das Spiel einer Geige. Anna riß das Fenster auf. Vor dem Hause auf der Straße stand der alte Musikant mit seiner Fiedel und spielte. Schwermütig und düster klangen die Weisen, und selbst Anna wurde von denselben ergriffen und horchte schweigend. Aber nicht lange dauerte diese Stimmung.

„Spiele uns etwas Lustiges!" rief sie dem Geiger zu, „ich möchte tanzen."

Der Alte setzte die Geige ab und blickte zu den beiden Mädchen hinüber. Es war ein seltsamer Blick, mit dem er sie betrachtete, und Eva fühlte sich betroffen. Nun hob er das Instrument wieder, und gleich darauf schwirrten die lustigsten Melodien durch die Luft.

Anna sprang vom Fenster zurück und tanzte durch das Zimmer, und die Buben und Mädchen auf der Straße hüpften ebenfalls in ungelenken Sprüngen.

Als das Spiel zu Ende war, rief Anna den Geiger herbei. Sie warf ihm eine Silbermünze in den Hut, und Eva folgte ihrem Beispiele. Wieder traf sie der Blick des Alten, und er blieb auf ihr haften, so daß sie errötete. Dann verneigte er sich stumm vor den beiden Mädchen und wankte davon.

7.

Im Ratssaale des Bürgerhauses hatte sich der Magistrat der Stadt zu einer außerordentlichen Sitzung zusammengefunden. Die Ratsherren saßen auf den Bänken an den beiden Langseiten des Saales, Tilbeck

und Jüdevelb, die beiden Bürgermeister, sowie der Syndik, der gelehrte und rechtskundige Doktor Johannes von der Wyk vor einem langen Tische an der einen Querwand. Auf dem Tische vor dem Platze des Syndik war allerlei Schriftwerk aufgestapelt.

In heftiger Rede hatte sich eben Jüdeveld gegen Rothmann und seinen Anhang gewandt und strengstes Einschreiten gefordert gegen die Lehren, welche in den letzten Tagen durch Flugblätter überall in der Stadt verbreitet wurden. In neunzehn Artikeln enthielten diese Blätter eine Art Glaubensbekenntnis der Wiedertäufer, und die Fassung der Artikel ließ eine besondere Sitzung des Rates wohl gerechtfertigt erscheinen. Nicht allein in der Stadt, auch in den umliegenden Ortschaften waren die Blätter aufgetaucht; man fand sie auf den Straßen und in den Häusern, und niemand konnte sagen, wie sie dahin gekommen.

„Schon der erste Artikel," rief der zweite Bürgermeister, der ein solches Blatt in der Hand hielt, „ist eine Beleidigung aller christlich gesinnten Einwohner, eine unerhörte Frechheit gegen den Magistrat. Die Kindertaufe soll ein Greuel vor Gott sein! Dahin ist es gekommen mit unserer Nachsicht gegen diese Belialsbrut! Und der fünfte Artikel: ‚Mit den Gottlosen und Heiden darf der wahre Christ keinen Umgang haben,' ächtet er nicht uns alle? Der zehnte ist noch schlimmer; er kündigt uns den Gehorsam in aller Form, denn er lautet: ‚Der Obrigkeit der Heiden muß man nicht gehorchen.' Niemals sind solche Satzungen aufgestellt worden."

„Ja, ja, es ist eine saubere Gesellschaft, diese Wiedertäufer," rief der Krämer Wordemann; „sie verführen uns selbst die Weiber."

„Haha," lachte der dicke Goldschmied Rode, der un=

beweibt war, „unser Freund Wordemann muß es wissen. Seine Eheliebste hat sich von Rothmann verjüngen lassen; sie möchte sich noch eine Weile des Lebens freuen, wenn ihr Brummbär seine Butterfässer verlassen."

„Spottet nur," erwiderte der Krämer gereizt; „ich habe ihr die Butter gründlich versalzen. Euch aber, Rode, wünsche ich so einen alten Drachen, der Witz sollte Euch schon vergehen."

„Keine Reibereien, ich bitte euch, Freunde," rief Tilbeck den beiden zu; „wir haben Wichtigeres zu tun. Was sagt unser Syndik zu den angeführten Sätzen?"

„Sie sind gegen die Bibel und gegen alles Recht," antwortete dieser ernst. „Zwar erwähnt die Bibel die Kindertaufe nicht ausdrücklich, aber sie ist nur eine Folge der Ausbreitung des Christentums. Mit demselben Rechte, mit dem der jüdische Vater noch heute den neugeborenen Sohn seinen Glaubensgenossen einreiht, mit demselben Rechte läßt der Christ seine Kinder taufen, denn es ist des Vaters allein, zu bestimmen, in welchem Glauben seine Kinder erzogen werden sollen. Item, Christus selbst hat Umgang gepflogen mit den Sündern und Heiden, er selbst hat sich der Obrigkeit der Römer unterstellt, da er doch niemanden untertan war, und so erachte ich die Verkünder solcher Lehren nicht als Jünger Christi, sondern Beelzebubs."

„Was sagt denn der Herr Doktor zu Artikel 5, daß man den Sonnabend als den Tag des Herrn feiern soll, indem derselbe als von Gott selbst dazu eingesetzt worden," warf der Schneider Kibbenbrock ihm mit seiner dünnen, kreischenden Stimme entgegen. „In der Bibel steht nichts davon, daß der Sonntag des Herrn Tag sei, und Christus selbst hat den Sabbath gehalten."

Der Syndik runzelte die Stirne. „Ihr beweist nur,

daß Ihr die Bibel nicht kennt, Kibbenbrock," entgegnete er ruhig. „In der Apostelgeschichte schon wird uns erzählt, daß der Sonntag gefeiert wurde; es muß also eine Anordnung Christi sein. Sollen wir denn Juden werden?"

„Das ist kein Beweis," rief jener, „und ist es nicht bewiesen, daß Christus die Feier des Sonntags selbst bestimmt hat, soll man niemand hindern, seinem Glauben zu folgen. Und so halte ich es auch mit der Taufe."

„Ich glaube, unser Freund Kibbenbrock hat recht," sagte der Bürgermeister Tilbeck. „In diesen Fragen, welche Sache der Gottesgelahrten sind, haben wir nicht zu entscheiden."

„Eine christliche Obrigkeit," entgegnete der Syndik, „soll wachen darüber, daß nicht umgestürzt werde von frevlen Händen, was ein und ein halbes Jahrtausend für Recht erkannt worden in christlicher Gemeine. Wollt Ihr denn auch Artikel 13 annehmen?"

„Ja, Artikel 13," rief Jüdeveld, „das ist eine saubere Satzung: Alle Ehen der Christen müssen aufgehoben werden, weil sie vor der Taufe keine gültigen Ehen sind."

„Wär' mir schon recht," brummte der lange Gerber Ossenbeck, der daheim eine wahre Brennessel zur Hausfrau hatte.

„Die Alte lebt Euch zu lange, nicht wahr, Ossenbeck," rief Kibbenbrock, „und Ihr seid doch sozusagen bei ihr in ein fertiges Bett gekommen."

„Wer konnte denken, daß die Alte ein so zähes Leben hatte," entgegnete der Gerber. „Man ist nur einmal jung."

„Haltet Euch nur zu Rothmann, Freundchen," flüsterte ihm Rode zu und trommelte mit den Fingern auf seinem Bäuchlein; „er gibt Euch eine junge."

„Ich muß euch bitten, meine Herren," sprach Tilbeck, „wir sind hier nicht in der Weinstube."

„Halten wir dazu Artikel 16," bemerkte Jüdeveld: ‚Gläubige Knechte und Mägde sollen mit den Heiden keine Ehen eingehen, auch nicht bei ihnen dienen.'

„Aber die Nummer 15 ist doch schön," meinte Offenbeck leise zu seinem Nachbar Rode. „Die Weiber sollen ihre Männer Herren heißen. Alle Wetter, wenn meine Rieke dazu verpflichtet werden könnte, ich gäbe 100 Reichstaler an die Armen."

„Herr Syndik," sprach Jüdeveld, „was ist Eure Meinung über Artikel 13 und 16?"

„Sie zerstören die Familie, die Grundlage aller bürgerlichen und staatlichen Ordnung; sie rufen die dienenden Stände zu Ungehorsam und Empörung auf und bringen uns die Anarchie. Die Geschichte lehrt es uns bis in die jüngsten Tage. Denkt an Thomas Münzer und sein Evangelium; es sind seine Lehren, welche man uns aufdrängen will."

„Da hört Ihr's, Freunde," rief Jüdeveld. „Tausende von Menschen hat dieser falsche Prophet in das schrecklichste Elend gebracht! Die Rache Gottes wird über uns kommen, dafern wir nicht diese Saat des Teufels ersticken; der Kaiser wird uns schwer büßen lassen."

„Münster ist eine freie Stadt," antwortete Tilbeck stolz; „in unsere Angelegenheiten hat sich kein Kaiser zu mischen."

„Beachtet noch Artikel 18, Ihr Herren," sagte der Syndik mit Nachdruck, „er lautet: ‚Es soll kein Christ Wucher treiben, keine Einkünfte beitreiben, noch bezahlen, sondern alles soll allen gemein sein nach dem Beispiele der Apostel.' Das klingt zwar harmlos und fromm, aber dahinter lauert schnöde Gier. Der Pöbel wird

sich freuen und Eure Geldsäcke leeren, bedenkt es wohl, Ihr Herren."

„Zum Teufel," rief Rode, der bis dahin dem Streite ziemlich teilnahmlos gefolgt war, „das tue ich nicht mit. Was ich habe, ist mein, und das soll mir kein Pfaffe nehmen."

„Ihr seht zu schwarz, Rode," sagte Kibbenbrock, „wer spricht denn von Gewalt? Es soll sein wie in den alten christlichen Zeiten, wo die Reichen von ihrem Überfluß freiwillig gaben."

„Aber sie wollen ja nicht bezahlen, was sie schuldig sind," sagte der Krämer Windmöller; „bei mir steht so viel auf Borg, da könnte ich gleich meinen Laden schließen."

„Ach was," rief Kibbenbrock, „so schlimm ist es nicht gemeint."

„Doch, es ist wohl schlimm," sprach Jüdeveld erregt; „das Wohl der ganzen Stadt steht auf dem Spiele, wenn wir diesen Ränkeschmied, den Rothmann, ruhig bei der Arbeit lassen. Ich halte dafür, daß unnachsichtig gegen ihn eingeschritten wird."

„Aber bedenkt, Herr Bürgermeister, die Gilden stehen geschlossen zu Rothmann; wenn wir etwas gegen ihn versuchen, haben wir den Aufruhr wieder in den Mauern," sprach Rode, der ein Feind aller Aufregung war.

„Er soll und muß die Stadt verlassen," erwiderte Jüdeveld heftig.

„Liebe Freunde," sagte der Ratsmann Palk, ein Schmiedemeister, „allzu scharf macht schartig, ich kenne das. Ein zu strenges Auftreten bringt uns noch eine andere Gefahr. Die Neuwahlen zum Rate stehen vor der Türe, die Gilden werden uns nicht wiederwählen."

„An euch wäre nicht viel verloren," brummte Jüdeveld für sich.

„Das ist wahr," sprach Wordemann, „und was haben wir denn davon, daß wir uns jetzt den Zorn der Gilden aufladen? Laßt uns friedliche Wege gehen."

„Wie kann Friede bestehen zwischen Wölfen und Schafen?" sprach Jüdeveld. „Jene wollen rauben und zerstören, wir aber wollen das Gute schützen und erhalten."

„Videant consules!" sagte der Syndik. „Zeigt der Rat sich heute schwach, fällt die Stadt in die Hände der Demagogen. Wollt ihr wiedergewählt werden, ihr Herren, so stärkt nicht die Empörung durch sträfliche Nachsicht."

In diesem Augenblicke trat ein Ratsdiener ein und überreichte Tilbeck ein Schreiben. Es sei ihm eben von einem Bürger übergeben worden, der von Warendorf gekommen, bemerkte der Mann. Die Sache sei dringend, habe jener gesagt.

Tilbeck öffnete das Schreiben, und während er las, waren aller Blicke auf ihn gerichtet. Doch aus seinen ernsten, sich gleich bleibenden Zügen vermochte niemand etwas zu erraten.

„Was ist es, Herr Bürgermeister?" rief Kibbenbrock, der seine Neugier nicht zu zähmen vermochte.

„Ein Edikt des Fürstbischofs."

„Ein Edikt?" riefen alle. „Was enthält es?"

„Ihr sollt es erfahren."

Der Bürgermeister erhob sich und las:

„Wir Franz, von Gottes Gnaden, bestätigter Bischof von Münster und Osnabrück, auch Administrator der Kirche zu Minden, thun kund und zu wissen: Nachdem Wir zuverläßig in Erfahrung gebracht haben, daß die verdammte, verbotene und aufrührerische Lehre der

Wiedertäufer, durch einige Betrüger, die nicht auf die gehörige Weise zu Predigern berufen worden, nämlich: Bernhard Rothmann, Heinrich Roll, Johann Klopris, Hermann Strapadius, Dionysius Vinnius, Gottfried Strahl und deren Gehülfen, sich neben vielen andern und gefährlichen Neuerungen, in Unsere Stadt Münster eingeschlichen, und darin Wurzel gefaßt haben, welches alles Wir nicht ohne innigste Betrübniß erfahren haben. Wenn Wir aber dieses Übel ungesteuert wüten lassen würden, so würden Wir uns nicht nur die Ungnade Ihrer Kaiserlichen Majestät und den Unwillen des ganzen Reichs zuziehen, sondern auch Unsere Diöces und alle Einwohner derselben in eine beständige Zwietracht, und in ein grosses Verderben stürzen. Damit aber Unsere Unterthanen von dieser, Aufruhr atmenden Lehre der Wiedertäufer abgeschrecket, und durch das liebenswürdige Band der christlichen Eintracht vereiniget werden mögten; so haben Wir an die Bürgermeister, den Rat, die Vorsteher des Volks und die Gildenmeister Unserer Stadt Münster, oft und ernstlich geschrieben, auch freundschaftlich gebeten, von dieser aufrührerischen Lehre und diesen verderblichen Irrtümern gänzlich abzustehen und solche keineswegs in ihren Mauern zu dulden, wie solches viele Schriften beweisen. Da aber alles dieses fruchtlos gewesen ist, und dieses Übel sich je länger, je mehr verbreitet; so haben Wir, wie es die Pflicht eines jeden Regenten ist, nichts versäumen wollen, was zum Wohl des Staats gereichen könne. Wir machen demnach hierdurch kund, daß den obenerwehnten Predigern, imgleichen allen und jeden Bürgern und Einwohnern Unserer Stadt Münster, die jene Prediger verteidigen, beschützen, bei sich aufnehmen, dieselben heimlich oder öffentlich dulden, und, daß sie nicht von der Obrigkeit ergriffen,

und ihrer Gottlosigkeit und ihres Ungehorsams wegen mit der gebührenden Strafe beleget werden, hintertreiben, — diesen allen soll hiermit die Sicherheit, Freiheit, der öffentliche Schutz und das sichere Geleit aufgekündiget und genommen sein. Wir gebieten demnach allen und jeden Unsern Amtleuten, Befehlshabern, Richtern, Dienern und Unterthanen, daß sie die erwehnten Ungehorsamen und Rebellen, sammt allen ihren Gütern, überall wo sie solche antreffen, ergreiffen, die Güter mit Arrest belegen lassen, die Personen aber dem Magistrat übergeben, damit sie dem Kaiserlichen Edict und den Reichsabschieden zufolge, mit den gesetzlichen Strafen beleget werden, damit Wir Uns und Unserem Lande keine Ungelegenheit zuziehen.

Dieß ist Unser ernstlicher Wille, wornach sich ein jeder zu richten und für Schaden zu hüten hat. Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift und vorgedrückten Insiegels. Gegeben den Freitag nach dem Fest der Märtyrer Fabian und Sebastian, im Jahre tausend fünf hundert vier und dreizig.

(L. S.)

Franz.
Eigenhändig."

Als der Bürgermeister gelesen, entstand eine Pause. Alles schwieg, solcher Strenge hatte man sich vom Bischofe nicht versehen.

Endlich sprach Jüdeveld:

„Liebe Freunde, ich begrüße das Edikt als eine Hilfe von oben. Es ist die beste Waffe für uns im Kampfe gegen die Aufrührer."

„Jawohl eine Waffe," erwiderte Tilbeck mit eisiger Ruhe, „aber eine Waffe, die uns selbst trifft. Der Bischof bestreitet uns in diesem Edikt das Recht, unsere Prediger

wählen zu dürfen; er ächtet mit ihnen uns alle, die wir sie berufen und eingesetzt. Wer Lust hat, sich von den Schergen des Bischofs als Rebellen ergreifen und hängen zu lassen, der mag dem Edikt zustimmen."

„Der Bürgermeister hat recht," schrie Kibbenbrock. „Der Wisch ist eine Beleidigung und Verhöhnung des Magistrats, es ist unser Todesurteil. Wer noch für Rothmanns Vertreibung spricht, ist ein Verräter an unserer freien Stadt."

„Ich spreche dafür," sprach der greise Jüdeveld und sprang von seinem Sitze; „ein Verräter an Hab und Gut, an Leib und Leben; friedlicher Bürger ist, wer dagegen redet. Wer hält zu mir?"

Doch niemand erhob sich, außer Wordemann und Windmöller. Da rückte der Bürgermeister den Stuhl und verließ den Saal, und die beiden Ratsherren folgten ihm. An der Türe aber wandte er sich noch einmal und sprach mit erhobener Stimme:

„Dieses Tages wird man in Münster noch gedenken in späteren Geschlechtern, seine Schuld kommt über euch."

Kibbenbrock lachte höhnisch. „Wir wollen sie schon tragen, Herr Bürgermeister," rief er. „So, jetzt ist die Spreu vom Weizen gesondert," fuhr er fort und rieb sich die Hände, „jetzt werden wir schon Frieden stiften."

Noch lange berieten darauf die weisen Herren, und als sie endlich ihre Sitzung schlossen, da waren sie ihrer Arbeit wohl zufrieden. Auf den Vorschlag Tilbecks hatten sie nämlich einen Erlaß zustande gebracht, welcher besagte, daß kein Bürger oder Einwohner in Ansehung der Prediger etwas Widriges befürchten solle. Alle sollten friedlich unter einander leben und keiner den andern in seinem Glauben stören. Der Glaube müsse frei sein von jedem Zwange, ein jeder möge nach seinem

Gewissen handeln, bis Gott ihnen durch seinen hl. Geist die wahre Religion und den rechten Glauben gnädiglich verleihen wolle. Wer aber diesen Erlaß, so der öffentlichen Ruhe wegen gegeben worden, übertrete, der solle mit der gebührenden Strafe belegt werden.

Diese Verordnung des Magistrats wurde gleich am nächsten Tage in der ganzen Stadt bekannt gemacht und auch außerhalb derselben verbreitet als Antwort auf das Edikt des Fürstbischofs.

Als Knipperdolling sie sah, lachte er und sprach zu Johann von Leyden: „Die Herren besorgen uns die Arbeit so trefflich, daß wir sie füglich im Amte belassen sollten."

Rothmann aber, der zeigen wollte, daß er den Bischof und sein Edikt nicht fürchte, trat offen als Verteidiger der wiedertäuferischen Lehren auf und gewann denselben immer mehr Anhänger.

Wenige Tage später kehrte Herding abends von einem Gange aus dem Kirchspiel Überwasser zurück und war nicht wenig erstaunt, als er sich plötzlich einer lärmenden und flutenden Volksmenge gegenüber sah, welche sich dem adeligen Nonnenstifte in Überwasser zuwälzte. Neugierig, was der Auflauf zu bedeuten habe, ließ er sich mit fortreißen. Vor dem Kloster drängte sich die Menge, welche aus Männern, Weibern und Kindern bestand, zusammen und betrachtete das Haus, dessen Tore geschlossen waren. Die Nacht war klar; der Mond stand mit voller Scheibe am Himmel, und sein weißes Licht floß gleich silberhellem Wasser von den Dächern des hohen Gebäudes.

Unbeweglich starrte der Haufe nach dem Hause.

„Seht ihr nichts?" rief plötzlich eine Stimme. „Das Dach wankt."

„Ja, ja, es wankt,“ riefen andere.

„Was will das Volk hier?“ fragte Ludger einen neben ihm stehenden Mann.

„Den Einsturz des Klosters sehen.“

„Den Einsturz des Klosters? Seid Ihr bei Sinnen, Freund?“

„Ich denke, so gut wie Ihr.“

„Wie kommt Ihr auf einen solchen Einfall?“

„Wie, Ihr wißt's nicht? Rothmann hat die Nonnen gestern vermahnt, ihr geistliches Gefängnis zu verlassen und Gott zu dienen wie andere Christenmenschen, einen Mann zu nehmen und Kinder aufzuziehen. Das sei Gottes Wille. Und der Herr werde ein Zeichen tun, wenn sie seine Stimme verachteten. Heute abend soll das ganze Haus zusammenstürzen und alle Verstockten unter seinen Trümmern begraben. Die meisten Nonnen sind heute, das Wort des Herrn fürchtend, aus dem Kloster entwichen, die Äbtissin aber, die hochmütige Ida von Merfeld, und einige andere verachteten das Wort des Gottesmannes, sie sind zurückgeblieben in vermessenem Trotze.“

„Das war sehr vernünftig,“ bemerkte Ludger.

„Sie werden hinunterfahren in die Tiefe, wie einst die Rotte Korah, die sich auflehnte gegen Mose.“

„Glaubt Ihr wirklich an den Schwindel, Mann?“

„Schwindler?“ entgegnete der andere gereizt. „Sagt das nicht noch einmal! Rothmann ist ein Heiliger, aus seinem Munde spricht der Herr.“

„Ihr tut mir leid, Freund; ich sage Euch, das Kloster wird noch stehen, wenn mir und Euch kein Zahn mehr schmerzt. Es sind falsche Propheten, die solchen Unsinn predigen.“

„Ihr seid ein Papist,“ erwiderte jener zornig, „man

sollte Euch und Euresgleichen samt und sonders aus der Stadt werfen."

„Versucht es doch einmal," sagte Ludger und wollte sich zum Heimweg wenden. Da sah er zwei Gestalten in langen, weißen Gewändern herankommen. Sie stellten sich vor dem Tore des Klosters auf. „Seht, seht, zwei Engel," rief das Volk.

„Ein Gaukelspiel der Friesländer," murmelte der Goldschmied und trat wieder unter die Menge. Dabei bemerkte er nicht, daß der Mensch, mit dem er gesprochen, dicht hinter ihn getreten war.

Die beiden Gestalten standen unbeweglich vor dem Kloster und blickten mit emporgehobenen Händen zum Himmel hinauf.

„Seht ihr nicht, sie haben Flügel," schrieen einige alte Weiber.

„Ja, sie fliegen gleich auf den Mond," spottete Ludger.

Jetzt sanken die vermeintlichen Engel in die Kniee, und während das Volk stumm und erwartungsvoll dastand, hörte man sie mit dumpfer Stimme stöhnen und rufen: „Wehe! Wehe! Wehe!"

„Sie rufen die Strafe Gottes herab," flüsterte ein Weib neben Ludger, „jetzt fällt das Kloster ein.

Doch es fiel nicht ein. Die beiden erhoben sich wieder, streckten abermals die Hände gen Himmel und schrieen mit gellender Stimme: „Gnade! Gnade! Gnade!"

Es klang so fürchterlich, daß die Menge mit bangem Schauer erfüllt wurde.

Am Himmel schoß eine Sternschnuppe nieder.

„Der Herr hat kein Wohlgefallen an dem Tode des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe," rief die eine Gestalt. „Darum tuet Buße und bekehret euch.

Er verzeiht noch einmal um der Gerechten willen, wie er Ninive vergab, da es Buße tat."

Und wieder sanken sie zur Erde, kreuzten die Arme über die Brust und sprachen: „Gelobt sei der Vater!"

In Ludger kochte der Zorn über diese Mummerei, und er sagte laut genug: „Sind keine Stadtknechte hier, um diese Betrüger zu fassen?"

Aber kaum hatte er das Wort gesprochen, als er einen so heftigen Schlag gegen den Kopf erhielt, daß er taumelte. Doch kam er rasch wieder zu sich und wandte sich um. Der Mensch, mit dem er vorhin geredet, stand hohnlachend vor ihm. Er hatte den Schlag geführt.

Wütend warf sich Ludger auf ihn und faßte ihn an der Kehle.

„Ein Papist, ein Heide," rief der Mann, und sofort sah sich der Goldschmied von einem Haufen kampfbereiter Gesellen umringt. Sie rissen ihn von dem Angegriffenen los und schlugen auf ihn ein.

„Hilfe, Hilfe," schrie Ludger und wehrte mit kräftigem Arme die Buben von sich ab, doch drangen immer mehr auf ihn ein.

Da fühlte er sich plötzlich von rückwärts gefaßt und aus dem Gedränge gezogen. Ehe er wußte, wie ihm geschehen, sah er sich frei und an der Seite eines jungen Mannes, der ihn eilig mit sich fortzog.

Erst als sie aus dem Bereiche der Volksschar waren, hemmte jener den Schritt und ließ Ludger Zeit, Atem zu schöpfen. Verwundert schaute dieser zurück; er hatte geglaubt, man werde ihn verfolgen, doch nichts geschah. Erst jetzt blickte er auf seinen Retter, der kein anderer war als der Student Heinrich Graes.

„Ich danke Euch, junger Mann," sagte Herding und reichte ihm die Hand. „Ihr habt mich da aus einer

mißlichen Lage befreit. Diese Halunken!“ und zornig ballte er die Fäuste.

„Ihr seht,“ erwiderte der Student, „es ist nicht immer klug, seine Meinung allzulaut zu sagen.“

„Das Volk ist des Teufels,“ erwiderte Ludger grimmig. „Diese Tölpel lassen sich von den fremden Schurken schmählich betrügen.“

„Pst, nicht so laut,“ mahnte sein Begleiter.

Bei dem Klange der Stimme stutzte der Goldschmied.

„Wer seid Ihr?“ fragte er. „Ich meine, ich müßte Euch schon irgendwo getroffen haben.“

„Das habt Ihr,“ entgegnete der Student, „und zwar nicht eben sänftiglich.“

Ludger dachte nach. Der Student fuhr fort: „Erinnert Ihr Euch nicht mehr eines übermütigen Gesellen, den Ihr auf dem Markte geohrfeigt habt?“

„Wie, Ihr wäret . . . .“

„Ja, ich bin der Tor, der damals Eurer Braut einen Kuß rauben wollte.“

„Verzeiht, Ihr habt Euch edel gerächt.“

„Es tat mir leid, Euch von den wüsten Buben mißhandelt zu sehen.“

„Aber gestattet mir eine Frage. Wie kam es, daß man mich so laufen ließ?“

Der andere schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Es war noch jemand bei mir, der es verstand, die aufgebrachten Männer zu beruhigen.“

„Wer war es?“

„Laßt das mein Geheimnis sein und freut Euch, daß Ihr so leichten Kaufes davon gekommen seid.“

Ludger schüttelte den Kopf, die Sache kam ihm seltsam vor. Nach einer Weile sagte er: „Seid Ihr ein Anhänger Rothmanns?“

„Wie meint Ihr das?“

„Ich meine, ob Ihr unter die Wiedertäufer gegangen seid.“

„Ja und nein, wie man's nimmt.“

„Das versteh' ich nicht.“

Der Student schwieg. Sie hatten inzwischen den Hauptmarkt erreicht.

„Wollt Ihr mir einen Gefallen tun?“ fragte Ludger.

„Warum nicht, wenn ich kann.“

„So begleitet mich in meine Wohnung. Wir trinken eine Flasche auf den Strauß.“

Nach einigem Zögern willigte der Student ein, und wenige Minuten später saßen die beiden in behaglich erwärmtem Zimmer einander gegenüber. Ludger hatte Wein gebracht; er füllte zwei schöne silberne Becher, Erzeugnisse der eigenen Werkstätte, und schob dem Studenten einen hin.

„Auf gute Freundschaft,“ sprach er und erhob den Pokal. „Ihr seid ein wackerer Geselle.“

Der andere lächelte, doch legte sich ein fast wehmütiger Zug um seine Lippen, als er entgegnete: „Ich hoffe, mich Eurer Freundschaft wert zu zeigen.“

„Darf ich Näheres von Euch wissen?“ fragte der Goldschmied.

Der Student errötete und blickte in den Becher.

„Ihr seid kein Münsteraner?“

„Ich stamme aus Soest.“

„Also doch ein Landsmann. Ihr studiert hier, wie ich von Holtmann damals hörte.“

„Seit einem Jahre. Ich soll mich der Gottesgelahrtheit widmen, so wünscht mein Oheim, aber es wird wohl nichts werden.“

„Wieso, woran fehlt's denn?"

„Ich habe keinen Beruf."

„So, so," sagte Ludger nachdenklich. „Nun ja, es mag zur Zeit auch schwer werden, in Münster geistliche Gedanken zu bekommen."

„Da habt Ihr recht, obwohl alle Tage neue Propheten aufstehen."

„Ja, das sind mir die rechten. Betrüger und Schurken sind's."

„Ihr urteilt zu strenge, glaube ich. Sie meinen es gut, aber der Wein ihrer Lehre ist zu neu, er sprengt die Schläuche des alten Herkommens."

„Wie kann ein christlich gesinnter Mensch die Kindertaufe also verlästern, wie Rothmann und seine Genossen es tun?"

„Es empört unser Gefühl, ich leugne es nicht, aber es steckt doch etwas Logik darin."

„Die möchte ich kennen."

„Sie sagen, der Täufling empfängt die Taufe als ein Zeichen, daß er, den Sünden abgestorben, in Christo aufersteht zu einem neuen Leben, nicht mehr in den Lüsten des Fleisches, sondern nach dem Willen Gottes zu wandeln."

„Versteh' ich recht, so soll das heißen: Die Taufe an sich hat keine Wirkung."

„So ist's gemeint. Die Reinigung von der Sünde widerfährt dem Täufling nicht durch die Kraft der Taufe, sondern durch seine eigene Erkenntnis Christi und durch seinen Glauben, und darum verwerfen sie die Kindertaufe."

„Ja, der Glaube, der soll alles bewirken. Lehrt nicht auch Luther so?"

„Darin eben widerstreiten sie Luther. Nicht der

Glaube allein bewirkt die Rechtfertigung, lehren sie, sondern die Nachfolge Christi in tätigen Werken!"

„So zeigt mir doch einmal diesen tätigen Glauben. Wo sind ihre guten Werke?"

„Nicht die äußeren religiösen Übungen, als da sind Beten, Fasten und Kirchenbesuch, haben Wert vor Gott, sondern die aus der Liebe geborenen, die Werke der Nächstenliebe, an denen der Herr seine Jünger erkennen will."

„Es liegt etwas Wahres in diesen Worten," entgegnete Ludger sinnend. „Aber Eure Freunde verstehen die Nächstenliebe wohl auf eigene Art, ich habe noch vor wenigen Tagen ein Beispiel davon erlebt." Er dachte daran, wie Knipperdolling seinen Schwager vor die Türe geworfen.

„Es mag sein, daß ein Unvollkommener sich vergangen; auch der Gerechte fällt siebenmal des Tages. Aber das ist doch der Grundzug ihrer Lehre: Ein einziges Band, das Band der Liebe soll alle Gläubigen umschlingen, sie sollen ein Herz und eine Seele sein. Sie unterstützen die Armen wirklich in reichlicher Weise."

„Und um für die ihren besser sorgen zu können, wollen sie uns ausplündern. Ich danke für diese Liebe."

„Ihr werdet nicht leugnen, daß es ein schönes Leben sein müßte, wenn alle Üppigkeit auf der einen und alle Not auf der andern Seite schwände, wenn alle Menschen sich gleicher Gabe freuen könnten."

„Das ist ein lächerlicher Traum," erwiderte der Goldschmied, „er wird sich nie erfüllen."

„Sagt das nicht. Wenn einmal die Menschen frei von jeder Selbstsucht sein werden, muß sich dieser Traum erfüllen."

„Da liegt der Haken gerade. Glaubt Ihr denn, daß

die Menschen jemals frei von aller Selbstsucht, nicht sich, sondern anderen leben würden? Ist doch die ganze Geschichte der Menschheit von den Toren des Paradieses bis auf diesen Tag ein Kampf ihrer Leidenschaften gegen einander. Und dieser Kampf wird noch bestehen zwischen den zweien, die als letzte aus dieser Welt scheiden."

„Es wird gewiß schwer sein, die Menschheit zu solcher Vollkommenheit zu führen. Aber es ist ein Ziel, würdig der Arbeit aller Guten."

„Nie wird's erreicht. Des Hundes Gier, des Wolfes Wut, des Affen Geilheit, alle tierischen Laster, der Menschen vereint sie in seiner Person, und sie sterben erst mit dem letzten. Und weil eure Propheten erkennen, daß sie diese Zeit nicht erleben, darum wollen sie Gewalt brauchen; denn darauf zielt es, wenn sie aller Gemeinschaft mit uns Gottlosen entsagen, wenn sie keiner Obrigkeit mehr gehorchen wollen."

„Die Vollkommenen regieren sich selbst, sie bedürfen keiner Obrigkeit."

„Sind eure Propheten so vollkommen? Hat die Vollkommenheit Rothmann vielleicht dazu geführt, sich ein so lockeres Weib zu nehmen?"

„Sie predigen eine Liebe zwischen Weib und Mann, die nicht aus dem Fleische ist."

„Nun hört mir auf! Ich sage Euch, es ist alles eitel Büberei und Schurkerei, geboren aus der Selbstsucht, die sie anderen austreiben wollen."

Der Student schwieg und legte den Kopf in die Hand.

„Ich habe mir das auch schon gedacht," sagte er nach einer Weile. „Aber die Lehren sind so verlockend, daß ich mich nur schwer dem Banne entwinden kann, in den sie mich geschlagen. Es geht mir damit wie einem Menschen, der dem Trunke verfallen ist. So oft

ihm der Duft des Weines unter die Nase kommt, verfliegen alle Gegengründe wie Dunst. Und die Lehre von der allgemeinen Liebe hat wirklich etwas Berauschendes für ein groß angelegtes Herz."

„Aus diesem Rausch werdet Ihr noch jämmerlich erwachen. Doch wo habt Ihr diese Weisheit gelernt? Sicher nicht bei den Fraterherren!"

Der Student errötete.

Ludger bemerkte es und fuhr fort: „Gesteht mir einmal offen, wer hat Euren klugen Kopf also verwirrt? Ist es Rothmann oder der holländische Schwärmer, den sie Johann von Leyden nennen?"

„Ein Mädchen ist's," erwiderte der junge Mann leise. Das Geständnis war seinen Lippen entschlüpft, ehe er es wußte.

„Wirklich?" sprach der Goldschmied. „Ein Mädchen hat Euch diese Lehre von der allgemeinen Liebe vorgetragen? Hm, jetzt verstehe ich, warum es mit der Gottesgelahrtheit nichts ist."

„Denkt nichts Schlechtes von ihr," erwiderte der Student lebhaft, „sie ist ein herrliches Wesen."

„Ja, was will sie denn von Euch?"

„Mich zur Vollkommenheit führen."

Der Goldschmied lachte. „Wer hatte ein vollkommeneres Weib als Adam, mein Freund, und wohin hat es ihn gebracht?"

„Aber Ihr habt doch selbst eine Braut und liebt sie auch, denke ich, ich meine, Ihr müßt mich besser verstehen."

Ludger runzelte die Stirne, die Erinnerung war ihm nicht angenehm.

„Wenn ich einmal ein Weib heimführe, will ich es für mich haben," sprach er ernst; „mit dieser allgemeinen Menschenliebe will ich nichts zu schaffen haben."

„Aber die wahre Liebe sucht nicht sich selbst, sie will das Glück des andern, und ich glaube, darin stehen wir den Frauen nach."

Ludger stutzte, ihm fielen Evas Worte ein. „Ihr seht," sprach er langsam, „wie weit ich noch von Eurer Vollkommenheit entfernt bin."

„Und vom Glück," versetzte der Student. „Verzeiht, aber wer nur sich selbst lebt, kann nicht glücklich sein. Das wahre Glück erblüht uns, wenn wir andere zu beglücken suchen."

Der Goldschmied sah betroffen auf seinen Gast. War das Ziel seiner eigenen Wünsche Evas Glück?

„Sucht jene," sprach er erregt, „die Euer Herz so begeistert, nur Euer Glück? Täuscht sie Euch nicht?"

„Wenn Ihr sie känntet, würdet Ihr nicht so sprechen," antwortete Heinrich mit blitzenden Augen. „Kein schlechter Gedanke kann hinter ihrer reinen Stirne wohnen."

„Wer ist sie?"

„Fragt mich nicht weiter," bat der Student und erhob sich. „Doch um eines bitte ich Euch. Haltet mich nicht für einen von denen, die sich auflehnen wollen gegen Recht und Sitte, ich bin nicht so verderbt."

„Dieser Versicherung bedarf es nicht. Ihr seid irre geleitet durch Euer eigenes Herz und verdient mehr Mitleid als Tadel. Sollte ich Euch einmal nützlich sein können, so denkt an mich."

„Ich danke Euch," erwiderte der Student gerührt. „Ich freue mich, in Euch einen so verständigen und ehrenhaften Mann gefunden zu haben."

„Auf gute Freundschaft denn!" sprach Ludger und erhob den Becher.

Der Student leerte den seinen, und mit einem warmen Händedrucke schieden die beiden von einander.

8.

Rothmann und seine Genossen arbeiteten eifriger als je. Es wurden Einladungen in das benachbarte Friesland und Holland geschickt, und die Zahl der Bauleute des neuen Zion wuchs mit jedem Tage. Die Münsterschen Propheten wandten sich mehr und mehr an das niedrige Volk und suchten es für die neue Lehre zu gewinnen, und sie fanden einen geschickten Helfer in Herdings Gesellen Dusentschur. Dieser zog, wo er nur konnte, Gesellen und Lehrlinge, Knechte und Mägde heimlich zusammen und schilderte ihnen die Segnungen des neuen Friedensreiches in so verlockenden Farben, daß Rothmann an manchen Abenden vollauf zu tun hatte, die Neubekehrten zu taufen. Johann von Leyden nannte ihn seinen lieben Freund und verhieß ihm einen der zwölf Stühle, von denen die Ältesten des neuen Jerusalem die Welt richten würden.

Herding merkte es immer deutlicher an dem aufsässigen Wesen des Gesellen, daß er sich ganz und gar den Täufern verschrieben, und der Geist der Empörung fing an, sich auch in seinem Hause zu erheben.

Eines Abends kehrte er aus der Stadt zurück und fand seine Werkstatt leer; die Gesellen waren vor der Feierstunde davongegangen, ohne ihn zu fragen, oder nur ein Wort zu sagen. Da übermannte ihn der Zorn, er beschloß, sie zu suchen, bei der Gilde zu verklagen und Dusentschur aus dem Hause zu treiben. Von einer Magd erfuhr er, wo die Gesellen zu suchen waren; sie bezeichnete eine Schenke auf dem Bispinghofe als heimlichen Versammlungsort, und er begab sich unverzüglich dorthin.

Es war eine Schenke der niedrigsten Art, und rohe

Stimmen schallten ihm entgegen, als er in den spärlich erleuchteten Flur des alten düstern Hauses trat. Einen Augenblick zögerte er, doch sein Grimm überwand den Ekel und die Beklommenheit, die in ihm aufstiegen, und er schritt entschlossen über die Schwelle der Gaststube.

Es war ein langer, schmaler Raum, nur von einer einzigen Lampe erhellt, die von der rauchgeschwärzten Decke hing. Das Licht brannte trüb in dem Dunst, der die Stube erfüllte, so daß der Goldschmied in dem Dämmerscheine zuerst niemand zu erkennen vermochte. In der Nähe der Türe war ein kleiner Tisch frei, an diesem ließ er sich nieder. Es war die dunkelste Ecke des Raumes, doch ihm gerade willkommen, denn er wünschte, unerkannt zu bleiben. An den übrigen Tischen saßen allerlei fragwürdige Gestalten, und was sie tranken, verriet der Dunst deutlich genug, er war in einer Branntweinschenke. Kaum hatte der auf und nieder wandelnde Wirt ihn bemerkt, so brachte er ihm auch schon ungebeten ein ziemlich großes Glas Branntwein, tat ihm Bescheid und setzte es vor ihm auf den Tisch. Dann blieb er stehen und sah seinen Gast mit fragenden Blicken an.

„Was wünscht Ihr, Freund?“ fragte Ludger.

„Geld, lieber Herr, Geld! Bei mir wird nicht geborgt und nicht gestundet.“

Der Goldschmied runzelte die Stirne, zog seine Börse und warf eine Silbermünze auf den Tisch. Mit einem tiefen Bückling nahm der Mensch das Geld, es war seinen lauernden Blicken nicht entgangen, daß der Ankömmling eine wohlgespickte Börse führte.

„Nichts für ungut, Herr,“ flüsterte er, „ich habe unter meinen Gästen zuweilen recht vergeßliche Leute, und die Zeiten sind schlecht. Man weiß nicht, wie man sich ehrlich durchschlagen soll.“

Er wollte an dem Gelde herausgeben, doch Ludger wehrte ab, er wünschte, sich den Wirt geneigt zu machen. Dieser ließ schmunzelnd die Heller wieder zurückgleiten in die große Ledertasche, welche er an der schmutzigen Schürze trug, und eilte zu einem andern Gaste, der einen neuen Trunk begehrte.

Inzwischen begann Ludger, die Gesellschaft zu mustern, doch sah er weder seine Gesellen noch sonst ein ihm bekanntes Gesicht. An dem Tische, der dem seinen zunächst stand, saßen drei bärtige Männer, welche einem vierten aufmerksam zuhörten. Dieser trug einen breiten Hut auf dem Kopfe und ein Schwert an der Seite und schien ein Landsknecht zu sein. Er hatte die Arme breit und nachlässig über den Tisch gelegt und verriet kein geringes Selbstbewußtsein.

„Ja, ja," hörte Ludger ihn sagen, „ich hab' es satt, mich noch weiter mit den Türken herumzuschlagen. Mag der Kaiser sehen, wie er mit ihnen fertig wird."

„Wo habt Ihr denn gekämpft?" fragte einer der anderen.

„Ich habe unter Graf Salm Wien gegen Sultan Soleiman verteidigt. Der hochmütige Türke glaubte, leichtes Spiel mit uns zu haben, aber wir haben ihm bewiesen, daß ein deutscher Landsknecht seinen Allah nicht fürchtet. Er hat mit langer Nase abziehen müssen. Auch bei Graz bin ich dabei gewesen. Da hat es Hiebe für die Janitscharen abgesetzt, und mancher Turban ist so zerfetzt worden, daß nichts mehr daran zu flicken war."

„Da habt Ihr wohl gute Beute gemacht?"

„Hm, Beute?" erwiderte der andere verächtlich. „Der Kaiser ist ein Knauser, der einem ehrlichen Landsknecht nichts gönnt. Darum bin ich auf und davon gegangen. Umsonst kann ich meine Haut überall zu Markte tragen."

„Bleibt nur, hier gibt's bald Arbeit, die sich besser bezahlt," bemerkte ein anderer.

„Wär' mir schon recht, wenn ich die westfälischen Dickschädel etwas klopfen könnte," gab der Landsknecht zurück.

„Vertut Euch nicht," sagte der Dritte; „die Westfalen haben harte Köpfe und grobe Fäuste, ich hab's bei Frankenhausen erfahren. Da hat mir so ein verfluchter Dickkopf einen Denkzettel gegeben, den ich nicht wieder abschreiben kann."

Dabei wies er auf eine breite Schmarre hin, die sich vom linken Ohre bis auf das Kinn herabzog und die ganze Seite entstellte.

„Was ist das eigentlich hier in Münster?" fragte der Landsknecht. „Ich traf bei Wesel einen Gesellen, der riet mir, hierhin zu wandern, hier seien die Pfaffen verjagt worden und gute Tage zu gewinnen."

„Das wird wohl noch Weile haben," sagte der mit der Schmarre. „Knipperdolling, der mit seinen Prädikanten das große Wort führt, ist ein Hasenherz. Vor einigen Tagen sollte einmal der Tanz losgehen und die Stadt von den Papisten gesäubert werden, aber als es Ernst wurde, zog er die Hörner wieder ein."

Ludger tat, als achte er nicht auf diese Reden, doch entging ihm kein Wort, und mit bitterem Ingrimm hörte er, mit welchen Hoffnungen das Gesindel sich trug. Doch erinnerte ihn die Wendung des Gesprächs an den Zweck seines Kommens, und er spähte noch einmal aufmerksam in der Stube umher. Dann winkte er den Wirt zu sich heran.

„Habt Ihr noch ein anderes Zimmer, vielleicht für bessere Gäste?"

„Nein, Herr!"

„Auch sonst keinen Raum mehr im Hause?“

„Doch, Herr, noch mehrere Schlafstuben, eine Küche, einen Keller und einen Stall,“ antwortete der Wirt und betrachtete Ludger mit lauernden Blicken.

„Ihr versteht mich nicht. Ich meine, einen Raum, wo Ihr noch Gäste empfangen könntet.“

„Meine Gäste empfange ich hier.“

„Aber ich sah doch, als ich eintrat, noch einige Leute vor mir an dieser Wirtsstube vorbei gehen und meine . . . .“

„Was Ihr meint, geht mich nichts an. Übrigens mein' ich, habt Ihr Euch nicht darum zu kümmern, wer hier ein- und ausgeht. Wer seid Ihr?“

Ludger merkte wohl, daß er einen verschmitzten Kerl vor sich hatte, doch zweifelte er nicht, daß er auf der rechten Fährte war. Er griff in die Tasche, zog wie in Gedanken einen Taler hervor und ließ ihn durch die Finger gleiten, indem er absichtlich vor sich auf den Tisch sah.

Der geizige Wirt heftete die stechenden Augen auf das Geld. „Wünscht Ihr noch etwas zu trinken?“ fragte er.

„Nein,“ entgegnete Ludger.

„Für feine Leute habe ich auch Wein,“ sagte der Wirt leise und bückte sich über den Tisch.

„Mich lüstet nicht danach.“

Der Wirt wandte den Blick nicht von dem Silberstücke.

„Kann ich Euch sonst vielleicht gefällig sein?“ flüsterte er.

Der Goldschmied zuckte die Achseln. „Ich suche jemand, und man hat mir gesagt, er sei hier. Doch ich sehe, es ist ein Irrtum gewesen,“ sagte er.

„Vielleicht auch nicht. Kennt Ihr die Losung?"

„Nein," erwiderte Ludger und legte das Geld auf den Tisch.

„Ein schönes Stück," sagte der Wirt und nahm es in die Hand. „Ihr wollt in die Versammlung?"

„Ja, und wenn Ihr mich hinführt, sollt Ihr das Geld haben."

„Ihr könnt allein eintreten, wenn Ihr das Wort wißt. Legt noch ein Stück hinzu, und ich will es Euch sagen. Doch dürft Ihr mich nicht verraten."

Ludger wollte eben wieder in die Tasche greifen, da erhob sich an dem Tische, der unter der Lampe stand, ein wüster Lärm. Dort saßen sechs Menschen beim Kartenspiele. Zwei hatten ihm den Rücken gekehrt, die übrigen vier waren offenbar Söhne des wandernden Stammes der braunen Ägypter. Einer derselben, ein großer, starker Mensch, war aufgesprungen und hatte sich auf einen der beiden Spieler geworfen, deren Gesicht Ludger abgewandt war.

„Der Hund spielt falsch," schrie er, „ich habe es schon eben gemerkt." Und er packte den Bezichtigten am Halse und riß ihn hinter dem Tische her.

„Heraus mit dem Geld, du Spitzbube," schrie er wütend.

Der Angegriffene suchte sich los zu machen, doch der andere hielt ihn und würgte ihn, während die übrigen vier auf ihn einschlugen.

Der Wirt hatte sich von Ludger abgewandt, rührte sich aber nicht. Es mochte wohl nicht das erste Mal sein, daß seine Gäste Rechtsstreitigkeiten auf solche Art schlichteten.

Plötzlich tat der Angreifer einen Schrei und ließ den andern los.

„Der Schurke hat mich gestochen,“ brüllte er, griff nach der Seite und taumelte auf einen Stuhl nieder.

Einen Augenblick standen die andern starr, und diesen Augenblick wollte der Täter zur Flucht benutzen. Er wandte sich gegen die Türe, und mit Schrecken und Entsetzen sah Ludger in das Gesicht Lanios. Doch dieser erreichte die Türe nicht. Blitzschnell waren zwei der Zigeuner ihm nachgesprungen, Messer blitzten, und ehe der Goldschmied sich zwischen die Wütenden und ihr Ziel werfen konnte, lag der Geiger schon mit zwei Stichen im Rücken auf dem Boden, heulend und jammernd. Ein unbeschreiblicher Tumult entstand. Der Wirt schlug die Hände über dem Kopf zusammen, schimpfte, fluchte und jammerte in einem Atem; die Gäste waren aufgesprungen und eilten zur Türe, in einer andern Türe am oberen Ende des Zimmers erschienen Gestalten und drängten herein, und nun sah Ludger auch Dusentschur und seine andern Gesellen. Kaum aber hatten diese den Meister erblickt, als sie wieder verschwanden. Die entstehende Verwirrung benutzten die drei Zigeuner und stürzten aus dem Hause.

Ludger dachte übrigens jetzt nicht mehr an seine Leute; seine ganze Aufmerksamkeit war auf Lanio gerichtet, der sich mit verzerrten Zügen in einer Lache Blutes am Boden wand. Er kniete neben ihm nieder, riß ihm die Kleider auf und fand zwei tiefe Stichwunden, aus denen das Blut unaufhaltsam hervorbrach.

„Schnell, Leute,“ rief er, „bringt Leinen, daß wir ihn verbinden, er stirbt mir sonst unter den Händen.“ Ein Bursche sprang hinaus und kam gleich darauf zurück mit der Wirtin, die einen Haufen schmutziger Lappen in der Hand hielt und jammerte, daß so etwas in ihrem ehrbaren Hause vorgekommen. Ludger hörte nicht

auf sie; mit Hilfe des Burschen verband er den Verwundeten notdürftig, dann bat er den Wirt, ihm eine Lagerstätte für denselben zu überlassen.

„Ich bezahle alles reichlich," flüsterte er ihm zu, „aber helft!"

Der Wirt bemerkte, der Welsche habe bei ihm gewohnt, er habe eine Kammer im Hinterhause, dort könne man ihn niederlegen.

„Der Lump, der Säufer, der Spitzbub'," ereiferte sich der Wirt, „nichts als Unheil hat er mir ins Haus gebracht für die Barmherzigkeit, die ich ihm erwiesen. Das hat man davon, wenn man zu gut ist."

Doch Ludger hieß ihn schweigen und anfassen, und sie trugen Lanio und legten ihn auf sein Lager, während die Zurückgebliebenen sich um den Zigeuner bemühten, der regungslos auf dem Stuhl hing. Man untersuchte seine Wunde; es war ein Stich in der Nähe des Herzens. Eben wollten die Leute ihn verbinden, da zuckte es durch seinen Körper, sein Kopf fiel über die Lehne des Stuhles — er war tot. Entsetzt wichen alle zurück, die Wirtin fing an zu kreischen, faßte sich aber schnell und ließ den Toten ebenfalls in Lanios Kammer tragen und dort auf den Boden legen. Mit tiefem Grauen sah Ludger in das verzerrte Gesicht des Ermordeten, das der Wirt mit einem Talglichte beleuchtete, dann wandte er sich wieder zu dem Musikanten, der röchelnd und stöhnend auf dem elenden Bette lag.

Evas Vater ein Mörder! Dieser Gedanke fiel ihm heiß auf die Seele. Wenn sie es jemals erführe, sie, die Stolze, Strenge! Er schauderte zusammen. Der Verwundete ächzte, von seinen Lippen kamen gebrochene Worte. Ludger lauschte mit verhaltenem Atem.

„Figlia mia", hörte er den Alten flüstern, dann er-

starben die Worte wieder in einem dumpfen Stöhnen. Den Goldschmied überlief es heiß. Der Unglückliche dachte an seine Tochter, sehnte sich vielleicht nach ihr, und sie, sie ahnte nicht einmal sein Dasein. Er fühlte die Verantwortung, welche diese Stunde auf seine Schultern legte, wußte aber nicht, was er tun sollte. Vielleicht hatte der Vater nur noch wenige Stunden zu leben, und sie sah ihn nicht mehr lebend, wenn er zögerte. Es wirbelte in seinem Kopfe, doch gewann er die Herrschaft über sich selbst wieder und zwang sich zu ruhigem Nachdenken. Vor allem galt es, einen Arzt herbeizurufen, und . . . Lanio war von Geburt katholisch, das Fraterhaus nicht fern, er wollte den Prior rufen . . . ja dieser sollte ihm raten. Er rief den Wirt und bat ihn, nach einem Arzt zu schicken.

„Auf dem Honkamp wohnt ein Feldscher, der versteht sich auf solche Dinge," antwortete dieser, „holt ihn herbei."

Doch Ludger wollte Lanio nicht verlassen; ein junger Bursche fand sich bereit, den Mann zu holen. Inzwischen besprach sich der Goldschmied noch einmal mit dem Wirte und suchte ihn zu bewegen, den Toten aus der Kammer zu schaffen. Doch der Geizhals verstand sich erst dazu, als Ludger ihm einige Silberstücke in die Hand drückte, und dann mußte er noch selbst mit Hand anlegen. Sie brachten den Zigeuner in den kleinen Hof des Hauses und legten ihn unter einem offenen Schuppen auf Stroh.

„Wenn der alte Trunkenbold auch noch stirbt," klagte der Wirt, „habe ich eine schöne Geschichte am Hals und werde wohl selbst das Begräbnis bezahlen müssen, denn Geld hat der Bettler nicht." Ludger ekelte die niedere Gesinnung des Menschen an, aber er beherrschte sich und sagte: „Ich stehe für alle Unkosten."

„Das freut mich," entgegnete der Wirt. „Ihr werdet mir auch helfen, wenn es zu Gericht geht, ich bin ja ganz unschuldig. Der Schuft ist eigentlich nicht wert, daß Ihr Euch so um ihn müht, oder kennt Ihr ihn vielleicht näher?" fragte er lauernd.

„Lassen wir das," erwiderte Ludger; „er ist ein Mensch, das genügt für mich, um zu helfen."

Der Wirt murmelte etwas in den Bart, er hatte offenbar kein Verständnis für unbezahlte Nächstenliebe.

Der Feldscher kam und untersuchte die Wunde.

„Ein bedenklicher Fall," sagte er und zuckte die Achseln. „Hier ist nichts zu machen. Ein Jüngerer würde vielleicht mit dem Leben davon kommen, aber der arme Teufel ist alt und kraftlos, da kann es kaum einige Stunden dauern."

Ludger erschrak. Er bat den Mann, bei dem Verwundeten zu bleiben, bis er zurückkehre, er wollte einen Priester holen. Der Feldscher, ein gutmütiger Mensch, versprach es und ließ sich neben dem Lager auf einen Stuhl nieder.

Der Goldschmied flog mehr, als er ging, zum Fraterhaus, wo der Prior nicht wenig erstaunte über den späten Besuch. Rasch hatte Herding ihn verständigt von dem Vorfall, und der Geistliche zögerte keinen Augenblick. Schon nach wenigen Minuten schritten die beiden der Schenke zu. Unterwegs fragte Ludger, ob er Eva in Kenntnis setzen solle.

„Gewiß, mein Sohn," antwortete der Priester; „wo die Stimme der Natur ihre heiligen Rechte fordert, gilt kein Wägen. Und steht es so schlimm mit dem Manne, wie Ihr sagt, so eilet und führet die Tochter dem Vater zu."

Ludger war froh, nicht selbst in dieser schwierigen

Lage entscheiden zu müssen, doch nun, da er den Weg klar vor sich sah, fand er auch seine Entschlossenheit wieder. Er geleitete den Prior zu dem Sterbenden, bat ihn, bis zu seiner Rückkehr zu verweilen und eilte in fliegender Hast zum Hause Knipperdollings.

Klopfenden Herzens pochte er an die Türe und fragte nach Eva.

Als die Magd seine Stimme erkannte, öffnete sie gleich und führte ihn ein Zimmer. Verwundert und besorgt eilte Eva zu ihm. Bleich und keines Wortes mächtig stand Ludger vor der Geliebten.

„Bei Gott, Ludger,“ fragte sie hastig, „wie siehst du aus? Was ist geschehen?“

„Ein Unglück, Eva,“ brachte dieser mühsam hervor.

„Ein Unglück? Wem?“

„Deinem .... deinem ....“

„Meinem Oheim? Er verließ ja vor kaum einer Stunde das Haus.“

„Nein, deinem — Vater,“ kam es fast tonlos von Ludgers Lippen.

„Meinem Vater? — Ludger, du redest irre.“

Das Mädchen zitterte so heftig, daß es nach einem Stuhl greifen mußte, um nicht zu fallen. Der junge Mann fing es auf und ließ es sanft auf denselben nieder.

„Was sagst du, Ludger? — Mein Vater? — ist hier? — Sprich, was weißt du von ihm?“

Und Eva sprang wieder auf und faßte ihn krampfhaft beim Arm.

„Verzeihe mir, Eva, ich konnte nicht anders, ich muß es dir sagen, und der Pater Prior meint es auch.“

„So rede doch und quäle mich nicht länger. Wo ist er? — Aber es ist ja unmöglich!“

Ludger berichtete nun, so schonend wie möglich, wie

er in der Schenke Zeuge des Streites gewesen, und wie Lanio gestochen worden, verschwieg aber, daß dieser selbst zum Mörder geworden.

„Aber, woher weißt du, daß es mein Vater ist?“

„Er ist schon länger in Münster, ich kannte ihn schon.“

„Und ich weiß nichts davon? — Ludger!“

Noch nie hatte er seinen Namen in solchem Tone von ihren Lippen gehört. Es klang wie der Vorwurf eines betrogenen, zerissenen Herzens und brachte ihn aus der Fassung.

„O, Eva, ich bin unschuldig,“ stammelte er, „ich wollte . . . .“

„Du weißt gewiß, daß er mein Vater ist?“

„Ja, dein Oheim kann es bestätigen.“

„Auch der? — Doch nun kein Wort mehr. — Ich will, ich muß zu ihm.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Türe, und Knipperdolling trat ein. Mit funkelnden Augen sprang Eva ihm entgegen.

„Oheim, ist mein Vater hier in Münster?“

Knipperdolling warf einen grimmigen Blick auf Herding.

„Antwortet, Oheim!“ schrie Eva.

„Habt Ihr Euer verd . . . . . . Maul doch nicht gehalten?“ schnaubte er.

„Also wirklich?“ rief das Mädchen, „und das habt Ihr mir verheimlicht?“

Ludger war rot vor Zorn geworden bei Knipperdollings Worten.

„Ich hielt es für meine Pflicht, dem sterbenden Vater die Tochter zu bringen, wenn Ihr es nicht etwa selbst tut.“

„Ich? Wo denkt Ihr hin? Meinetwegen . . . . .“

Doch ein Blick auf das entsetzte Gesicht Evas ließ ihn verstummen. „Wo ist er denn?“ fragte er.

„Ach komm', Ludger,“ bat Eva, „schnell,“ und sie eilte zur Türe.

„Erlaßt mir jetzt die Aufklärung,“ sprach der Goldschmied, „später will ich sie Euch geben,“ und er folgte Eva auf dem Fuße.

Knipperdolling unterdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen und ließ sie ziehen.

Wie ein gehetztes Wild flog das Mädchen durch die Straßen, so daß Ludger Mühe hatte, an ihrer Seite zu bleiben.

„Eva,“ bat er endlich, „ich bitte dich, fasse dich, werde ruhig! Du hast eine schwere Stunde vor dir und bedarfst der Kraft.“

Das Mädchen hemmte den Schritt.

„Ach, Ludger,“ seufzte sie, „welch ein Verhängnis!“

Der junge Mann bot seine ganze Beredsamkeit auf, um sie zu trösten, doch sie antwortete nicht.

Endlich standen sie vor der Schenke. Ludger faßte Eva bei der Hand und zog sie sanft mit sich in die Kammer. Auf der Schwelle blieb das Mädchen stehen, preßte einen Augenblick beide Hände gegen die Brust und folgte ihm dann entschlossen in den öden Raum.

Auf einem alten, schmutzigen Tische stand ein flackerndes Talglicht und verbreitete einen ungewissen Schein. Vor dem Lager kniete der Prior. Als die beiden eintraten, erhob er sich und reichte Eva die Hand.

„Lebt er noch?“ flüsterte das Mädchen.

„Ja, mein Kind,“ antwortete der Priester ernst, „aber ich glaube, seine Minuten sind gezählt.“

An allen Gliedern bebend, trat Eva an das elende Lager und beugte sich über den Vater.

Der Geistliche hob das Licht, und Eva sah ein fahles, abgehärmtes Gesicht, das von grau und schwarz gemischtem Haar umrahmt war.

Lanio hatte die Augen geschlossen, seine Brust hob und senkte sich in kurzen Stößen, und seine Lippen bewegten sich in schmerzlichen Zuckungen. Eva hätte laut aufschreien mögen, aber sie bezwang sich, sank vor dem Bette nieder und verbarg das Gesicht in den Händen.

Der Wirt steckte seinen häßlichen Kopf durch die Türe, und hinter ihm wurde sein Weib sichtbar. Doch der Prior winkte gebieterisch mit der Hand, und die Türe schloß sich wieder.

Nach einer Weile erhob sich Eva und beugte sich abermals über den Sterbenden. Sie versuchte, das Wort „Vater“ zu flüstern, aber es erstarb ihr auf den Lippen, und sie zitterte wie im Fieberfrost.

Jetzt schlug Lanio die Augen langsam auf, und sein Blick fiel auf Eva. Immer weiter öffneten sich die Lider; es schien, als ob eine Erinnerung in ihm aufsteige, und ein tiefes Stöhnen entrang sich seiner Brust. Starr hielt er das Auge auf die Tochter geheftet. Er versuchte, die Hand gegen Eva auszustrecken, aber sie sank matt zurück.

„O mia . . . . verzeihe mir, ich bin schlecht . . . . aber . . . ich verlasse dich nicht mehr,“ hauchte er und schloß die Augen wieder.

Eva begriff, daß er sie für die Mutter hielt, und ihr Herz krampfte sich zusammen. Sie ergriff seine Rechte, neigte sich an sein Ohr und flüsterte: „Vater, ich bin hier, Eva, deine Tochter.“

Der Klang der Stimme schien das fliehende Leben wieder zurückzurufen, der Sterbende öffnete die Augen wieder, sah Eva an und lächelte schwach.

„Ich wußte — daß du kommen würdest“ — hauchte er „ich liebe dich — aber ich hätte es nicht tun sollen.“

Ludger erschrak, er fürchtete, Lanio möchte sein Verbrechen verraten.

Doch dieser schloß die Augen wieder, sein Atem ging röchelnd, und kalter Schweiß trat auf seine Stirne.

„Er stirbt, er stirbt,“ schrie Eva und warf sich, ihrer selbst nicht mehr mächtig, über den Vater.

Der Prior ließ sie ruhig gewähren. Er trat zu Häupten des Lagers und betete leise.

„Vater, Vater, hörst du mich?“ rief das Mädchen verzweifelt, „du darfst nicht sterben, ich sorge jetzt für dich, ich bleibe bei dir.“

Doch der Sterbende antwortete nicht mehr; nur einmal noch blickte sein Auge in seltsamem Glanze auf die Tochter — ein letztes Röcheln, ein letzter Seufzer — und Lanio war tot.

Eva fiel vor dem Bette nieder, und ihre Tränen strömten unaufhaltsam auf des Vaters kalte Hand.

In stummem Schmerze stand Ludger neben ihr; er wagte es nicht, ein Wort in ihr Weh zu reden.

Nach einer Weile jedoch trat der Priester zu ihr, klopfte ihr leise auf die Schulter und sprach: „Steh' auf, mein Kind, und gebiete deinem Schmerze. Ein sturmgerütteltes Schiff hat endlich seinen Port gefunden.“

Langsam erhob sich Eva und schaute tränenvollen Auges auf den Toten. Als sie sich wandte, sah sie Ludger neben sich, der sie mit innigem Mitleid betrachtete. Da brach sie in heftiges Schluchzen aus und lehnte den Kopf an seine Schulter. Der junge Mann schlang den Arm um das geliebte Mädchen und zog es an sich. Errötend löste sich Eva aus seiner Umarmung und versuchte, die Tränen zu trocknen.

„Ich werde die Totenwache halten bei dem Vater,“ sprach sie zu Ludger.

„So bleibe ich bei dir,“ entgegnete dieser.

„Nicht doch, Kinder,“ sagte der Prior, „der Tote soll nicht hier bleiben. Ich lasse ihn gleich durch die Brüder ins Kloster holen und dort aufbahren. Diese Schenke ist kein Ort des Friedens und der Ruhe. Morgen magst du ihn wiedersehen, meine Tochter.“

Eva willigte ein, doch wollte sie das Zimmer nicht verlassen, bis der Prior die Brüder schicke. Dieser entfernte sich, und Ludger und Eva waren allein.

Das Mädchen kniete vor dem Bette nieder und barg das Gesicht in die zerrissene Decke. Ludger ehrte ihren Schmerz und verhielt sich stumm. An seinem Geiste zogen die häßlichen Bilder dieses Abends vorüber, und seine Seele schauderte bei dem Gedanken an das Leben, das hier ein so jähes Ende gefunden. Was mochte in Evas Herz vorgehen? Welche Schatten würde diese dunkle Stunde über ihr Leben werfen? Doch er wollte sie bannen, er wollte der Waise Vater und Mutter ersetzen, wenn sie nur an seine Liebe glaubte.

Während er so dachte, irrte sein Auge durch die Kammer und fiel auf die Geige des Künstlers, welche über dem Bette an der Wand hing.

Das ist es also, was sie Kunst nennen, dachte er, ein Vagabundenleben ohne Halt und ohne Ziel, das früher oder später im Elend endigt. Ein ehrliches Handwerk in beschränkter Lebensanschauung steht höher als die schönste Kunst, die den Geist aus den ruhigen Bahnen reißt.

Eva schluchzte.

Wohin hatte die künstlerische Begabung den Mann geführt? Weib und Kind hatte er in Not und Elend

zurückgelassen, um sein Leben schließlich als Mörder zu enden.

So sann der Goldschmied; er legte den Maßstab seines eigenen Seins an das Leben des Künstlers und vergaß, daß alles Höhere an sich selbst gemessen sein will, und überschäumende Leidenschaft eine Kraft gebrochen, die zu Großem geschaffen war.

Jetzt wurde leise an die Türe gepocht, und zwei Klosterbrüder traten ein. Schweigend blieben sie an der Türe stehen.

Ludger beugte sich zu Eva nieder und flüsterte ihr etwas zu. Sie erhob sich langsam und trat von dem Lager zurück. Die Brüder schritten näher, knieten einen Augenblick betend nieder und trugen darauf den Toten stumm auf eine draußen stehende Bahre.

Im Begriffe, ihnen mit Eva zu folgen, fiel Ludgers Blick wieder auf des Künstlers Geige. Es war vielleicht das einzige Andenken, welches Lanio seiner Tochter hinterließ, und so trat er rasch hinzu und hob sie von der Wand. Eva sah es, und mit einem leisen Aufschrei starrte sie auf das Instrument.

„Was ist dir?“ fragte Ludger betroffen.

„Ach, Ludger, ich weiß jetzt, daß ich den Vater schon gesehen. Er hat vor unserm Hause gespielt, ich selbst habe ihm eine elende Gabe zugeworfen und wußte nicht, wem ich sie gab.“

Der junge Mann ahnte den Schmerz, den sie bei dieser Erinnerung empfinden mußte, doch suchte er vergeblich nach einem tröstenden Worte. Schweigend trat er mit dem weinenden Mädchen vor die Türe und folgte mir ihr der Bahre. Am Tore des Klosters trat ihnen der Prior entgegen, und der Goldschmied überreichte ihm die Geige mit der Bitte, sie aufzubewahren.

„Nun gehe mit Gott, meine Tochter," sprach der Priester. „Morgen darfst du wiederkommen."

Noch einmal warf sich Eva über des Vaters Leiche, dann ließ sie sich von Ludger nach Hause geleiten.

Schweigend wanderten sie eine Zeitlang neben einander her. Endlich sprach Eva: „Seit wann wußtest du, Ludger, daß mein Vater in Münster war?"

„Vor einigen Wochen," entgegnete dieser, „fand ich in der Nähe der Lambertikirche abends einen halberstarrten Mann und schaffte ihn in meine Wohnung. Es gelang mir, ihn wieder zu sich zu bringen, doch führte er verworrene Reden, aus denen ich jedoch so viel verstand, daß ich deinen Vater gefunden. Als ich am nächsten Morgen nach ihm sehen wollte, war er verschwunden. Ich teilte deinem Oheim meine Entdeckung mit, und er verbot mir aufs strengste, dich von dem Vorfall zu unterrichten."

„Du hättest es tun sollen, Ludger," sprach das Mädchen sanft.

„Auch ich glaubte, dir die Bitterkeit ersparen zu müssen, welche das Wiedersehen für dich haben mußte, und so trug ich das Geheimnis still mit mir."

Eva blieb stehen und reichte Ludger die Hand.

„Du bist edel, Ludger, ich habe dich verkannt, verzeihe mir."

Der junge Mann ergriff ihre Hand leidenschaftlich.

„Sprich nicht so, Eva," bat er, „aber vertraue mir, ich habe keinen Wunsch mehr, als dich glücklich zu machen."

Das Mädchen schüttelte traurig den Kopf.

„Es ist nicht möglich, Ludger. Wie könntest du die Tochter eines — Landfahrers in dein Haus nehmen! Vergiß mich!"

„Niemals, Eva," beteuerte der Goldschmied. „Was kannst du denn dafür, daß dein Vater ein solches Leben geführt!"

„Die Sünden der Väter werden an den Kindern gerächt," antwortete das Mädchen düster. „Ich kann dir kein Glück bringen."

„Sage mir, daß du mich liebst, und ich bin glücklich," flüsterte er ihr mit heißem Atem ins Ohr und zog sie an sich. Doch sie wehrte ihn sanft von sich und antwortete nicht.

Sie hatten die Wohnung Knipperdollings erreicht. Ludger geleitete Eva ins Haus, und sie eilte, ohne noch jemand zu sehen, auf ihre Kammer.

Als Ludger den Flur des Hauses verlassen wollte, trat ihm Knipperdolling entgegen und winkte ihn zu sich herein. Er schloß die Türe, stellte sich vor ihn hin und maß ihn mit finstern Blicken.

„Welcher Teufel hat Euch geraten, Herding, Eva mit diesem Lumpen zusammenzubringen?" fragte er höhnisch. „Was hat das Mädchen denn nun davon, daß es einen Schuft als seinen Vater kennen gelernt?"

„Ich glaube, einem Unglücklichen einen großen Trost in seiner letzten Stunde gebracht zu haben," entgegnete der Goldschmied ernst. „Übrigens gebe ich Euch kein Recht, über mein Handeln zu urteilen."

„Hm!" machte der Kaufmann verächtlich, „was ich von Euch denken will, steht mir frei, und es zu sagen, wird mich auch niemand wehren. Ist er tot?"

„Ja, er ist erstochen worden."

„Das kann er von Glück sagen. Vielleicht wäre er sonst noch aufs Rad gekommen. Aber wie wurdet Ihr Zeuge der Geschichte?"

„Das ist meine Sache."

„Ach, Ihr habt den saubern Patron wohl sorglich bewacht, um ihn gegen mich auszuspielen?“

„Darauf bleibe ich Euch die Antwort schuldig. Ich bin gewiß, Eva dankt es mir, daß sie den Vater gesehen.“

„So, so, in der Gunst gestiegen! Schlau überlegt!“

Ludger stieg das Blut in die Wangen.

„Von meinen Wünschen habe ich mich nicht leiten lassen,“ entgegnete er finster.

„Schwätzt mir nichts vor. Hier innen sitzen die Wünsche,“ und er klopfte auf die Brust, „und sie ziehen uns wie Gliederpuppen. Ihr wißt ja noch, wie der stolze Goldschmied, der treue Anhänger des Bischofs, dem Aufrührer seinen Arm verschrieb und warum.“

„Meine Torheit gibt Euch leider ein Recht, über mich zu spotten. Doch ich kenne meinen Weg.“

„Und ich den meinen. Und das rate ich Euch, kreuzt mir den meinen nicht, es möchte Euch übel bekommen. Ihr könnt gehen.“

Ludger bezwang sich mühsam.

„Noch ein Wort. Ich werbe in dieser Stunde noch einmal um Euer Mündel.“

„Wirklich? — Ist Euch die Verwandtschaft nicht zu schlecht?“ höhnte Knipperdolling. „Aber vielleicht wird der Lump von euren Pfaffen noch unter die Heiligen versetzt?“

„Wollt Ihr nicht meine Frage beantworten?“

„Ich denke, Ihr kennt die Antwort längst. Eva wird die Eure nicht.“

„Das wird sich finden.“

„Wollt Ihr mir trotzen? Hütet Euch!“

Ludger schritt zur Türe und verließ das Haus. In seiner Wohnung angekommen, stieg er hinauf zu seiner Mutter und erzählte ihr, was geschehen war.

„Das arme Kind,“ sagte die Kranke, „sie wird schwer geprüft. Doch wenn deine Liebe wahr und echt ist, so wirst du darum nicht von ihr lassen.“

„Nein, Mutter, nie und nimmer.“

„So ist's recht, mein Sohn.“

Dann legte sie die Hände zusammen und schaute sinnend zur Decke empor.

„Meine Tage sind gezählt,“ sprach sie leise, „und es ist gut so. Mich verlangt, bei deinem Vater zu sein. Um dich bangt mir nicht mehr; du bist guten Willens und starken Herzens, du wirst deinen Weg finden. Mein Segen wird dir dazu helfen.“

Erschöpft sank sie in die Kissen. Ludger kniete tränenden Auges vor ihrem Lager nieder, und die Mutter legte die Rechte wie segnend auf des Sohnes Haupt.

9.

Von dem schlanken Türmchen der Kirche des Fraterhauses klang ein einsames Glöckchen durch die trübe Morgenluft. Es war das Totenglöcklein. Drunten in der Kirche stand ein Sarg, und vor dem Sarge sangen die Mönche mit dumpfer Stimme das Libera.

„Dies calamitatis et amara valde, quando coeli movendi sunt et terra“, rollte es von ihren Lippen, und die schaurig ernste Worte zogen auf den klagenden Tönen der Orgel durch die weihrauchduftenden Hallen. „Et lux perpetua luceat ei.“

Der Gesang verstummte, die Orgel schwieg, und nur das Glöcklein läutete. Vier Brüder hoben die Bahre, darauf der Sarg ruhte, auf die Schulter und schritten hinaus auf den Friedhof. Ihnen folgte der Prior mit

den übrigen Mönchen, und den düstern Zug schloß ein ernster Mann mit einem schwarz gekleideten Weibe. Es waren Ludger und Eva, die gekommen waren, Lanio das letzte Geleite zu geben.

Das Grab war erreicht; unter dem Gebete der Mönche sank der Sarg in die Gruft, und die deckende Erde schlug dröhnend auf die Lade nieder. Fern von der sonnigen Heimat hatte des Künstlers unsteter Fuß die Ruhe gefunden. Kein Lorbeer bekränzte das Grab, keine schattende Pinie wölbte ihre dunkle Krone über der Gruft.

Längst schon hatten die Mönche den Friedhof verlassen, und noch immer kniete Eva am Grabe des kaum gefundenen Vaters. Ein schneidender Wind zog durch die Luft, und feine Flocken rieselten wie erstarrte Blüten aus dem grauen Schoße des Himmels. Schweigend stand Ludger an Evas Seite, ruhig wartend, bis sie sich erheben würde. Ihr Gesicht war bleich wie Wachs, ihr dunkles Auge glühte wie im Fieber, aber keine Träne feuchtete ihre Wimpern. Die Lippen fest zusammengepreßt, starrte sie vor sich auf das Grab, als wollte sie die Erde durchdringen. Endlich erhob sie sich.

„O, Mutter, wie glücklich bist du, daß du es nicht mehr erlebt hast," flüsterte sie, „mir aber bleibt die Schmach. Ach, womit habe ich sie verdient?"

„Eva," bat Ludger, „mäßige deinen Schmerz und ergib dich dem unbegreiflichen Willen, der dies Weh über dich verhängt hat. Laß mich deinen Kummer mit dir tragen."

Das Mädchen sah ihn mit einem tieftraurigen, ernsten Blicke an.

„Ach, Ludger, wenn es wahr wäre . . . . . . aber du mußt es wissen, ... ich bitte dich, löse mich

aus der Qual, die mein Herz zerreißt. Laß mich mein Elend ganz kennen, besser die Wahrheit, und wäre sie noch so schrecklich, als diese marternden Zweifel."

Der junge Mann erschrak vor ihren leidenschaftlichen Worten. „Was ist es denn, was drückt dich?" sprach er zärtlich.

Sie faßte ihn bei der Hand und zog ihn mit sich bis an die Mauer des Friedhofs. Dort ließ sie sich auf ein niedriges plumpes Steinkreuz nieder, denn ihre Kniee wankten, und sie schaute flehend zu Ludger auf.

„Ach, es ist schrecklich," sprach sie, „es denken zu müssen. Anna, du kennst ja ihre Art, erzählte mir gestern abend, mein Vater habe zuerst einen andern erstochen, ehe er selbst getötet wurde. Ist es wahr? Ich beschwöre dich, verhehle mir nichts, ich will den Kelch meiner Schande bis auf die Hefe leeren."

Der Goldschmied erblaßte. So war das, was er auf ewig als Geheimnis bewahren wollte, ihr doch kund geworden. Mit innigstem Mitleid sah er auf das Mädchen nieder, dessen Blicke in verzehrender Angst an seinen Lippen hingen.

„Es ist wahr, Eva," antwortete er leise; „aber du solltest es nie erfahren."

Er hatte einen lauten Ausbruch ihres Schmerzes erwartet, doch sie blieb stumm, und nur die zuckenden Lippen verrieten das Weh, das ihr Herz durchschnitt.

„Die Schuld deines Vaters erscheint dir größer, als sie ist," fuhr er fort; „er handelte in der Notwehr, da er zuerst angegriffen wurde."

„Warum wurde er angegriffen?"

Gern hätte Ludger die Ursache verschwiegen, aber er fühlte, es war besser, wenn sie alles erfuhr.

„Man beschuldigte ihn, falsch gespielt zu haben,"

entgegnete er, „doch waren seine Mitspieler Zigeuner, und ihrem Zeugnis traue ich nicht viel.“

„Also eines Falschspielers und Mörders Tochter bin ich,“ flüsterte Eva heiser und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Wer es wagen sollte, es dir zum Vorwurf zu machen, sieh, ich erwürgte ihn,“ sprach Ludger und ballte die Fäuste.

„Was auch dein Vater getan, kein Hauch einer Schmach kann auf deinen Namen fallen.“

„Laß uns gehen, Ludger,“ sagte Eva fröstelnd und erhob sich vom Sitze „ich weiß genug.“

Sie verließen den Friedhof und schritten langsam durch die Straßen. Ludger versuchte sie zu trösten, indem er sie seiner unwandelbaren Liebe versicherte, aber sie blieb stumm und schien seine Worte nicht zu verstehen.

Sie waren auf dem Hauptmarkte angelangt, und noch immer war kein Wort über Evas Lippen gekommen. Ihr düsterer Schmerz beunruhigte den jungen Mann, laute Klage wäre ihm lieber gewesen, sie ist dem tröstenden Worte leichter zugänglich. Er wollte und mochte das geliebte Mädchen nicht so von sich lassen.

„Eva,“ bat er, während sie unter den Bogen einherschritten, „möchtest du mich nicht einmal zu meiner Mutter begleiten? Du hast sie lange nicht gesehen, und sie ist so schwach, daß ihr Ende nicht mehr fern sein kann.“

Im ersten Augenblicke wollte Eva die Bitte abschlagen, sie hatte das Gefühl, als könne sie niemand mehr unter die Augen treten, und ein flüchtiges Rot belebte ihre bleichen Züge. Dann aber dachte sie daran, wie treu Ludger ihr in diesen letzten schweren Tagen beigestanden, wo die eigenen Verwandten ihr die Teil-

nahme versagt, wie er nicht der Schmach geachtet, die der Vater über sie gebracht, und stolzen Hauptes her-ging neben ihr, die alle Augen auf sich gerichtet glaubte, und sie sagte:

„Ja, ich war lange nicht bei ihr, ich werde mit dir gehen.“

Ludger führte Eva an das Bett seiner Mutter. Die Kranke lächelte matt, als sie das junge Mädchen bleich und zitternd zu sich herantreten sah. Sie richtete das durchgeistigte Auge mit einem Blicke innigsten Mitleides auf sie und streckte ihr die abgezehrte Hand entgegen. Da war es mit Evas Fassung vorbei; laut aufschluchzend fiel sie vor dem Bette in die Kniee und drückte das Gesicht in die Decken.

Frau Agnes winkte ihrem Sohne, sich zu entfernen, und dieser verließ das Gemach.

„So, mein Kind,“ sprach die Kranke leise, „weine deinen Schmerz mal recht aus, das schafft Erleichterung. Niemand sieht deine Tränen, als Gott und ich.“ Und sie legte die Hand auf des Mädchens Locken. Eva schaute sich flüchtig um, und da sie Ludger nicht mehr sah, brach sie von neuem in Tränen aus.

„Gott hat dich schwer geprüft, Eva, aber in dieser Prüfung liegt auch ein Trost. Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er.“

„Ach,“ stöhnte Eva, „es ist gar zu schnell und zu schwer über mich gekommen. Ich möchte sterben.“

„Ich kann es begreifen, Kind, aber du darfst es nicht wünschen. Unsere Tage liegen in einer weisen Hand, sie winkt uns, wenn wir unser Ziel erreicht haben.“

„Was soll ich noch leben? Mein Erbe ist Schande, und niemand bedarf meiner.“

„Doch, Eva, einer bedarf deiner, und das ist Ludger.“

„O, wie könnte ich ihm je angehören, ich, eines Mörders Tochter!“ schluchzte das Mädchen. „Ich würde Schande in dieses Haus bringen.“

„Solches Denken ehrt dich, aber die Frau Herdings ist vor Lästerzungen geschützt.“

„Aber ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß eine Stunde kommen könnte, wo er sich erinnern würde, wessen Tochter sein Weib ist.“

„Das wird nie geschehen. Du bist unschuldig an dem traurigen Schicksal; deines Vater Ende entehrt dich nicht. Siehe, mein Kind, Ludger liebt dich treu und innig; seine Liebe ist geprüft worden in diesen Tagen und hat sich geläutert. Stoße das Herz nicht von dir, das sich dir bietet. Du weißt noch nicht, welch ein Segen für das Weib in der tiefen, treuen Liebe eines rechten Mannes liegt.“

„Ich kann nicht, ich kann nicht,“ stöhnte Eva; „ich bin seiner unwert geworden. Wie stolz war ich noch vor wenig Tagen, wie habe ich ihn gequält und zur Verzweiflung getrieben, weil ich mich so hoch und erstrebenswert dünkte, und nun müßte ich betteln um das Almosen seiner Liebe, um meine Schmach zu decken.“

„Das sollst du nimmer. Was du gibst, ist so viel, daß Ludger dein Schuldner wird auf ewig. Lege deine Furcht ab, nimm die Hand, die sich nach dir ausstreckt, sie wird dich wieder zum Glück führen und die düstern Schatten von deinem Pfade bannen.“

„Ich kann nicht mehr an Glück glauben.“

„So meinst du heute, wo alle Wunden deiner Seele noch bluten, die Zeit wird sie heilen. Sieh, Eva, ich bin krank und schwach, meine Tage sind gezählt. Es wäre mir ein großer Trost, wenn ich vor meinem

Scheiden die Gewißheit hätte, daß ich in dir eine Tochter hinterließe. Gib einer sterbenden Mutter diesen Trost, laß mich euch segnen, bevor meine Stunde kommt."

Eva weinte, sie fühlte sich zu schwach, dieser Liebe zu widerstehen, beugte sich über die Kranke und küßte sie.

Die Türe öffnete sich leise, Ludger erschien in derselben. Er blickte nach der Mutter, und sie winkte ihn zu sich. Schweigend nahm sie Evas Hand und legte sie in die Rechte ihres Sohnes. Er stutzte und sah auf Eva, diese aber hob die tränenvollen Augen mit mattem Lächeln zu ihm empor. Da riß er in überströmendem Gefühle die Geliebte an sich und küßte sie leidenschaftlich.

„Du willst mein werden, Eva, ist es wahr?" Und er schloß sie aufs neue in seine Arme.

Vor Scham erglühend, entwand sich Eva seinen Armen, schlang die Hände in einander und sah zu Boden.

„Die Mutter meint, es mache dich glücklich, Ludger, aber ich weiß nicht, ob ich das Opfer annehmen darf."

„Nicht mein Glück suche ich, Eva; in deinem will ich das meine finden."

Eva schüttelte ernst den Kopf. „Täusche dich nicht, Ludger. Bedenke es wohl, ich bin nicht mehr die stolze Patrizierin, ich bin" . . . . sie stockte, und ihre Wangen färbten sich.

„Jeder Gassenbube hat das Recht, mir meine Herkunft nachzurufen, die stolzen Bürgerfrauen werden zischeln, wenn ich an ihnen vorbeischreite, und dich bedauern. Du wirst an einer Last zu tragen haben, die du im Augenblick für nichts achtest. Aber sie wird dich beugen und dein Glück zerstören. Vergiß mich!"

„Hör' auf, Eva, ich will nichts davon hören. Der ganzen Welt biete ich Trotz, bin ich deiner Liebe sicher."

Des Mädchens Auge leuchtete auf, und sie reichte ihm schweigend die Hand.

„Und dein Oheim?“ flüsterte Ludger.

„Was gilt sein Wille?“ entgegnete Eva mit blitzenden Augen. „Ich erkenne ihm gar kein Recht zu, über meine Hand zu verfügen. Eine Bettlerin freilich wirst du ins Haus führen.“

„Ich habe auf keine Mitgift gerechnet. Aber nun laß uns auch nicht mehr säumen, laß mich dich bald heimführen als mein Weib.“

„Nicht doch, Ludger, nicht so schnell. Gönne mir Zeit, an mein Glück zu glauben, laß mich meinen Vater erst beweinen. Es wäre gegen alle Sitte, wollte ich zum Altare treten, da kaum die Erde sich über ihm geschlossen.“

„Die Zeiten sind ernst, Eva; die alte Welt scheint aus den Fugen zu gehen, da sind die alten Bräuche nicht mehr bindend. Du bedarfst einer Stütze und mein Haus einer Herrin.“

„Dränge mich nicht, Ludger. Meine Seele ist aufgewühlt in ihren tiefsten Tiefen. Laß mich erst Ruhe finden. So, wie ich jetzt bin, kann ich dir das nicht sein, was ich sein muß.“

„Was sagst du, Mutter?“ wandte sich Ludger an die Kranke.

„Ich unterstütze Evas Bitte, mein Sohn. In sturmbewegten Wellen verzerrt sich der Sonne Bild; ist ihr Herz ruhiger geworden, wird dein Glück dir klar aus demselben entgegenstrahlen.“

Mit innerem Widerstreben gab der junge Mann nach, doch mußte ihm Eva versprechen, daß das Jahr sie vor dem Scheiden vereinigt sehen sollte.

Darauf verabschiedete sie sich zärtlich von der

Mutter und versprach, bald wieder nach ihr zu sehen. Froher Hoffnung voll geleitete Ludger die Verlobte zur Türe, und sie eilte nach Hause.

Dort begab sie sich in ihre Kammer, ihr Herz war zu bewegt, als daß sie jetzt mit Anna oder der Tante hätte zusammentreffen mögen, und dem Oheim wollte sie auch ausweichen.

Dieser war übrigens mit Dingen beschäftigt, welche ihm ungleich wichtiger dünkten als der Tod des Schwagers. Ein bedeutsames Ereignis war gerade in diesen Tagen eingetreten: Matthyssen, der große Prophet von Haarlem, war in Münster eingetroffen, und mit ihm eine große Schar Auserwählter, welche das neue Reich Gottes gründen helfen wollten. Denn Johann von Leyden hatte ihm von seinen Erfolgen berichtet und ihn bewogen, in Münster seinen Prophetenstuhl aufzuschlagen.

Am Nachmittage des Tages, an welchem Lanio auf dem Friedhofe des Fraterhauses bestattet worden war, entstand auf dem Hauptmarkte ein großer Auflauf. Auf den Stufen des Brunnens an der Mauer des Lambertikirchhofes stand ein fremder Mensch, angetan mit einem langen faltigen Gewande und umgürtet mit einem ledernen Riemen. In der linken Hand hielt er zwei steinerne Tafeln. Die Rechte streckte er wie zum Schwur gegen den Himmel. Es war Matthyssen. Gespannt harrte das herbeigelaufene Volk der Offenbarung, welche der neue Moses der hl. Gemeinde geben werde, und ehrfurchtsvolles Schweigen lagerte sich über die Menge. Die Spannung wurde um so größer, je länger der Prophet schwieg. Endlich, als er sah, daß der Markt und die angrenzenden Straßen mit einer vielhundertköpfigen Menge besetzt waren, erhob er seine Stimme.

„Dem Herrn der Heerscharen sei Dank und Preis!“

begann er; „Großes hat er getan an seinem Volke und Gnade geübt an seinen Heiligen. Seine Herrlichkeit hat mich umleuchtet, und die Wolken seiner Macht lagerten über meinem Haupte. Er hat mir gegeben, die zukünftigen Tage zu schauen, und meinem Auge enthüllt, was seine Huld den Auserwählten bereitet hat. Mit eisernem Griffel hat er seine Gesetze in meine Hand geschrieben, wie einst dem Moses auf dem flammenden Berge des Bundes, und mich erhoben zum Führer seines Volkes, es zu leiten, den Weg des Heiles. Ich werde euch lehren, seine Steige wandeln und eure Herzen bereiten zu seinem Wohlgefallen. So habet denn acht auf meine Worte, denn sie sind des Herrn Worte. Wer aber halsstarrig dem Willen des Vaters widerstrebt, den wird sein Zorn treffen, und sein Name wird ausgetilgt aus dem Buche des Lebens. Freue dich und frohlocke, du Tochter Zion, glückliches Münster, siehe, dein Heil ist über dir aufgegangen als glänzendes Morgenrot, und gepriesen sei der Herr, der mich gesandt, sein Reich aufzurichten in diesen Mauern.“

„Amen! Amen!“ scholl es begeistert von den Lippen seiner zahlreichen Freunde und Anhänger, und die brausenden Wogen des Beifalls rissen die Menge mit sich fort in den Taumel eines Jubels, der das kommende Heil durch Straßen und Gassen jauchzte. Männer und Weiber sanken einander in die Arme, umfingen und küßten sich und priesen sich glücklich ob des Segens, der über sie ausgegossen werden sollte.

Der Prophet wurde von Knipperdolling, Krechting, Rothmann und Johann von Leyden umringt und ehrfurchtsvoll in des Ersteren Haus geleitet.

Während das Volk noch hin und her wogte, bewegte sich vom Fischmarkte herauf ein seltsamer Aufzug. Ein

Mensch in einer schwarzen Mönchskutte zog keuchend und schnaubend einen Pflug hinter sich, ein anderer ging mit geschwungener Geißel neben ihm und trieb ihn mit rohen Schmäh- und Schimpfworten zu eiligerem Schritt an. Der Mönch war der übermütige Schwertfeger Rüscher, sein Treiber der Gerber Prußen.

Wurde in solcher Art das Mönchtum verspottet, so war ein hinter dem Pfluge herfahrender Wagen eine Verhöhnung der katholischen Lehre und der Person des Bischofs. Auf dem Wagen lag ein Kerl, der sich wie in wilden Schmerzen krümmte und erbärmlich jammerte und schrie, als sei er von tausend Teufeln besessen. Neben ihm saß ein anderer in zerrissenen und besuldeten Priestergewändern, der in der rechten Hand einen Weihwedel hielt, in der linken ein Buch. Aus diesem las er dem Besessenen mit schnarrender Stimme allerlei Beschwörungen vor, untermischt mit Lästerungen und rohen Witzen über Katholische und Evangelische. Sechs Wiedertäufer zogen den Wagen; zwei waren als Minoriten, zwei als Deutschritter und die letzten zwei als Johanniter gekleidet. Der Fuhrmann sollte den Fürstbischof vorstellen; er war in ein bischöfliches Gewand gekleidet, das jedoch überall zerfetzt und zerrissen war.

Mit wüstem Gejohle begrüßte der gaffende Pöbel den Aufzug und sprang und tanzte um den Wagen, und die hohen Giebelhäuser des Marktes hallten wieder von dem Rufe: „Nieder mit den Katholiken, nieder mit den Protestanten!“ Schamlose Weiber rannten mit aufgelösten Haaren und wehenden Kleidern vor dem Zuge einher und riefen mit gellender Stimme die Rache des Himmels auf alle Feinde der Auserwählten herab.

Mit tiefem Schmerze betrachtete der ernste Syndik von einem Fenster des Rathauses herab das ekle Spiel,

und er beschloß, die Stadt zu verlassen, die er einer wilden Pöbelherrschaft preisgegeben sah.

Schon am nächsten Tage führte er seinen Entschluß aus. Ihm folgten viele der angesehensten Bürger, unter ihnen auch der Bürgermeister Jüdeveld. Der Syndik wurde von den Söldnern des Bischofs, der in ihm einen hartnäckigen Gegner verfolgte, aufgefangen und ins Gefängnis gebracht, wo er auf Befehl des Landesherrn enthauptet wurde. Doch soll Franz von Waldeck später die vorschnelle Tat sehr bereut haben.

Knipperdolling sah mit Vergnügen, wie jene Männer, deren Widerstand er bei seinem Streben nach der Herrschaft über die Stadt noch zu fürchten gehabt, dieselbe nach und nach verließen, und er verdoppelte seine Anstrengungen, um das erstrebte Ziel zu erreichen. Die jährliche Neuwahl des Rates stand bevor, und es galt, Wahlmänner zu erkiesen, die gefügige Werkzeuge der Wiedertäufer waren. Und da die Gilden, in deren Hand die Entscheidung lag, Knipperdolling blind ergeben waren, sah er am 23. Februar seine nächsten Wünsche erfüllt; er wurde in den Rat gewählt und mit seinem Gesinnungsgenossen Bernt Kibbenbrock zum Bürgermeister bestellt.

Der neue Magistrat bestand der Mehrzahl nach aus urteilslosen Menschen und wurde durch Knipperdolling ganz nach dem Willen Matthyssens gelenkt. Nach der Offenbarung des Haarlemer Propheten aber wollte Gott die Stadt von allem Götzendienst gereinigt wissen, und so gaben die Bürgermeister schon am zweiten Tage nach ihrer Wahl den Befehl, alle Kirchen und Klöster auszuräumen und Mönche und Nonnen auszutreiben. Mit lautem Jubel begrüßte der vor dem Rathause versammelte Pöbel den Beschluß des Rates, und nach allen

Seiten setzten sich fanatisch erregte Haufen in Bewegung, um denselben auszuführen.

Matthyssen selbst führte eine Schar der wüstesten Gesellen gegen den Dom. Mit Gewalt wurden dem Küster die Schlüssel entrissen, und nun ergoß sich die Horde in das herrliche Gotteshaus, um zu zerstören und zu vernichten, was frommer Sinn seit Jahrhunderten dort aufgerichtet hatte.

Der Prophet bestieg die Kanzel, und die johlende Menge scharte sich um dieselbe. Matthyssen winkte zur Ruhe und redete also: „Der Greuel der Verwüstung ist aufgerichtet worden am heiligen Orte von den ungetauften Heiden, und darum ist der Zorn des Herrn gegen sie entbrannt, und der Tag der Vergeltung ist angebrochen. Kundgetan hat mir der Herr, daß ich das Schwert der Rache in meine Hand nehmen und die Götzen der Medianiter und Moabiter niederwerfen soll in den Staub. Wohlan denn, zeiget euch als wahre Söhne Israels, stürzet die Werke der Heiden und zermalmet sie, aber lasset euch nicht gelüsten nach ihrem Erbe und beflecket eure Hände nicht mit den Geschenken der Götzen."

Wie eine wilde Meute durchflutete jetzt der Pöbel den prächtigen Dom, und das Werk der Zerstörung begann. Die Altäre wurden zerschlagen, die Standbilder herabgestürzt, die wundervollen Glasmalereien in den hohen Fenstern zertrümmert. Den Hochaltar zierte ein herrliches Gemälde, das Werk eines frommen Münsterschen Meisters; es stellte die Bekehrung Sauls vor den Toren von Damaskus dar. Rohe Hände zerschnitten die kunstgeschmückte Leinwand und zerstörten ein Werk, an dem sich schon Tausende erbaut. Selbst die Grabstätten der Bischöfe und adeligen Domherren entgingen der Verwüstung nicht. Ihre Särge hob man aus den

Grüften, beraubte sie der Zieraten und zerstreute die Gebeine der Bestatteten durch den Tempel.

Während sich dies schauerliche Treiben abspielte, stürzte plötzlich ein schon bejahrter Mann barhäuptig in das Gotteshaus und eilte zum Hochaltar. Aber wie vor Schrecken gelähmt, blieb er vor demselben stehen und starrte auf die Verwüstung vor sich. Dann sprang er mit lautem Aufschrei die Stufen hinan zum Chore, kletterte auf den Altartisch und hob die Hände verzweifelt empor zu dem zerfetzten Bilde. Es war Meister Andreas, der Maler, der das zerstörte Kunstwerk geschaffen. Es war der höchste Triumph seiner frommen Kunst gewesen, seine Freude und sein Stolz. Und nun sah er es vernichtet von frevlen Händen. Stöhnend senkte er das ergraute Haupt, und seine Seele umdunkelte starre Verzweiflung.

Mit einem Male sprang er auf und wandte sich um. Sein Auge glühte unheimlich, seine Lippen zuckten, und er knirschte mit den Zähnen. Und dann schrie er in den rasenden Pöbel hinein: „Herbei, ihr faulen Gesellen! Was seid ihr so müßig? Auf, reißet sie nieder, diese Pfeiler, stürzet die Gewölbe, laßt die Tiefe erkrachen vom Falle der Mauern, ihr schaffet ein herrliches Werk! Wie schön ist es hier, haha, so schön, so schön!“ und er sprang von dem Altar herab. „Kommt, kommt, meine Freunde, kommt und zerschneidet und zerfetzt auch mich, so werdet ihr ein neues, ein herrliches Bild schaffen!“ Und er riß seine Kleider auf und bot den Verwüstern die nackte Brust.

Scheu wichen die wilden Gesellen vor ihm zurück; sie begriffen, daß der Wahnsinn seine Krallen in den edlen Geist des Meisters geschlagen, und es schauderte ihnen vor diesem Schauspiel einer zerrütteten großen Seele. Jetzt drängte sich ein Mädchen von etwa fünf-

undzwanzig Jahren heran. Mit ängstlichen Augen suchte sie umher, da fiel ihr Blick auf den Maler. Im ersten Augenblick stand sie da wie zu Stein erstarrt, da flog ihr Auge auf das Altarbild, und sie verstand das schreckliche Schauspiel. Weinend umschlang sie den Mann und rief: „Vater! Vater!“ Der Meister stutzte, sah sie an und brach dann in ein gräßliches Lachen aus.

„Wie gut, daß du da bist,“ rief er, „komm, sie müssen auch dich zerschneiden und zerreißen, o, es wird schön, sehr schön!“ Das Mädchen erbebte vor Grauen; mit aller Kraft hängte es sich an den Mann, und es gelang ihr endlich, ihn aus dem Dome zu ziehen.

In derselben Stunde, wo der Vandalismus einer rohen Horde den Dom entweihte, wurde auch das Kloster der Fraterherren überfallen. Dorthin war Krechting mit einem Haufen verwegener Menschen gezogen und in die Kirche eingedrungen. Während sie, angefeuert von dem Pastor, das Werk der Zerstörung begannen, erschien der Prior plötzlich vor dem Altar und donnerte sie mit gewaltiger Stimme zurück. Die Bande stutzte und sah auf Krechting. Dieser sprang vor den Prior hin und maß ihn mit höhnischen Blicken.

„Du, Bernt?“ sprach der Priester mit schmerzbewegter Stimme. „So weit ist es mit dir gekommen?“

Der Pastor lachte.

„Ja, ich bin's, Hermann, heute halten wir Abrechnung. Du weißt ja, du hast noch etwas auf dem Kerbholz bei mir von Ahaus her. Meinst du, ich habe es vergessen, wer mir die schöne Else abwendig gemacht und ins Kloster gesteckt?“

„Ich danke Gott, daß ich sie vor dir bewahrt,“ gab der Prior ernst zurück.

Krechtings Gesicht flammte in wildem Zorne auf.

„Weg da,“ schrie er, „oder ich stehe für nichts!“

„Nur über meine Leiche geht der Weg zum Altar!“

Der Pastor knirschte. „Auf, Gesellen,“ brüllte er, „schlagt ihn nieder, den scheinheiligen Heuchler!“

Und er drang mit dem wilden Haufen gegen den Prior vor. Dieser zog sich vor ihrem Ansturm zurück bis auf die Stufen des Altars und breitete abwehrend die Hände aus. Da traf ihn der Schlag eines rohen Buben, und nun schlugen auch die andern auf ihn ein, blutend brach er zusammen.

„Gott verzeihe dir, Bernt!“ röchelte er, dann verlor er das Bewußtsein. Doch Krechting trat ihn wütend mit Füßen und ließ ihn liegen.

Der Altar und alles, was in der Kirche war, wurde zerschlagen, und darauf wälzte sich die Rotte in das Kloster, um zu zerstören und zu rauben, was ihnen begehrenswert erschien.

Als der entmenschte Pöbel abgezogen war, fanden die Mönche den Prior tot vor dem Altare der Kirche. Sie gruben ihm ein Grab an der Stätte, wo er so viele Jahre der Ruhe und des Friedens verlebt, und dann zogen sie aus und verließen die Stadt, um sich unter den Schutz des Bischofs zu stellen.

In ähnlicher Weise hauste der Pöbel in allen Kirchen und Klöstern und zwang deren Bewohner zum Auszuge aus der Stadt.

Auf dem Domhofe aber ließ Matthyssen einen Scheiterhaufen errichten aus den zerschlagenen Heiligenbildern und denselben anzünden. Auch die reichhaltige Bibliothek des Domes, welche eine große Anzahl kostbarer Handschriften enthielt, ließ der Prophet dem Feuer überliefern, die Kinder des neuen Reiches Gottes bedurften keiner Afterweisheit. Während die lodernde Glut die

reichen Schätze des Geistes und die frommen Werke der Kunst verzehrte, tanzte die wüste Menge um den Scheiterhaufen und trank aus den heiligen Gefäßen der Priester Münstersches Bier. Doch sorgte Matthyssen dafür, daß alles, was sich an Gold und Silber, an wertvollen Steinen und kostbaren Gewändern vorfand, unversehrt blieb und als Beute in seine Hand kam.

10.

Wenige Tage später feierte der neue Bürgermeister Knipperdolling ein glänzendes Fest in seinem Hause, die Vermählung seiner Tochter Anna mit Johann von Leyden. Er hatte den gewandten und schmucken Holländer liebgewonnen und in ihm einen Bundesgenossen für seine ehrgeizigen Pläne gefunden, so glaubte er wenigstens.

Die Hochzeit sollte mit aller Pracht gefeiert werden, das alte Kaufhaus mit der goldenen Sonne im Giebel sollte zeigen, welche Mittel es barg. Die verschiedensten Handwerker hatten es von außen und von innen herausgeputzt; die große Warenhalle war ausgeräumt worden, um die Hochzeitstafel darin aufzuschlagen, und Kränze und Fahnen schmückten das Haus vom Sockel bis zum Giebel. Alle Gildenmeister und die ganze Gilde der Gewandschneider waren zum Hochzeitszuge gebeten und zur Tafel eine große Anzahl von Gästen geladen.

Gegen Mittag sammelten sich diese allmählich im Hause. Rothmann verband das Paar mit dem Bibelspruche: Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde! und die Gäste brachten ihre Glückwünsche dar. Inzwischen nahm die Gilde Aufstellung vor dem Hause, und eine schaulustige Menge füllte den Markt. Die Gäste erschienen und reihten sich dem Zuge ein, Braut-

vater und Brautmutter folgten, und dann erschienen die Neuvermählten, bei deren Anblick die Menge in laute Hochrufe ausbrach, während vom Rathause her die dort aufgestellten Geschütze donnerten. Die Braut trug ein Kleid von weißer Seide, der Bräutigam ein dunkelrotes samtnes Gewand. Trommler und Pfeifer an der Spitze, setzte sich der Zug in Bewegung, dessen Schluß die Meister aller Gilden bildeten. Er nahm seinen Weg den Markt hinab zum Rathause, bog durch das Michelstor zum Domplatz, ging durch das Kirchspiel Überwasser und kam endlich vom Kornmarkt her wieder zum Hause zurück. Die Gilde und die Gildemeister erhielten freie Zeche auf dem Schauhause für den ganzen Tag; vor seinem Hause ließ Knipperdolling mächtige Fässer Münsterschen Bieres aufstellen für das Volk, und von Zeit zu Zeit flog ein Regen kleiner Münzen vom Giebel herab unter die jubelnde Menge, die nicht müde ward, den neuen Bürgermeister zu preisen.

Die Hochzeitshalle war festlich geschmückt. Die Wände waren mit buntfarbigen Teppichen behangen, der Boden mit schweren dunklen Stoffen belegt, von der Decke schwebten zarte rosenfarbige und weiße Gewebe. Die Tafel prangte im feinsten Linnen unter den blinkenden Tellern und Schüsseln; feine venetianische Gläser wechselten mit köstlichen Metallbechern, um den Inhalt der Krüge und Flaschen aufzunehmen, die mit edlem Weine gefüllt waren.

Den Ehrensitz an der Tafel hatte das Brautpaar. Anna strahlte vor Glück. Ihre Wangen waren gerötet, ihre braunen Augen blitzten vor Lebenslust, und die schwellenden Lippen öffneten sich zu heiterm Lächeln, so oft der Bräutigam an ihrer Seite sich zu ihr herabneigte und ihr ein Liebeswort ins Ohr flüsterte. Er schien nur

für das glückliche Wesen an seiner Seite Auge und Ohr zu haben, doch entging seinem scharfen Blicke keiner der Gäste. Neben ihm saß die Mutter, aufgeputzt wie eine friesländische Kirmeß, heiter und zufrieden. Sie war eine derbe, vierschrötige Figur von gewichtigem Umfange, der die geistige Beschränktheit auf der Stirne stand. Mit ihrer selbstbewußten Ruhe bildete sie einen merkwürdigen Gegensatz zu dem lebhaften Gatten, der mit gewinnenden Formen und anregenden Bemerkungen seine Gäste in fröhliche Stimmung zu versetzen suchte. Auch Rothmann und sein Weib waren an der Tafel. Die Rothmännin saß neben dem Hausherrn und wußte seine neckischen Schmeicheleien mit vieler Anmut entgegenzunehmen. In jedem unbewachten Augenblicke aber flog ihr Auge zu Johann von Leyden hinüber, in dessen Zügen sie studierte, ob die einfältige Gans, wie sie Anna bei sich nannte, ihn wirklich befriedigen könne. Und da war noch ein anderes Augenpaar, das häufig hinüberblitzte zu dem Bräutigam. Es gehörte einem leicht gebräunten, edel geformten Gesichte, das von einer Fülle blauschwarzen, lockigen Haares umschattet war. Es war Divara, die Gemahlin Matthyssens, des Propheten. Er erschien ihr gegenüber wie eine knorrige Eiche mit grober Borke. Sein Gesicht war in tiefe Falten gelegt, die buschigen Brauen verhüllten fast das stechende, brütende Auge, welches für das schöne, feurige Weib an seiner Seite keinen Blick hatte und den irdischen Dingen abgewendet schien. Seltsame Dinge erzählte man sich über das Weib. Sie sollte wandernden Zigeunern entflohen und von Matthyssen aufgefunden worden sein; andere hielten sie für ein dämonisches Wesen, dessen Blick zauberische Gewalt besaß. Jedenfalls lag in ihrem nachtdunklen Auge ein Zauber; das fühlte der junge Mann ihr

gegenüber, der Student Heinrich Graes, so oft sie ihn nur anblickte. Dann vergaß er seine liebliche Nachbarin Hilla und antwortete verworrenes Zeug auf ihre Fragen. Divara erkannte rasch, welchen Reiz sie auf ihn ausübte, und gefiel sich darin, Hilla zur Eifersucht aufzustacheln.

Auch Eva war bei Tische; dem Gebote des Oheims, an der Hochzeit teilzunehmen, hatte sie ein starres Nein entgegengesetzt, aber auf die Bitten Annas und der Tante war sie doch beim Mahle erschienen. Sie saß neben einem jungen Manne von vornehmem Wesen, einem Lübecker Kaufmann, der in Handelsgeschäften in Münster war, und mit dessen Vater Knipperdolling seit Jahren in freundlichen Beziehungen stand. Ihm gefiel die ernste, stille Tischnachbarin, er plauderte in leichtem weltmännischem Tone mit ihr, erzählte von seiner Vaterstadt, von seinen Reisen, von fremden Ländern und Bräuchen, und es gelang ihm, allmählich Eva aufzuheitern und die Wolken von ihrer Stirne zu verscheuchen. Das aber bemerkte Dusentschur, der auch geladen war, mit Mißfallen. Er hatte bei seinem Besuche im Hause Knipperdollings Eva wiederholt gesehen und Gefallen an ihr gefunden und hielt es nicht für ausgeschlossen, daß er für seine Verdienste um die Bestrebungen der Wiedertäufer das Mündel des reichen Kaufmannes erlangen könnte.

Geschäftige Diener füllten die Becher von neuem mit feurigem Weine, da erhob sich Rothmann.

„Geliebte Schwestern und Brüder,“ sprach er, „lasset uns danken dem Herrn, der seine Huld ausgegossen über diese Stadt und sie erhoben zu einer Stätte des Friedens und des Segens, wo er aufrichten wird das Scepter seiner Macht. Seine Boten sind gekommen, uns des Vaters Willen zu künden, und dieses Haus hat seine

Pforten gastlich geöffnet, sie zu empfangen. Auf seinen Zinnen thront die Gnade des Himmels. Ein Bündnis hat er heute geknüpft, daraus Segen entsprießen wird für das heilige Zion; hergeführt aus fremden Landen hat er den mit seinem Geist gesalbten Jüngling, ihn zu vermählen mit der lieblichen Tochter unseres streitbaren Helden und Schützers. Erhebet die Becher und leeret sie auf das Glück des schönen Paares. Möge es Kinder und Kindeskinder sehen bis ins siebte Geschlecht."

Rauschender Beifall folgte den Worten, und die Becher klangen fröhlich zusammen. Stolz schweifte Johanns Blick durch die Halle, die Braut aber sah errötend vor sich nieder. Knipperdolling drückte Rothmann zum Danke die Hand, Divaras blitzendes Auge suchte den Bräutigam, Heinrich schaute auf sie selbst. Nur Matthyssen saß wie weltentrückt vor seinem Becher.

Das Mahl ging zu Ende. Auf einen Wink des Hausherrn traten Musikanten in den Saal, bestiegen einen für sie hergerichteten Sitz und spielten mit Flöten, Pfeifen und Geigen zum Tanze auf. Das Brautpaar eröffnete den Reigen, ihm schlossen sich die übrigen Paare an. Einer der Musikanten sang ein Tanzlied, dessen Kehrreim von den Tanzenden mit lautem Juchhei wiederholt wurde. Mit spöttischem Lächeln hatte Divaras Auge den Gatten gestreift, als das Spiel begann, dann war sie Krechtings Einladung gefolgt, der sie mit einer artigen Verbeugung zum Reigen bat.

„Der Herr Gemahl scheint für des Lebens heitere Seiten kein Verständnis zu haben," sagte Krechting, „er hat wohl selten im Reigen mit Euch gestanden."

„Noch nie," antwortete Divara lachend, „es würde ihm auch nicht sogut anstehen wie Euch, Herr Pastor."

„Nun, mit einer so schönen Frau am Arme dünkt

mich der Tanz nicht gerade eine Buße," erwiderte dieser. „Schade, wär' ich Papst, ich würde Euch scheiden von dem Griesgram und Euch selber nehmen."

„Seid Ihr so sicher, daß ich Euch möchte?" entgegnete das Weib schalkhaft. Dabei flog ihr Auge hinüber zu Johann von Leyden, und es funkelte eigentümlich, als sie sah, mit welcher Zärtlichkeit er seine junge Frau im Reigen führte.

Die Paare lösten sich, die Braut kam an Rothmanns Seite, Knipperdolling trat zu dessen Frau und bot ihr mit artigem Lächeln die Hand, Johann von Leyden aber schritt zu Divara. Stolz zuckte es auf in ihren Augen, als sie ihn nahen sah, aber nur einen Augenblick und ihre Züge trugen den Ausdruck kalter Gleichgiltigkeit.

Er nahm ihre Rechte und drückte sie warm, doch sie erwiderte den stummen Gruß nicht.

„Hab' ich dich beleidigt Divara?" sprach er leise. „Ich möchte dich froh sehen."

„Wie kann ich froh sein?" erwiderte sie bitter.

„Du bist die schönste aller Frauen hier."

„Warum preisest du mich? Meine Schönheit ist mir zur Qual. Ich lechze nach der Sonne und bin gebannt in die Nacht."

„Auch für dich wird's Morgen, hoffe und harre nur!"

„Die Nacht wird mir zu lang."

„Welch ein herrliches Paar!" flüsterte der Student Hilla zu, indem er auf Johann und Divara deutete. „Wie eine Königin schreitet das reizende Weib am Arme des schönen Mannes einher."

„Das Weib des Propheten gefällt dir wohl besser als ich," entgegnete Hilla und sah ihn vorwurfsvoll an.

„Wie kannst du nur so denken?“ erwiderte Heinrich erschrocken, „der Gedanke an sie wäre Sünde.“

„Das Verbotene reizt uns, was wir leicht erhalten, erscheint uns weniger wert.“

„Du bist weise wie ein Philosoph und machst deine Worte wahr an mir. Um die kleinste Gunst muß ich ringen bei dir.

„Weil ich dich liebe.“

„Die Liebe gibt, du aber kargst.“

„Ich gab dir mehr, als du besessen. Ich habe dir die Augen geöffnet für das Leben und dich gelehrt, dich selbst zu begreifen.“

„Du hast eine Lücke in mein Herz gerissen, warum willst du sie nicht ausfüllen?“

„Geduld, meine Stunde ist noch nicht gekommen,“ erwiderte Hilla ernst, „mein Herz gehört dir.“ Und sie drückte ihm warm die Hand.

Da schaute Heinrich in ihre blauen Augen, und es durchschauerte ihn wie die Hoffnung eines großen Glückes.

„Wie gefällt es Euch bei mir?“ fragte Knipperdolling, als der Tanz ruhte und die Becher wieder kreisten, van Elsloh, den Lübecker Kaufmann.

„Sehr gut,“ antwortete dieser und neigte sich vor dem Gastgeber. „Ich danke Euch, daß Ihr mir vergönntet, an diesem frohen Feste teilzunehmen. Ist Euer Mündel Eva eines Bruders Tochter?“

„Nein, einer Schwester; die Eltern sind beide tot.“

„Sie ist ein treffliches Mädchen, ich wünschte mir eine solche Frau.“

„Darüber ließ sich reden; sie hat eine schöne Mitgift.“

„Wie, ich dürfte im Ernste bei Euch“ . . . .

„Warum nicht? Doch davon später!“

Die beiden hatten nicht bemerkt, daß Dusentschur, der hinter ihnen an einer Säule lehnte, alles deutlich gehört hatte.

Er warf einen giftigen Blick auf Knipperdolling, behielt aber den Lübecker fortan im Auge.

Eva war von Rothmanns Frau in ein Gespräch gezogen worden, und van Elsloh setzte sich an die Tafel. Mit scheinbarer Aufmerksamkeit betrachtete er einen kunstreich gearbeiteten silbernen Becher.

„Ein schönes Stück, nicht wahr?“ bemerkte Dusentschur und ließ sich ihm gegenüber nieder.

„In der Tat,“ entgegnete dieser zerstreut, „ist es Münstersche Arbeit?“

„Allerdings; es ist aus der Werkstatt Herdings, des Bräutigams des jungen Mädchens dort.“ Und er deutete leicht auf Eva.

Der Kaufmann folgte dem Winke, und Dusentschur bemerkte mit Vergnügen, wie er stutzte.

„Des Mündels unseres Wirtes?“ fragte er leise. „Ich hörte noch nicht, daß sie verlobt sei.“

„Es ist stadtbekannt.“

„Warum ist ihr Verlobter denn nicht anwesend?“

„Er paßt dem Oheim nicht, er ist ein Papist.“

„Aber das Mädchen!“ fragte van Elsloh rasch.

„Soll eigensinnig an ihm festhalten. Nun, sie tät vielleicht auch klug daran, ein anderer Freier fände sich so rasch nicht mehr.“

„Wie meint Ihr das?“

Dusentschur zuckte die Schultern. „Man kann nicht alles glauben, was die Leute sagen.“

„Sie scheint ein braves Mädchen zu sein.“

„Das ist sie auch. Aber ihr Vater . . . . .“

„Ist doch längst gestorben, denke ich.“

„Das ist ein Irrtum; er wurde vor wenig Tagen in einer verrufenen Schenke erstochen."

Der Kaufmann erblaßte. „Was sagt Ihr? Erstochen?" —

„Ja, aber was geht's mich an!"

Damit erhob er sich, er hatte seinen Zweck erreicht.

Van Elsloh war unruhig und zweifelnd geworden; es verstimmte ihn, daß Knipperdolling ihn hintergehen könnte. Er beschloß, aus Evas Munde selbst die Wahrheit zu hören.

Als der Tanz wieder begann, und Rothmanns Frau zum Reigen geführt wurde, trat er rasch an Evas Seite.

„Möchtet Ihr mit nicht die Ehre eines Tanzes gönnen, Jungfer Eva?" sprach er mit einer artigen Verbeugung.

„Ich wäre dankbar," erwiderte diese, „wenn Ihr von einem solchen Wunsche abstehen wolltet."

„Ihr seid so ernst gestimmt in dieser frohen Gesellschaft, darf ich wissen, was Euch drückt?"

Eva schüttelte den Kopf. „Es gibt Leid, das man am besten allein trägt."

„Ich würde mich glücklich schätzen, der Vertraute Eures Schmerzes sein zu dürfen."

Bei dem warmen Tone seiner Worte blickte Eva erstaunt auf und sah ihm voll ins Gesicht. Der junge Mann errötete und flüsterte: „Verzeiht, ich möchte nicht zudringlich erscheinen. Andere mögen besseres Anrecht auf Euer Vertrauen haben."

„Ich danke Euch für Eure Teilnahme, aber ich bin verlobt," entgegnete Eva ruhig.

„Ich wußte es nicht, Euer Oheim gab mir Hoffnung."

„So, tat er das?" erwiderte das Mädchen, und der

Unwille blitzte auf in ihrem dunklen Auge. „Es war unrecht von ihm.“

Van Elsloh murmelte eine Entschuldigung und zog sich zurück.

Bald danach näherte sich ihm Knipperdolling, der die kleine Szene beobachtet hatte, und der Lübecker sagte: „Euer Mündel ist ja verlobt!“

„Wer sagte Euch das?“ fuhr jener auf.

„Sie selbst.“

„Was seid ihr auch so ungestüm und ungeschickt?“ zürnte Knipperdolling, „ich hätte Euch die Wege schon geebnet.“

„Ich ehre fremde Rechte und verzichte auf eine Hand, die das Herz nicht gibt.“

Knipperdolling brummte etwas Unverständliches und wandte sich der Gesellschaft zu, doch streifte ein zorniger Blick sein Mündel.

— — — — — — — — — — — — — — —

Während im Hause Knipperdollings froher Jubel herrschte, schritt über die Schwelle Herdings der Engel des Todes. Er trat an das Lager der kranken Frau, und sie fühlte den kalten Hauch, der von seinen Flügeln wehte.

„Ludger,“ sprach sie leise zu dem Sohne, der vor ihrem Bette saß, „reiche mir deine Hand.“

Er ergriff ihre Rechte, sie war kalt, das Leben schien bereits daraus entflohen.

„Ist Eva noch nicht gekommen?“

„Nein, Mutter; ich habe nach ihr geschickt, aber ein Hochzeitsfest hat wohl mehr Reiz für sie.“

„Sprich nicht so,“ flüsterte die Sterbende, „wer weiß, was sie abhält, du kennst ja ihren Oheim.“

Ludger schwieg. Er hatte schon vor mehr als einer Stunde Eva sagen lassen, die Mutter wünsche sie noch

einmal zu sehen, es gehe zu Ende mit ihr, aber die Botschaft war nicht an sie gekommen. Knipperdolling hatte es verhindert.

„Sage ihr, sie sei mein letzter Gedanke gewesen, ihr und dein Glück mein letzter Wunsch. Haltet treu zusammen, was auch kommen mag. Die Liebe überwindet alles.“

Von Schwäche übermannt, schloß sie die Augen, kalter Schweiß perlte auf der weißen Stirne. Ludger sank in die Kniee, und seine Augen füllten sich mit Tränen.

„O Mutter,“ klagte er leise, „bleibe bei mir, verlaß mich nicht!“

Die Sterbende schüttelte kaum merklich das Haupt.

„Bete für mich, Kind,“ hauchte sie, „meine Stunde naht.“

Diese Worte wühlten Schmerz und Zorn in der Brust des Mannes auf. Er hatte am Lager des Vaters gekniet, als der Prior des Fraterhauses die scheidende Seele mit seinem Gebete begleitete und sie erquickte mit der Hoffnung auf ein besseres Jenseits, und seine Mutter mußte dieses Trostes entbehren; kein Priester stand an ihrem Todesbette. Und daran war niemand schuld als Knipperdolling, sagte er sich.

Mit Gewalt kämpfte er den Grimm in seinem Herzen nieder, um der Mutter Wunsch zu erfüllen.

Nach einer Weile öffnete diese die Augen und blickte lächelnd zu ihm herüber.

„Lebe wohl, mein Sohn,“ flüsterte sie, „vergiß deine Mutter nicht. Grüße . . Eva . . . Ludger . . . ich . . komme . . . .“ Ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust, ein letztes Wort erstarb auf den halbgeöffneten Lippen, sie hatte ausgelitten.

Mit einem leisen Aufschrei sprang Ludger empor, warf sich über die Leiche der Mutter und bedeckte ihr Gesicht mit heißen Küssen.

Dann erhob er sich und betrachtete mit überquellenden Augen die Entschlafene. Friedlich lag sie da; ihre Züge waren von einem freundlichen Lächeln verklärt, der Engel des Todes hatte den Geist mit sanfter Hand aus den irdischen Banden gelöst.

Am Morgen des nächsten Tages stand Ludger im Wohnzimmer seines Hauses und blickte ernst in den trüben Morgen.

Da ward die Türe hastig geöffnet, Eva trat ein.

Ludger wandte sich um und sah sie mit einem Blicke an, der ihr das Blut in die Wangen trieb.

„Ist es wahr, Ludger, ist die Mutter gestorben?" fragte sie mit stockendem Atem.

„Ja, Eva, gestern abend."

„Warum ließest du es mich nicht wissen?"

„Ich tat es, doch wartete ich vergebens auf dich," erwiderte er kühl.

„Man hat es mir verschwiegen," antwortete Eva mit bebender Stimme, und ihr Auge wurde feucht. „O, hätte ich es geahnt!"

Der junge Mann, der geglaubt, ihr einen Vorwurf machen zu dürfen, wurde weicher gestimmt.

„Sie hat nach dir verlangt, Eva, ihr letzter Gruß galt dir."

Eva weinte. „Darf ich sie sehen, Ludger?"

Stumm geleitete er das Mädchen an das Lager der Mutter. Sie lag bereits aufgebahrt da, das weiße Totenkleid umhüllte die erstarrten Glieder, und ein falbes Licht knisterte zu ihren Häupten.

Eva warf sich vor dem Bette nieder und schluchzte.

Ludger stand schweigend neben ihr.

Nach einer Weile erhob sich das Mädchen.

„O Ludger, was ist doch das Leben!“ murmelte sie. „Eine kurze Spanne Zeit, ein Traum von Glück, und nichts als Leid und Gram. Warum steht das Grab nicht gleich an der Pforte des Lebens?“

„Meine Mutter war glücklich im Leben,“ erwiderte Ludger leise, „ihr Sterben war ein Schritt in die unwandelbare Freude.“

„Ich möchte an ihrer Stelle sein.“

„Sie hat das Leben dankbar genossen, wie es ihr beschieden wurde, darum konnte sie sterben, wie sie gestorben ist.“

Eva fühlte den Vorwurf, der aus seinen Worten klang.

„Verzeihe, Ludger,“ sprach sie, „meine Seele ist zerrissen von Gram. Aber die Tote lehrt mich leben.“

Zwei Tage später wurde Frau Herding im Erbbegräbnis der Familie auf dem Lambertikirchhof bestattet. Freunde und Nachbarn gaben ihr mit dem trauernden Sohne das letzte Geleite, aber kein Priester weihte die Schollen, welche den Sarg deckten.

11.

Inzwischen schickte der Fürstbischof, der die Vorgänge in Münster mit steigendem Mißmute verfolgt hatte, sich an, die aufrührerische Stadt in seine Gewalt zu bringen. Das Treiben der Wiedertäufer dort hatte bereits Aufsehen im Reiche erregt, und dem Bischofe wurde von vielen Reichsfürsten und Herren Unterstützung angeboten. Den Führern der Bewegung in der Stadt blieben die Vorbereitungen nicht unbekannt, welche gegen sie getroffen wurden, aber sie ließen sich keineswegs dadurch

einschüchtern. Um den Gegnern jeden Stützpunkt außerhalb der Feste zu nehmen, suchten sie die Umgebung zu verwüsten. Am Tage nach der Hochzeit Annas mit Johann von Leyden zogen 500 wohlbewaffnete Männer unter der Führung Knipperdollings und Matthyssens aus nach dem etwa einen Büchsenschuß von der Stadt gegen Osten liegenden Stifte St. Mauritz, plünderten die Wohnungen der in größter Eile entflohenen Stiftsherren, wie auch die Kirche und steckten schließlich die Gebäude in Brand. Alle Zäune, Hecken und Bäume, Häuser und Windmühlen im Weichbilde der Stadt wurden niedergelegt, so daß die nächste Umgebung einer Einöde glich.

Der Fürstbischof ergrimmte über die Zerstörung des Stiftes, die er nicht hatte verhindern können, und betrieb seine Vorbereitungen um so eifriger. Jedoch wollte er noch einen letzten Versuch machen, ob nicht die Stadt ohne Schwertstreich zu gewinnen sei. Beim Rate konnte er nichts erreichen, darüber war er nicht im Zweifel, doch sagte er sich, es müßten noch so viele Bessergesinnte innerhalb der Mauern sein, daß bei einer Vereinigung derselben die Tyrannei der Demagogen gebrochen werden könne. Er sandte deshalb den unerschrockenen Dominikaner-Prior Doktor Mumpert nach Münster mit dem Auftrage, eine Einigung aller noch nicht von dem Geiste der Wiedertäufer angesteckten Katholiken und Protestanten zu versuchen.

Es war an dem Morgen, wo Ludgers Mutter begraben wurde, und die Leidtragenden eben den Friedhof verließen, als vom Dome her die Glocken dumpf ertönten. Seit Monaten hatten sie ihren ehernen Mund nicht mehr geöffnet, um so mehr mußte es auffallen, daß sie geläutet wurden. Man stürzte aus den Häusern, die Straßen belebten sich, Männer und Weiber eilten

zum Dome. Auch Ludger konnte sich nicht enthalten, die Ursache des Geläutes zu erforschen, und begab sich ebenfalls dorthin.

Schon füllte eine zahlreiche Menge die weiten Hallen des wüsten Gotteshauses, und noch immer strömten Scharen Neugieriger nach. Man fragte, man blickte sich um, niemand wußte, wozu die Glocken gerufen, auch war es nur zu bekannt, daß von der Domgeistlichkeit keiner mehr in der Stadt war.

Während jedoch die Menge umherwogte und lärmte, tauchte plötzlich auf den Stufen vor dem verwüsteten Hauptaltar eine hohe, ehrfurchtgebietende Gestalt auf. Es war der Doktor Mumpert. Sofort wandte sich alles dem Chore zu, und man drängte und schob, um möglichst in die Nähe zu kommen. Ruhig ließ der Prior das scharfe dunkle Auge über die Scharen schweifen, blieb aber schweigend stehen. Der laute Lärm ging allmählich in ein vielstimmiges Summen über, zuletzt aber trat Ruhe ein, als der Mönch stumm und starr wie eine Bildsäule auf seinem Platze verharrte.

Und nun öffnete er die Lippen, und wie rollender Donner klang es durch die Hallen: „Das Ende kommt, es kommt das Ende! Es wacht auf wider dich, siehe, es kommt!“

Er schwieg, und tiefe Stille lagerte sich über die Menge. Und der Prediger streckte seine Hand aus gegen den Altar und rief: „Den Greuel der Verwüstung habt ihr aufgerichtet am heiligen Orte, entweihet das Haus unseres Gottes. Was eure Väter verehrten, ist euch zum Spotte geworden, das Gebet der Mutter ein Hohn auf euren Lippen. Eure Ehre habt ihr in den Staub geworfen und euren Stolz in die Asche. Friedlos sind eure Gräber geworden, eure Toten ein Schimpf des

Pöbels. Jetzt ist's nahe, spricht der Herr, daß ich meinen Zorn über euch ausschütte und meinen Grimm auslasse an euch. Lasset ab von eurer Torheit, kehret um von euren schlechten Wegen! Noch ist es Zeit, noch steht euch offen die Pforte der Huld, noch ist nicht erschöpft die Langmut des Herrn. Aber er kommt, siehe, der Tag kommt, die Vernichtung bricht hervor wie ein Bergstrom, und seine Wellen werden euch ersäufen. Blaset in die Posaune, alles rüste sich! Aber keiner zieht in den Streit. Draußen das Schwert, innen Pest und Hunger; wer auf dem Felde ist, den frißt das Eisen, wer in der Stadt ist, wird verzehrt durch den Hunger. Darum weil ihr Torheit gesäet und Lügen geglaubt habt. Falsche Propheten sind aufgestanden und reden: Der Herr spricht! und der Herr hat nicht gesprochen mit diesen Buben des Teufels. Darum komme ich über euch, spricht Gott der Herr."

„Nein, wir kommen über dich, du Sohn Beelzebubs!" erscholl plötzlich eine zornschnaubende Stimme, und im nächsten Augenblicke brach Matthyssen, der Prophet, mit Knipperdolling, Krechting, Dusentschur und einer Rotte bewaffneter Männer durch das Volk. Wie ein wütender Stier stürzte Matthyssen auf den Prior los und stellte sich mit geballten Fäusten und funkelnden Augen ihm gegenüber.

„Du Sohn Baals, du Erstgeburt des Satans," knirschte der Haarlemer Bäcker, „du wagst es, die Heiligen des Herrn zu lästern!"

Und er gab ihm einen so heftigen Stoß, daß der Mönch die steinernen Stufen hinabstürzte. Sofort fielen Knipperdolling und seine Genossen gleich wilden Tieren über ihn her, schleppten ihn vom Chore und schlugen auf ihn ein.

Kaum sah Ludger dies, als er zornig rief: „Pfui der Schande, einen Wehrlosen also zu überfallen! Ihr Männer von Münster, schämt ihr euch nicht, daß solch ein Schauspiel vor euren Augen geschehen darf? Wer noch einen Funken von Ehre in seiner Brust hat, der folge mir!"

Damit bahnte er sich einen Weg durch die Menge zu den wüsten Gesellen und suchte den Prior ihren Händen zu entreißen. Zwei andere beherzte Männer folgten ihm, aber nun fielen die Schläge hageldicht auf die drei. Die Weiber kreischten und flohen aus der Kirche, indes einige Männer Ludger und seine Helfer der Wut ihrer Gegner zu entreißen suchten, was ihnen auch gelang. Um so grimmiger warfen sich diese jetzt wieder auf ihr Opfer, das blutend und stöhnend am Boden lag. Matthyssen trat vor Zorn schäumend den unglücklichen Geistlichen mit Füßen und schrie: „Hinaus mit dir, du Gesandter des Antichrists, hinaus, du Belialsbrut!" Und sie stießen und zerrten den Mönch aus dem Dome und schleuderten ihn in eine Ecke, wo er bewußtlos liegen blieb.

Erschreckt verließ das Volk den Dom eilends und zerstreute sich in die Straßen und Gassen, während der Prophet mit den Seinen in denselben zurückkehrte. Plötzlich fiel Matthyssen inmitten der Kirche wie vom Schlage getroffen zu Boden und blieb unbeweglich liegen. Erstaunt und besorgt umstanden ihn seine Begleiter, doch erhob sich der Prophet bald wieder, blickte wie verstört in die Runde, erhob seine Rechte und sprach: „Der Herr hat Barmherzigkeit geübt an seinen Knechten, sein Name sei gepriesen. Bruder Knipperdolling, entbiete den Rat der Stadt auf die dritte Stunde des Nachmittags, so will ich künden, was der Vater mir geoffenbart hat."

Dieser versprach sofort, den Willen des Propheten

zu erfüllen, fragte dann aber, was mit dem mißhandelten Mönche geschehen solle. Schweigend schritt Matthyssen auf die Frage aus dem Dome und begab sich zu der Stelle, wo sie ihr Opfer verlassen. Er stieß den blutüberströmten, über und über besudelten Prior mit dem Fuß und schrie: „Steh' auf, du Sohn Esaus, und hebe dich weg aus dem Zelte Jakobs!"

Doch dieser rührte sich nicht.

Knipperdolling beugte sich über ihn und wandte den Körper, und sie blickten in gebrochene Augen, in ein vom Tode entstelltes Gesicht. Der Dominikaner hatte seine Kühnheit mit dem Leben bezahlt.

„Der Herr hat ihn ausgetilgt aus seiner Gemeinde," sprach Matthyssen feierlich, „möge es allen Feinden der Heiligen also ergehen."

Sie beratschlagten nun, was mit dem Leichnam zu tun sei, und kamen überein, ihn auf ein Roß zu binden und dieses aus der Stadt zu jagen. So werde der Bischof das Schicksal seines Sendboten mit eigenen Augen sehen können.

Dusentschur wurde als Wache zurückgelassen, und die übrigen entfernten sich.

Während Dusentschur vor der Leiche auf und nieder schritt, bog ein altes Weib um die Ecke und näherte sich ihm. Ohne ein Wort zu sprechen, trat sie zu dem Ermordeten, betrachtete ihn eine Weile und brach dann in ein wüstes Lachen aus.

„Hi, hi, hi," sagte sie, „da liegst du nun, du Pfaff, der die alte Trine ausgestoßen und verdammt hat, weil sie klüger ist als die Geschorenen. Hi, hi, hi, sei verflucht in alle Ewigkeit!"

Dusentschur kannte das Weib. Es wohnte in der Nähe des Buddenturmes, wo es nach der Meinung der

Münsteraner spukte. Die Alte galt für ein wissendes, zauberkundiges Weib und wurde besonders in Liebeshändeln um Rat und Beistand angegangen. Dusentschur kam sie gerade gelegen.

„Freut mich, Euch zu sehen, gute Trine," sagte er mit freundlichem Grinsen, „wie geht es Euch?"

Die Alte wandte sich zu ihm und maß ihn mit ihren bösen grauen Augen vom Kopf bis zu den Füßen.

„Soll ich dir ein Schätzchen ködern, du Hinkebein?" sagte sie spöttisch. „Wirst wohl wenig Glück bei den Weibern haben."

Dusentschur verbiß den Zorn, den diese Anspielung auf sein Gebrechen in ihm erregte, er wollte das Weib für sich stimmen. „Wie klug Ihr doch seid," erwiderte er möglichst artig, „wahrhaftig, Ihr habt es geraten. Ein paar Dukaten wären dabei zu verdienen."

Die Alte, eine geizige Vettel, besah ihn wieder von oben bis unten. „Du siehst nicht aus, als ob du Dukaten zu vergeben hättest, Männchen," sagte sie.

Dusentschur griff in die Tasche und zog eine Handvoll Geldstücke heraus. „Fehlgeschossen!" sagte er stolz, „da seht!"

Gierig betrachtete das Weib die blitzenden Stücke.

„Was soll ich für Euch tun?"

„Ich liebe ein Mädchen," erwiderte der Geselle leise, „aber sie ist mir nicht hold und mit einem andern versprochen. Dem will ich sie abwendig machen."

„Wie heißt das Täubchen, Bursche?"

„Es ist Knipperdollings Mündel, Eva."

„Hi, hi," lachte die Alte, „die schöne Eva! Hast keinen schlechten Geschmack, Männchen. Weiß schon, wer dir im Wege steht."

„Habt Ihr keinen Zauber für mich, Mütterchen?"

„Komm' heute abend zu mir, ich will's versuchen. Aber es ist schwer, und wenn du ein Gieregard bist, gibt's nichts." Damit humpelte sie weg an ihrem Stocke.

Nicht lange danach erschienen Knipperdolling und Matthyssen mit zwei Knechten und einem ungezäumten Gaule. Die Leiche des Priors wurde auf das Pferd gehoben und festgebunden, und die Knechte führten das Tier vor das Mauritztor. Dort gaben sie dem Gaule ein paar kräftige Peitschenhiebe, so daß er erschreckt in wildem Galopp mit seiner grausen Last die Straße einherjagte. Bischöfliche Söldner fingen das Pferd auf und brachten es nach Telgte zum Bischof. Dieser betrauerte das gräßliche Schicksal des Priors aufrichtig, aber zugleich loderte sein Grimm gegen die Gewalthaber in Münster zu hellen Flammen auf, und er schwor, alles daran zu setzen, um die Stadt wieder in seine Gewalt zu bekommen.

Wie Matthyssen verlangt hatte, ward am Nachmittage eine Sitzung des Rates abgehalten. Erwartungsvoll saßen die Ratsmannen auf ihren Sitzen, da trat der finstere Holländer an der Seite Knipperdollings in den Saal. Sein stechendes Auge musterte die Versammelten, als wolle er schon im voraus auf ihren Gesichtern lesen, wie seine Offenbarungen aufgenommen werden würden.

Auf Ersuchen des Bürgermeisters Knipperdolling nahm er das Wort und sprach:

„Erlauchter Rat der herrlichen und heiligen Stadt Münster! Der Geist des Herrn, der meine Füße lenkte zu dieser Stadt, hat mir geboten, darin aufzurichten den Thron des Friedensfürsten, der begründen wird das tausendjährige Reich. Schon ist sein Wort lebendig geworden im Munde seiner Diener, schon folgen Tausende dem Rufe, der an sie ergeht, sich zu erheben zu Hütern

und Wächtern des neuen Zion und dem Ansturm der Gottlosen zu widerstehen. Aber noch sind in diesen Mauern viele, die verstockten Herzens ihre Ohren dem Worte des Herrn verschließen, die seine Diener verachten und das Zeichen der Auserwählung nicht an ihrer Stirne tragen. Wie aber wird das Reich bestehen, das in sich selbst uneins ist? Es wird verwüstet werden, und ein Haus wird über das andere fallen. Darum, so spricht der Herr, lasset uns die Wurfschaufel erheben und die Tenne reinigen, lasset uns sondern den Weizen von der Spreu und sie vertilgen, lasset uns ausrotten die Gottlosen aus unserer Mitte mit der Schärfe des Schwertes, auf daß ein Hirt und eine Herde sei. So werden wir stark sein in dem, der uns verheißen ist, und widerstehen aller Bosheit unserer Feinde. Entscheidet euch, ihr entscheidet über euer eigenes Heil!"

Er schwieg und ließ sein düsteres Auge langsam über die Reihen der Ratsmannen gehen.

Ein Gemurmel ging durch den Saal, diese Forderung erschien selbst den verwegensten Aufrührern zu schrecklich, doch wagte niemand offene Widerrede.

Da erhob sich Knipperdolling und sagte:

„Wahr hat der große Prophet gesprochen, die Zwietracht im Schoße unserer eigenen Stadt gebiert Verderben. Sie wird die Bundesgenossin unserer Feinde, und ihre Bosheit wird über uns stark werden. Aber darum wollen wir unsere Hände nicht beflecken mit dem Blute unserer Mitbürger, und nicht das Schwert richten lassen zwischen ihnen und uns. Eine solche Tat würde uns tausendmal mehr Feinde im Reiche wecken, als wir hier zu bekämpfen haben, und die Mauern unserer stolzen Feste erschüttern. Wohl sind noch viele Bürger nicht getauft mit der wahren Taufe, aber sie sind mehr lässig denn bösen Willens,

und man soll ihnen das Tor der Gnade nicht verschließen mit blutiger Hand. Darum geht mein Rat dahin: An alle Männer der Stadt, welche die Taufe des neuen Bundes noch nicht empfangen haben, soll die Forderung ergehen, das Wasser des Heiles über sich ausgießen zu lassen. Die aber, welche hartnäckig der Gnade widerstreben, sollen ausgestoßen werden aus unserer Gemeinschaft und die Stadt verlassen, und ihre Habe soll ihnen genommen werden. So werden wir uns reinigen von der Hefe der Gottlosen und in der Einheit des Glaubens Stärke gewinnen."

Lauter Beifall folgte der Rede des Bürgermeisters; nur Matthyssen verharrte schweigend und finster in der Mitte des Saales. Nach einer Weile sank er in die Kniee und beugte das Haupt wie zum Gebet. Dann erhob er sich und sprach: „Angenommen hat der Vater die Worte meines Bruders, und seine Langmut hat das Schwert der Gerechtigkeit wieder in die Scheide gesteckt. Aber nun säumet auch nicht, auf daß nicht der Zorn des Herrn gegen euch entbrenne!"

Noch am gleichen Nachmittage wurde durch die Diener des Rates in allen Straßen und Gassen der Befehl verkündigt, daß ein jeder sich taufen lassen solle am nächsten Morgen bei Strafe der Verweisung aus der Stadt und dem Verluste seiner Habe.

Der Befehl erregte große Aufregung bei allen Altgläubigen, doch waren viele geneigt, denselben nur als eine Drohung anzusehen, um die Gegner der Wiedertäufer einzuschüchtern. Auch Ludger hörte die Verkündigung der Botschaft zuerst mit ungläubigem Lächeln an, dann aber ging er zähneknirschend in seine Werkstatt; er hatte ja eben heute erfahren, welcher Schändlichkeiten dieser Matthyssen und seine Helfershelfer fähig waren.

Gegen Abend saß er, den Kopf in die Hand gestützt, das Herz voll bitterer Empfindungen, in seiner Wohnung. Da ward an die Türe gepocht. Er hatte den Mägden befohlen, niemand ohne sein Wissen ins Haus zu lassen, und darum stand er selbst auf und öffnete. Vor ihm stand ein Mann in dunklem Mantel, der den Hut tief in die Stirne gedrückt hatte, sich aber gleich als den Studenten zu erkennen gab. Obwohl Ludger nicht wußte, was der Besuch bedeuten könnte, war ihm derselbe doch nicht unwillkommen; er fand wenigstens Gelegenheit zur Unterhaltung und zur Unterbrechung seiner düsteren Gedanken.

Der Student schritt mit ihm in das Wohnzimmer, legte Hut und Mantel ab und setzte sich nieder.

„Nun, was bringt Ihr Schlechtes?" fragte Ludger; „etwas Gutes ist in dieser verworrenen Zeit doch nicht zu erwarten."

Der Student lächelte. „Beharrt Ihr noch immer so hartnäckig bei Euren Ansichten?" erwiderte er.

„Die Vorgänge der letzten Tage waren wohl nicht geeignet, mich zu bekehren."

„Ihr habt heute morgen üblen Dank empfangen für Eure ritterliche Gesinnung."

„Es ist eine Schmach, ein Schandfleck für unsere Stadt, was dieser verfluchte Friesländer heute verübt hat an einem edlen, wehrlosen Manne."

„Ich war Zeuge Eures Mutes und kann Euch meine Achtung nicht versagen. Meine Freundschaft für Euch führt mich eben jetzt hierher."

„Warum habt Ihr sie heute morgen nicht gezeigt?" erwiderte Ludger scharf. „Wären die Münsteraner keine Feiglinge, wahrlich, der falsche Prophet hätte seine Knochen nicht heil aus dem Dom gebracht."

„Die Klugheit verbot mir, Euch beizuspringen. Jetzt komme ich, Euch zu warnen und guten Rat zu geben, da ich auf Eure Verschwiegenheit rechne.“

„Was will man mir?“ fuhr Ludger zornig auf.

„Habt Ihr die Bekanntmachung des Rates gehört?“

„Allerdings, aber so weit wird man die Tyrannei doch nicht treiben wollen, daß man friedliche Bürger von Haus und Hof verjagt, weil sie dem holländischen Schurken nicht anhangen.“

„Man wird es tun, zweifelt nicht, und Eurer wird man dabei nicht vergessen. Ihr habt Feinde, seht Euch vor.“

Ludger schwieg und blickte finster vor sich hin.

„Es bleiben Euch nur zwei Wege: entweder Ihr verlaßt die Stadt oder unterwerft Euch der Taufe.“

„Ich werde weder das eine noch das andere tun,“ knirschte der Goldschmied. „Mein Eigentum lasse ich nicht feige im Stich, und von diesen Baalspriestern taufen lasse ich mich nie und nimmer.“

„So wird man Euch mit Gewalt aus der Stadt werfen.“

„Gewalt gegen Gewalt,“ entgegnete Herding bitter. „Wer mich angreift, bezahlt es mit dem Leben.“

„Und Ihr mit dem Euren,“ erwiderte der Student ruhig. „Und Eure Braut?“

Ludger schwieg. Sein Herz krampfte sich zusammen bei dem Gedanken an Eva.

„Höret meinen Rat,“ fuhr Heinrich fort. „Lasset Euch taufen, und Ihr bleibt unbehelligt.“

„Wollt Ihr mich beleidigen?“

„Durchaus nicht. Was ist's denn Großes damit?“

„Großes? Es ist eine Verleugnung des Glaubens.“

„Hm,“ machte der Student, „die Zeiten sind so verworren, die Gottesgelahrten so uneins, daß schließlich

niemand wer weiß, wo die Wahrheit ist. Wer sagt denn, daß Rothmann im Unrecht ist?"

„Seid Ihr schon so weit gekommen, daß Ihr diesen Anstifter alles Unheils, das über unsere gute Stadt hereinbricht, verteidigen könnt?"

„Wer will beweisen, daß er nicht aus wahrhafter Überzeugung handelt, wer will beweisen, daß seine Lehre falsch ist?" entgegnete der Student lebhaft. „Es mag ein Fehler sein, daß man Gewalt braucht, um die neue Lehre einzuführen, aber es ist Notwendigkeit geworden der Gefahr von außen gegenüber. Und hat nicht der alte Glaube ähnliche Schuld auf sich geladen? Hat nicht der große Frankenkönig unsere Ahnen mit dem Schwerte gezwungen, den stolzen Nacken unter das Taufwasser zu beugen."

„Ich verurteile das ebenso wie jede andere Knechtung des religiösen Gefühls, doch zwangen Karl auch politische Gründe zu seinem blutigen Bekehrungswerke."

„Auch hier sind es politische Gründe."

„Der Bischof," entgegnete Herding, „hat Münster volle Freiheit in Sachen der Religion gegeben; er hat die Umwandlung seiner alten katholischen Stadt in eine protestantische feierlich verbrieft. Aber diese Wiedertäufer sind eine Sekte, welche alle bürgerliche und staatliche Ordnung bedroht; sie wirft den Aufruhr in die Massen und ist von Kaiser und Reich geächtet. Das Reich selbst müßte einschreiten, dafern der Bischof nicht die Waffen erhöbe gegen diese Verächter aller göttlichen und menschlichen Satzungen."

„Mit welchem Rechte? Wer will sagen, daß die Menschen nicht glücklicher leben würden, könnte man sie verbinden zu einer großen Familie der wahren christlichen Einheit, wenn das Gesetz der Liebe an die Stelle

des Buchstabens träte, und das Schwert nicht mehr zum Gehorsam zwänge?"

„Und doch wollt Ihr selbst das Schwert ergreifen, um Euch Gehorsam zu erzwingen! Spart Eure Beredsamkeit, lieber Freund; Ihr seid zwar ein sehr gelehriger Schüler der neuen Apostel geworden, mich aber bekehrt Ihr darum doch nicht."

„Fügt Euch dem Zwang, ich meine es gut mit Euch."

„Daran zweifle ich nicht, aber ich kann Euren Rat nicht annehmen. Mag kommen, was da will, ich bleibe meinem Glauben treu, und mein Eigentum werde ich als freier Münsterscher Bürger verteidigen gegen alle diese Räuber und Schurken."

„Möge Eure Hartnäckigkeit Euch nicht gereuen! Doch ich werde ein Auge auf Euch haben und wenn Gefahr droht, Euch helfen, so weit ich kann."

„Ich danke Euch," sagte Ludger trocken, „hoffe aber, Eurer Hilfe nicht zu bedürfen."

„Wer weiß?" antwortete der Student und erhob sich.

Der Goldschmied geleitete seinen Gast zur Türe, und jener verschwand im Dunkel des Abends.

Ludger trat zurück in das Wohngemach und schritt ruhelos in demselben auf und nieder. Er dachte an die Mutter, die er am Morgen in die Erde gebettet, die allem Jammer der Erde entrückt war. Er fühlte, wie sehr sie ihm fehlte, und doch war sie zur rechten Zeit hinweggenommen worden, nun die Zeiten sich so düster zu gestalten schienen. Es wühlte und wogte in seiner Brust, er preßte die Zähne zornig zusammen im Grimm über die Bosheit, welche sich mächtig erhob in den Mauern Münsters, aber er fühlte auch seine Ohnmacht.

Plötzlich blieb er stehen und warf einen Blick auf die große Wanduhr, deren Zeiger ungefähr die dritte

Stunde des Abends wiesen. Darauf schritt er rasch zu einem Schranke, entnahm ihm Schaube und Barett, schärfte den Mägden ein, niemand in seiner Abwesenheit zu öffnen, und verließ das Haus. Er schlug den Weg zu Knipperdollings Wohnung ein, er wollte mit Eva sprechen und ihren Rat hören.

Verwundert sah des Bürgermeisters Frau ihn eintreten.

„Welcher Unstern führt Euch her?“ flüsterte sie. „Ihr wißt doch, wie mein Mann gegen Euch gesinnt ist.“

„Ich muß Eva sprechen,“ entgegnete Ludger ruhig, aber entschieden, „ist sie zu Hause?“

„Um Gottes willen,“ bat die Frau erschrocken, „seid vorsichtig! Mein Mann ist in seiner Stube, wenn er Euch im Hause wüßte, gäbe es Händel.“

„Ich bin doch kein unehrlicher Mensch, dem man die Schwelle versagt,“ erwiderte der Goldschmied.

Statt zu antworten, schob die Frau ihn in eine dunkle Kammer und flüsterte: „Wartet hier, ich schicke das Mädchen, aber bleibt ruhig!“

Nach einer Weile öffnete sich die Türe; ein Lichtstrahl fiel in das Zimmer, und Eva trat ein, in der Hand ein Licht tragend.

„Du, Ludger, noch so spät?“ fragte sie beklommen.

„Verzeihe, Eva,“ sprach dieser und streckte ihr die Hand entgegen; „aber es drängt mich, noch ein Wort mit dir zu reden.“

Und rasch erzählte er ihr seine Unterredung mit dem Studenten, ohne jedoch dessen Namen zu erwähnen.

„Auch ich habe den Befehl gehört,“ sprach Eva, „aber nicht daran gedacht, daß er im Ernst ausgeführt werden könne.“

„Es scheint kein Zweifel.“

„Hast du schon einen Entschluß gefaßt?“

„Ja, ich will die Sache abwarten. Man wird mich doch nicht wie einen Hund aus der Stadt jagen, und taufen lasse ich mich nicht.“

Eva stand einen Augenblick sinnend, dann sprach sie schnell und entschlossenen Tones: „Komm, wir wollen zum Oheim gehen und hören, was geschehen soll.“

Halb widerstrebend folgte Ludger ihr zu der Schreibstube des Kaufmannes, der zornig von den vor ihm liegenden Schriften aufblickte, als er sah, wen er vor sich hatte.

Ohne sich an sein finsteres Gesicht zu kehren, fragte Eva: „Ist es wahr, Oheim, daß diejenigen aus der Stadt getrieben werden, welche sich der Wiedertaufe nicht unterwerfen?“

„Es ist Ratsbeschluß.“

„Ich lasse mich aber nicht taufen!“

„Nun, und was folgt daraus?“

„Ihr könnt mich hinausjagen wie eine Bettlerin und so den Schwur halten, den Ihr meiner Mutter geschworen.“

Knipperdolling zog die Brauen zusammen.

„Das wird nicht geschehen, der Beschluß gilt zunächst für die Männer.“

„Aber ich werde die Stadt freiwillig verlassen, ich werde mit Ludger hinausziehen aus diesen Mauern, wo ein verrückter Mensch den ganzen Rat gängelt und seine Tücke an friedlichen Menschen auslassen will.“

„Es wird nicht geschehen!“ sprach Knipperdolling wieder. „Du bleibst, jener mag ziehen, wenn er dem Befehl nicht nachkommt.“

„Wie, Ihr wollt mich mit Gewalt zurückhalten?“ sagte Eva zornig und stampfte mit dem Fuße.

„Ich will es.“

Das Mädchen brach in Tränen aus.

„Ihr treibt wohl Scherz, Herr Bürgermeister,“ sprach Ludger.

„Ratsbeschlüsse werden nicht zum Scherz gefaßt, verstanden?“

„Mit welchem Rechte wollt Ihr die Bürger vertreiben, welche sich dem Befehle nicht fügen?“

„Mit dem Rechte des Stärkeren,“ entgegnete Knipperdolling höhnisch.

„Und aller Habe sollen sie verlustig gehen?“

„Glaubt Ihr vielleicht, wir kauften ihre Häuser an? Nicht das Geringste wird zur Mitnahme gestattet, dafür werden unsere Wachen an den Toren sorgen.“

„So ziehen wir als Bettler hinaus, Ludger!“ rief Eva entrüstet.

„Sachte, sachte,“ spottete der Bürgermeister, „du bist in einer Feste.“

„Ich stürze mich von den Wällen,“ rief das Mädchen leidenschaftlich.

„Wir werden es verhüten,“ entgegnete der Oheim mit eisiger Ruhe.

Eva ballte die Hände, trat vor ihn hin und sprach: „Du bist ein Tor, Oheim, weil du dich beherrschen lässest von diesen fremden Lügnern und Gauklern. Verderben bringst du über diese Stadt und dich selbst, wenn du ihren Ratschlägen folgst, und der Fluch von Tausenden wird sich an deine Fersen heften. Graut dir nicht davor?“

Bewundernd blickte Ludger auf die Geliebte, die in heiligem Zorne vor dem Bürgermeister stand.

„Ich habe das Spiel satt,“ sprach Knipperdolling mit ernster Stimme. „Verlaßt mein Haus auf der

Stelle, Herding, und hütet Euch, es nochmals zu betreten! Meine Geduld ist zu Ende!"

Weinend sank Eva in Ludgers Arme. In diesem Augenblicke erschien des Bürgermeisters Frau in der Türe. Sie nahm das Mädchen aus den Armen Ludgers und führte es weg.

„Hoffe und vertraue, noch lebt ein Richter über uns!" flüsterte ihr der junge Mann ins Ohr, dann wandte er sich und verließ das Haus. Knipperdolling folgte ihm auf dem Fuße und warf die Türe hinter ihm grimmig zu.

Als Ludger auf der Straße stand, atmete er tief auf. Eine furchtbare Wut übermannte ihn bei dem Gedanken, wie ohnmächtig er dieser Tyrannei gegenüberstand. Um sich zu beruhigen, begab er sich noch nicht nach Hause, sondern wandelte langsam die Bogen entlang dem Rathause zu. Die Nacht war finster, kein Stern durchbrach die Schatten. Tausend Pläne schossen dem Goldschmied durch den Kopf, wie die bedrohte Freiheit der Bürger zu sichern sei, aber keiner schien ihm ausführbar. Jeder Widerstand mußte scheitern an der Uneinigkeit zwischen Katholiken und Protestanten, an ihrem Mißtrauen gegen einander und der gewalttätigen Übermacht, welche es zu bekämpfen galt. Hilfe von außen herbeizuschaffen, war ebenso unmöglich, und knirschend ergab er sich endlich in das Schicksal, das er gegen sich heranschreiten sah. Gutwillig wollte er die Stadt nicht verlassen, das stand fest bei ihm, und für Eva hoffte er noch auf Flucht.

In seine düsteren Gedanken vertieft, war er um den Dom herumgewandelt und näherte sich vom Kornmarkte her langsam der Lambertikirche. Er betrat den Kirchhof und schritt zu dem frischen Grabhügel, der seine Mutter

deckte. Eine Weile stand er entblößten Hauptes vor demselben, dann kniete er langsam vor der Gruft nieder. Plötzlich glaubte er hinter sich ein Geräusch zu vernehmen, doch als er sich wenden wollte, fühlte er sich von kräftigen Armen gefaßt und niedergehalten. Eine Kappe wurde ihm über den Kopf geworfen, und ein Knebel schloß ihm den Mund. Im nächsten Augenblick war er an Händen und Füßen gefesselt. Er hörte Stimmen flüstern, verstand aber nichts. Leise und behutsam wurde er aufgehoben und weggetragen. Zuerst dachte er nicht anders, als man bringe ihn zum Buddenturm ins Gefängnis, und wollte den Überfall als ein Werk Knipperdollings ansehen, doch merkte er, daß seine geheimnisvollen Angreifer einen andern Weg einschlugen, vermochte aber nicht die Richtung festzustellen.

Wollte man ihn mit Gewalt aus der Stadt bringen, oder ihm gar das Leben nehmen? Ihn auf immer irgendwo verschwinden lassen? Er zermarterte sich vergebens den Kopf darüber.

Es wurde ihm schwül unter der Kappe, das Atmen war ihm beengt, er fürchtete zu ersticken und konnte doch keinen Laut von sich geben. Nach langen qualvollen Minuten hörte er, wie eine Tür vorsichtig geöffnet wurde. Man ließ ihn herab auf den Boden, seine Füße wurden gelöst, doch blieben die Hände gefesselt. Er fühlte sich sachte durch die Türe geschoben, sie wurde geschlossen, und nun nahm man ihm auch die Kappe ab. Doch befand er sich in einem stockfinstern Raume, und eine ihm fremde Stimme raunte ihm zu: „Wenn Euch Euer Leben lieb ist, so gebt keinen Laut von Euch!“

Ludgers erster Gedanke war jedoch, um Hilfe zu rufen, doch besann er sich rasch und gehorchte dem Befehle, da er weder wußte, wo, noch in wessen Händen

er sich befand. Mit tiefen Zügen holte er Atem, seine Brust keuchte, rote und gelbe Lichter tanzten in der Finsternis vor seinen Augen. Nach einer Weile wurde ihm der Mund durch ein Tuch geschlossen, und zugleich legte man eine Binde um seine Augen. Er fühlte, wie man ihn durch einen Gang in ein Zimmer führte, wo man ihn niederknien hieß. Willenlos gehorchte er.

Ein fester Schritt näherte sich, und eine tiefe Stimme sprach: „Der Friede des Herrn sei mit dir, mein Sohn.“

Gespannt horchte Ludger auf, diese Stimme glaubte er schon gehört zu haben, wußte aber nicht, wem er sie beilegen sollte.

„Die Unmündigen erkennen das Heil nicht, das ihnen geboten ist, darum braucht es ihnen nicht vorenthalten zu werden,“ sprach die Stimme wieder. „Später wirst du es erkennen und diese Stunde preisen.“

Darauf hörte er ein Geräusch wie von plätscherndem Wasser, und ehe er recht wußte, wie ihm geschah, fühlte er Wasser über sein Haupt ausgegossen, und die Stimme sprach: „Ich taufe dich, Ludger Herding, im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.“

Jetzt erst begriff der Goldschmied, was vorging; man wollte ihn mit Gewalt den Wiedertäufern einreihen. Sofort erwachte heller Zorn in ihm über das schnöde Spiel, er versuchte aufzuspringen, wurde aber mit Gewalt niedergehalten, bis die Zeremonie vorüber war.

„Wer sind die Zeugen?“ fragte die Stimme wieder, in der Ludger jetzt den Prediger Vinne zu erkennen glaubte, und flüsternd wurden die Namen genannt, er verstand sie nicht. Er hörte eine Feder kritzeln, dann sprach die Stimme wieder: „Es ist gut; morgen, Herding, werdet Ihr dem Vater danken für die Gnade, die Euch zu teil geworden.“

Wäre Ludger im Gebrauche seiner Lippen gewesen, jener hätte schlechten Dank vernommen, so aber mußte er seinen Grimm verschließen.

Auf demselben Wege, den er gekommen, wurde er wieder aus dem Hause gebracht und durch verschiedene Straßen und Gassen geführt. Plötzlich fühlte er dann seine Hände frei und hörte eilige Schritte sich entfernen. Er riß die Binde von den Augen und blickte um sich, die geheimnisvollen Führer waren verschwunden, er selbst sah sich in der Salzgasse, nur wenige Schritte von seinem Hause. Nun löste er auch das Band von seinem Munde. Ein Schwindel faßte ihn, er hätte weinen mögen über den Bubenstreich, dessen Opfer er geworden, und in höchster Aufregung näherte er sich der Türe und schloß sie auf. Eine Magd trat mit einem Lichte heraus, sie erschrak, als sie ihm ins Gesicht blickte, so daß das Licht in ihrer Hand zitterte.

„War jemand in meiner Abwesenheit am Hause?“ fragte Ludger.

„Vor etwas mehr als einer Stunde,“ entgegnete die Magd, „wurde an die Türe gepocht. Eurem Auftrage gemäß öffnete ich nicht, sondern antwortete nur, daß Ihr nicht zu Hause seiet. Seitdem ist nichts geschehen.“

„Es ist gut,“ erwiderte der Goldschmied und schritt in das Wohnzimmer. Die Magd trug ihm Essen auf, doch vermochte er keinen Bissen zu nehmen. Spät suchte er sein Lager auf, und auch da floh ihn der Schlaf noch lange. Wie sehr er auch forschte und grübelte, es wollte ihm nicht gelingen, einen Anhalt für den Urheber des Überfalles zu finden. Er tröstete sich endlich damit, daß der nächste Tag Aufklärung bringen müsse, und darüber schlief er ein. Die Natur machte ihre Rechte geltend,

ein fester Schlaf umfing ihn mit stärkender Gewalt. Es war schon heller Tag, als Trommelwirbel und das Geräusch wandernder Volksscharen ihn aus seinem Schlummer weckten. Rasch sprang er vom Lager und eilte ans Fenster.

Vom Markte her zog ein bewaffneter Haufe Männer heran, einen Trommler an der Spitze; halbwüchsige Buben und Mädchen folgten in großer Zahl. In der Nähe von Herdings Wohnung standen sie still, die Trommel schwieg, ein Mann in schwarzer Kleidung, der einen Stab in der Hand trug, verkündigte mit lauter Stimme, daß alle, welche sich der Taufe unterwerfen wollten, um 10 Uhr vor dem Rathause zu erscheinen hätten. Wer dem Befehle des Rates nicht gehorche, der werde am Nachmittage ausgetrieben aus der Stadt, und niemand werde gestattet, auch nur den kleinsten Teil der Habe mit sich zu nehmen. Dann bewegte sich der Zug weiter, um in andern Teilen der Stadt den gleichen Befehl zu verkünden.

Gegen 10 Uhr erschienen Rothmann und zwei andere Prediger unter der Säulenhalle des Rathauses. Ein Diener setzte ein Gefäß mit Wasser vor sie hin, und sie begannen zu taufen. Zuerst erschienen nur wenige zur Taufe, und zwar meistens Weiber, ab und zu näherte sich auch ein Mann. Allmählich aber wuchs die Zahl, denn Matthyssen eilte mit einer wilden Schar durch die Stadt und forderte die Bürger unter drohenden Worten auf, sich taufen zu lassen, und Rothmann und seine Gehilfen konnten die Arbeit kaum bewältigen. Die Namen der Getauften wurden in ein Buch eingetragen, und jeder erhielt eine Münze mit der Inschrift: „Das Wort ward Fleisch.“ Diese sollte als Zeichen der Zugehörigkeit zur Gemeinde der Heiligen am Halse getragen werden.

Am Nachmittage gegen drei Uhr erscholl abermals Trommelwirbel in den Straßen. Unter der Führung des Haarlemer Propheten zog ein brüllender Haufe Holländer und Friesen durch die Stadt, um die, welche sich nicht der Taufe unterwerfen wollten, auszutreiben. Die wüsten Gesellen drangen in die ihnen bezeichneten Häuser ein, rissen die Männer auf die Straßen und trieben sie unter Verwünschungen, unter Stößen und Schlägen nach den Toren hin. Ein schreckliches Jammern erhob sich ringsher in der Stadt. Weinende Frauen zogen mit schreienden Kindern hinter den Männern her, Greise schleppten sich mühsam am Stabe. An den Toren wurden die Vertriebenen von den Wächtern untersucht; weder Geld noch Geldeswert durften sie mit sich führen, nicht einmal ein Stück Brot wurde ihnen verstattet. Das Wetter war rauh und stürmisch, Schnee und Regen stürzten wechselnd aus den Wolken, ein schneidend kalter Wind pfiff durch die Straßen. Die meisten der Unglücklichen, welche also von dem heimatlichen Boden sonder Hab und Gut vertrieben wurden, wußten nicht einmal, wo sie ein Unterkommen finden sollten, doch nur wenige wandten sich, erschreckt von dem traurigen Lose, das ihnen wartete, wieder zurück und beugten den Nacken unter die Taufe.

Hatte Ludger bis jetzt noch immer daran gezweifelt, daß der Rat wirklich den Befehl ausführen werde, so erkannte er jetzt, daß keine Schonung geübt wurde, daß die Stadt vollständig einer rohen Tyrannei anheimgefallen war.

Als die Trommel am Nachmittage erscholl, und die Schergen durch die Straßen eilten, machte er sich darauf gefaßt, daß man auch ihn vertreiben werde. In finsterer Entschlossenheit holte er seine Büchse herbei und lud sie;

er wollte der Gewalt mit Gewalt begegnen. Die Waffe in der Hand stellte er sich hinter ein Fenster, willens, den ersten, der es wagte, ins Haus einzudringen, niederzuschießen. Doch während er dastand, kam ihm der Gedanke an die Mutter, es war ihm, als sehe er ihr klares, mildes Auge auf sich gerichtet, und er ließ die Waffe sinken und setzte sich auf einen Stuhl.

War es doch vielleicht besser, der Gewalt zu weichen? Lange konnte diese Tyrannei doch nicht dauern, der Bischof mußte die Stadt unterwerfen, und Ordnung und Ruhe mußten wiederkehren.

Plötzlich entstand ein Auflauf vor seinem Hause. Er sprang auf und sah verstohlen durchs Fenster.

An der Spitze einer Schar Bewaffneter sah er Dusentschur heranziehen. Ludger erbleichte vor Wut und griff unwillkürlich nach der Büchse. Doch da hielt der Haufen; er hörte jemand in befehlendem Tone rufen, das Haus nicht zu berühren, es stehe unter dem Schutze des Rates. Er sah, wie die Blicke der wüsten Gesellen sich forschend auf die Türe richteten, sah Dusentschur gegen den Sprecher vortreten und hörte ihn trotzig etwas fragen.

Er verstand weder die Frage noch die Antwort, welche von dem andern gegeben wurde, doch bemerkte er, wie der Geselle mit wutverzerrtem Gesicht die Faust gegen das Haus ballte und zurücktrat, und gleich darauf zog der Pöbel ab.

Der Goldschmied atmete auf, wußte sich aber nicht zu erklären, wer ihn vor dem Schicksal der Austreibung geschützt.

Seine Neugier wurde immer reger, und nachdem er etwa eine Stunde gewartet, öffnete er die Türe und trat vorsichtig auf die Straße. Doch kaum hatte er den

Fuß in dieselbe gesetzt, als von der Seite der Student auf ihn zuschritt und ihm zuraunte: „Bleibt zu Hause, Herding, draußen vermag ich Euch nicht zu schützen vor den Buben.“

„Waret Ihr es, der mir die verruchte Bande vom Halse gehalten?“

„Ich sagte Euch ja schon, daß Ihr meines Schutzes vielleicht noch bedürfen könntet. Aber bitte, folgt meinem Rate!“

„Wie habt Ihr es angefangen?“

Schweigend zeigte der Student auf die Oberschwelle der Haustüre, an der eine jener Münzen befestigt war, wie sie die Neugetauften erhielten.

„Was ist es?“ fragte Ludger.

„Das Zeichen Eurer Zugehörigkeit zur wahren Kirche.“

Wie ein Blitz schoß dem Goldschmied sein Abenteuer vom Abend vorher durch den Kopf, und mit vor Zorn gepreßter Stimme fragte er: „So waret Ihr der Anführer bei dem Bubenstücke?“

„Nein, ein anderer lieh mir seine Hilfe zu Eurer Rettung.“

„Es war eine Schändlichkeit!“

„Ereifert Euch nicht, Ihr seid ja nicht freiwillig übergetreten. Aber bewahrt das als Euer Geheimnis, nur so lange seid Ihr geschützt.“

Ludger hatte noch eine Entgegnung auf den Lippen, doch der junge Mann drängte ihn zurück, und der Goldschmied trat verdrießlich und doch innerlich erleichtert ins Haus zurück.

Bis in den Abend hinein dauerte der Abzug von Flüchtigen und am nächsten Tage erneuerte sich das traurige Schauspiel. Wer sich nicht taufen ließ, mußte die Stadt verlassen.

12.

Durch die Austreibung der Altgläubigen hatten die Wiedertäufer in kluger Berechnung sich die unumschränkte Herrschaft in der Stadt gesichert. Besaßen sie auch noch manche Gegner, die, nur der Not gehorchend, die Taufe angenommen hatten, so war doch kein Widerstand von ihnen mehr zu befürchten. Zwar fand das wahnwitzige Treiben des Haarlemer Bäckers nicht ganz den Beifall Knipperdollings, aber er unterstützte ihn doch in allen Dingen, teils aus Haß gegen den Bischof, teils in dem sichern Bewußtsein, daß jener ihm die Herrschaft vorbereite, und er zu gelegener Zeit nur zuzugreifen brauche, um eine Art Konsulat in der alten Bischofsstadt zu führen.

Der Eifer, mit welchem inzwischen der Fürstbischof draußen die Einschließung der Stadt betrieb, nötigte die Gewalthaber, sich zu ernstlicher Gegenwehr zu rüsten. Ein regelmäßiger Wachtdienst wurde eingerichtet, die waffenfähige Mannschaft gemustert und in täglichen Übungen zu Ausfällen wie zur Verteidigung der Tore, Basteien und Wälle geschult. Sendschreiben wurden erlassen und ins Land geschickt mit der Aufforderung an alle Freunde der baptistischen Lehre, Haus und Hof, Weib und Kind zu verlassen und in das neue Zion zu eilen, wo ihrer ein Leben der Glückseligkeit warte, wo Überfluß an Gold und Silber und allen irdischen Gütern die Auserwählten umgebe. So zogen denn von nah und fern verblendete Menschen unter frohen Gesängen und Hosiannahrufen in die Stadt Gottes, wo sie freudig empfangen und in die leerstehenden Wohnungen verteilt wurden.

Auch Ludger war zum Kriegsdienste herangezogen

worden und hatte sich schweigend allen Befehlen gefügt, da er einsah, daß offener Widerstand eine Torheit sei, welche ins Verderben führte. Den innern Ingrimm freilich konnte er nicht verwinden; doch hatte er gelernt, ihn zu verschließen in der Brust, und wie klug er daran tat, sollte er bald erfahren.

Eines Abends war er zur Wache am Kreuztore befohlen, wo er den Schwertfeger Rüscher, einen zweiten Münsterschen Bürger und einen Fremden traf, welche zu gleichem Dienste erschienen waren.

„Seid Ihr noch hier, Herding?“ fragte Rüscher.

„Wie Ihr seht,“ antwortete dieser kurz.

„Ei, ich glaubte Euch längst im Lager des Waldeck. Habt Ihr Euch taufen lassen?“

„Ja.“

„Wundert mich eigentlich von Euch.“

„Es kümmert mich wenig, ob's Euch wundert.“

„Nun, wie gefällt's Euch denn jetzt in unserer guten Stadt? Haben wir nicht ein herrliches Leben hier?“ fuhr er in bitterm Tone fort.

Ludger schwieg, und jener begann wieder: „Narren und Strohköpfe sind wir allesamt, daß wir uns solch ein Regiment aufladen lassen. Kommt da ein hergelaufener Vagabund, ein lügenhafter Kerl und gibt sich für einen Propheten aus, und die ganze Stadt läuft ihm nach und lauscht den Märlein, die er ausgesonnen, uns zu knechten. Dieser Mehljunker von Haarlem, dieser verschmitzte Betrüger regiert nun ganz Münster, und wir, die stolzen, freien Bürger dieser Stadt lassen uns von dem Schalksnarren am Seile führen wie dumme Schöpfe.“

„Wie man sich bettet, so schläft man,“ entgegnete Ludger. „Ihr habt ja selber wacker geholfen, das Seilchen zu drehen, das Euch jetzt den Nacken scheuert.“

„Hol' mich der Teufel, wenn ich das gewollt. Ich war ein Esel."

„Mäßigt Euch, Rüscher," sprach Ludger halb spöttisch, „es könnte Euch gereuen, den Propheten zu mißachten."

„Ei was," schrie der Waffenschmied, „was ich meine, sage ich frei heraus, mag den für einen Propheten halten, wer will; ich sage, er ist ein Lügner und Schurke, der den Galgen verdient."

Ludger antwortete nicht; er sah, wie der Fremde aufmerksam den Worten des Schmiedes lauschte und begab sich auf den ihm angewiesenen Platz.

Am nächsten Morgen wurde er durch einen Ratsboten auf den Domhof geholt. Dort fand er die Bürgermeister mit ihrem ganzen Rate versammelt, und viel Volk stand im Kreise herum.

Er wurde in den Ring geführt und er erblickte den Schwertfeger mit rückwärts gebundenen Händen zwischen Matthyssen und Johann von Leyden und zugleich auch jene beiden andern, welche am Abende vorher mit ihm die Wache geteilt hatten. Diesen letztern wurde er zugesellt und er begriff sofort, daß er als Zeuge gegen Rüscher dienen sollte.

Nun trat Matthyssen vor, erhob die Hand und rief mit lauter Stimme:

„Christliche Mitbürger, dieser Mensch hier hat sich vom Satan verleiten lassen, den Propheten, welcher euch vom himmlichen Vater zum Heile und Trost gesandt worden, durch Schmähungen und Lästerungen zu entehren. Er hat sich dadurch unwürdig gemacht, unserer heiligen Gemeinde anzugehören, und muß ausgetilgt werden aus der Zahl der Söhne Israels, auf daß nicht um eines Gottlosen willen das ganze Volk gestraft werde. Die Zeit ist gekommen, wo das Gericht über

die Sünder ergeht. Ich verurteile ihn zum Tode durch das Schwert der Gerechtigkeit."

Tiefe Stille lagerte sich über die Menge, und die Ratsherren blickten einander schweigend an. Bleichen Angesichts, mit glühenden Augen stand der Waffenschmied da und ließ die Blicke von einem zum andern gehen.

Da trat der Kürschner Redecker vor und sprach: „Ich bestreite nicht, daß Rüscher sich eines Vergehens schuldig gemacht hat. Aber es ist nicht erlaubt, daß jemand Kläger und Richter in einer Person ist."

Ihm stimmte Kibbenbrock, der zweite Bürgermeister, bei und verlangte, daß der Schwertfeger in rechtem Prozeß nach der Sitte der Vorfahren gerichtet werde.

Über diesen unerwarteten Einspruch geriet der Prophet in furchtbaren Zorn.

„Wer es wagt, diesen Lästerer in Schutz zu nehmen, wird Mitschuldiger seines Verbrechens," schrie er. Und er winkte einigen Häschern, die hinter ihm standen, und gebot ihnen im Namen des Vaters, der ihn zum Prophetenamte berufen, den Bürgermeister und den Kürschner zu ergreifen und ins Gefängnis zu bringen.

Sofort warfen sich ihrer sechs auf die beiden Männer, banden sie mit Stricken und schleppten sie fort.

Schweigend sahen die Ratsherren dieser Gewalttat zu, selbst Knipperdolling schien es nicht zu wagen, gegen Matthyssen aufzutreten.

Während Kibbenbrock und Redecker abgeführt wurden, sprang Johann von Leyden vor und rief: „Für eine solche Freveltat gibt es keine Verzeihung und keine Sühne. Sterben soll dieser Bösewicht, der den Heiligen des Herrn gelästert hat." Und wütend fuhr er mit dem Schwerte durch die Luft, als wollte er dem Waffenschmiede das Haupt abschlagen.

Doch Matthyssen kam ihm zuvor. In blinder Wut stieß er dem unglücklichen Manne eine Hellebarde in den Leib und schrie zähneknirschend: „Vertilgt werde alle Belialsbrut von der Erde, so wider das heilige Volk zeugt und wider seine Propheten!“

Mit einem gellenden Aufschrei sank Rüscher zur Erde und wand sich in gräßlichen Schmerzen röchelnd am Boden.

„Schändlicher Betrüger — Bösewicht —“ stöhnte er und ballte die Fäuste gegen den Propheten, „Gott wird — dich richten.“

Aber Matthyssen riß einem der Umstehenden die Büchse aus der Hand, setzte sie ihm auf die Brust und durchschoß ihn.

Mit innerer Befriedigung bemerkte der Prophet, welchen Schrecken dieses Gericht unter der Menge verbreitete, und er richtete ernst mahnende Worte an alle, sich von solchem Laster frei zu halten.

Ludger stand wie versteinert, einen solchen Ausgang hatte er nicht erwartet, nicht geglaubt, daß die Herrschaft des fremden Gauklers über die freien Bürger der Stadt schon solche Opfer heischen durfte. Mit Wehmut gedachte er des Tages, wo eben dieser Rüscher den Spott auf dem Markte getrieben, für den er nun so bittere Frucht ernten mußte.

Die Menge zerstreute sich, und auch Ludger kehrte in seine Wohnung zurück, da sich niemand weiter um die Zeugen kümmerte.

Gegen Abend saß Eva im Hause des Oheims am Fenster. Eine Nadelarbeit ruhte in ihrem Schoße; sie war ihrer Hand entsunken. Ihr Gesicht war bleich, um die Lippen lag ein Zug stillen Wehs, und ihr Auge starrte ins Leere. Sie erinnerte sich eines Wortes des

Oheims über Ludger, das er ihr vor einigen Tagen spöttisch entgegengeworfen.

„Es geschehen Wunder, Eva," hatte er gesagt; „Herding hat sich taufen lassen."

Sie hatte es zornig eine Lüge genannt, solcher Meintat sei Ludger nicht fähig, und sie wollte es selbst nicht glauben, als auch Johann von Leyden ihr versicherte, es sei Wahrheit. Aber er hatte ja die Stadt nicht verlassen und war auch nicht ausgetrieben worden, das wußte sie, er müsse sich also dem Befehle des Rates unterworfen haben. Sie war irre geworden an ihm.

Wie fest war er dem Oheim an jenem Abend gegenüber getreten, wie unbeugsam hatte er den Entschluß kundgegeben, der Gewalt zu trotzen. Und nun war er doch wankelmütig geworden! Aber vielleicht hatte er es ihretwegen getan, ihretwegen, der man nicht gestattet, sich dem Zuge der armen Ausgestoßenen anzuschließen, um draußen das Brot fremder Dienstbarkeit zu essen. Mit Gewalt hatte der Oheim sie zurückgehalten, und das mochte er erfahren, das mochte ihn bestimmt haben. Aber wenn sie auch eine gewisse Genugtuung in diesem Gedanken empfand, so fällte ihr gerader Sinn doch ein hartes Urteil über solche Schwäche, und sie sagte sich, es sei eines Mannes unwürdig, was er getan, er sei ihrer nicht wert. Das war es, was ihre Wangen gebleicht, was ihr die Ruhe der Nächte geraubt hatte.

Seufzend hob sie den Kopf und blickte wie von ungefähr auf die Straße. Da sah sie eine Nachbarin auf das Fenster zukommen, welche ihr bedeutete, zu öffnen. Eva löste die Riegel.

„Habt Ihr's schon gehört, Jungfer Eva," flüsterte ihr die redselige Alte zu?

„Was meint Ihr, Bäckerschen?" fragte das Mädchen.

„Ach, Ihr wißt's noch nicht? — Herding ist gefangen und in den Buddenturm gebracht worden. Wenn es ihm nur nicht geht wie dem armen Rüscher," setzte sie hinzu, und wischte sich die Augen mit der Schürze.

Eva fühlte, wie ihr Herz stockte.

„Gelt, es ist eine böse Zeit, was mag er nur getan haben?"

Das Mädchen hörte nicht. Vor ihrem Auge stieg das blutige Bild Rüschers auf, dessen Schicksal sie von Anna gehört hatte. Mit einem Schlage war aller Widerwille gegen Ludger aus ihrem Herzen verschwunden, und nur das eine Gefühl, der eine Gedanke „er ist in Gefahr" beherrschte ihr ganzes Sein.

Sie bebte am ganzen Körper, als sie fragte: „Wißt Ihr es ganz gewiß, Nachbarin?"

„Ich selbst habe es gesehen, Kind," antwortete die Alte. „Vier Häscher hatten ihn zwischen sich und führten ihn über den Steinweg nach dem Turme. Auch Kibbenbrock und Redecker sind dort gefangen."

Eva schloß das Fenster und sank auf den Stuhl zurück. Wild jagten sich ihre Gedanken, aber vergebens sann sie auf ein Mittel, den Geliebten zu retten aus den Händen des schrecklichen Matthyssen.

Da trat Anna in das Zimmer, und plötzlich kam ihr der Gedanke, diese müsse helfen. Sie sprang auf und eilte ihr entgegen.

„O Anna," rief sie, „du mußt mir helfen, er darf nicht sterben."

„Von wem sprichst du?" antwortete diese erstaunt.

„Von Ludger. Man hat ihn in den Buddenturm gebracht. Sie wollen ihn töten wie Rüscher. Wo ist dein Mann?"

Anna zuckte die Achseln und setzte sich auf einen

Stuhl. Sie war nicht mehr das leichtlebige Mädchen, das so frei heiter singen und scherzen konnte, das keine trüben Gesichter um sich sehen konnte. Aus dem lustigen Mädchen war ein ernstes Weib geworden.

„Du weißt es nicht?“ fragte Eva ängstlich, „er muß helfen, er ist besser wie der andere.“

Anna lachte bitter.

„Besser? Mag sein. Ich weiß nicht, was er treibt, noch wo er ist.“

Verwundert blickte Eva auf die Base, die mit gesenktem Kopfe trüb vor sich hinstierte. Sie hatte in den letzten Tagen, mit sich und ihren Sorgen beschäftigt, kein Auge für ihre Umgebung gehabt und die Veränderung in Annas Wesen nicht bemerkt.

„Anna,“ sagte sie jetzt leise, „du bist nicht glücklich.“

Diese antwortete nicht, aber ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Zärtlich schlang Eva den Arm um ihren Hals und zog sie an sich.

„Was ist es, Anna?“

„Ich kann es nicht sagen,“ entgegnete diese schluchzend, „aber er ist nicht der Mann, für den ich ihn hielt; ich habe mich getäuscht.“

Mitleidig sah Eva auf die junge Frau nieder. Aber da fiel ihr das Geschick Ludgers wieder ein, und sie sagte: „Verzeihe, Anna, aber ich muß jetzt für Ludger sorgen. Ich vergehe vor Angst, wenn ich nicht gleich handeln kann. Du weißt also nicht, wo Jan ist?“

„Nein, Eva, ich bin zu dumm für seine Pläne, hat er mir gesagt. Er brauche ein anderes Weib, das ihn verstehe.“

„Der Schändliche!“ stieß Eva zornig hervor. „Weiß der Vater davon?“

„Ich schäme mich, es zu bekennen. Ich habe meinen Willen bekommen und muß mein Geschick tragen.“

„Wo wohnt Matthyssen? Ich will zu ihm.“

„Im Nisingkloster.“

„So laß mich! Ich will versuchen, Ludger den Händen dieses blutgierigen Menschen zu entreißen. Sprich niemand davon, Anna, ich bitte dich.“

„Möge es dir gelingen.“

Eva warf einen Mantel um, zog die Kapuze desselben über den Kopf und verließ das Haus.

Während sie raschen Schrittes einhereilte, suchte sie ihre Gedanken zu ordnen. Was wollte sie bei Matthyssen vorbringen, um Ludgers Befreiung zu erlangen? Sie wußte es nicht. War er zu den Wiedertäufern übergegangen, so lag doch kein Grund vor, ihn zu verhaften. Daß man ihn aber in Haft genommen, sprach dafür, daß Matthyssen in ihm einen gefährlichen Gegner sah; er war also doch wohl nicht der Wankelmütige, für den sie ihn gehalten. Um so mehr galt es denn, ihn zu retten aus der Gewalt des Holländers.

Schon sah sie das Kloster vor sich, und noch immer wußte sie nicht, wie sie den Propheten von Ludgers Unschuld überzeugen sollte. Tief aufatmend stand sie einen Augenblick still; Matthyssen mußte ihr doch wenigstens sagen, wessen man Ludger bezichtigte, meinte sie, und dann würde sie schon Mittel finden, die Anklage zu entkräftigen.

Entschlossen trat sie zur Pforte.

Doch da scholl ihr ein gebieterisches „Halt“ entgegen.

Eva stutzte. Eine Wache stand mit geschultertem Spieße vor dem Tore und verwehrte ihr den Eintritt.

Vergebens beteuerte Eva, sie müsse den Propheten in einer wichtigen Sache sprechen, vergebens beschwor sie

den Mann, ihr den Zugang nicht zu wehren, er blieb taub gegen alle Bitten.

„Der Prophet ist nicht zu Hause,“ erwiderte er endlich, „was wollt Ihr also drinnen?“

„Wo ist er denn? Ich muß zu ihm.“

„Ich weiß es nicht.“

„So laßt mich zu seinem Weibe, sie wird mich hören.“

Der Wächter schüttelte den Kopf. „Es geht nicht, ich darf nicht,“ antwortete er.

Das Mädchen brach in Tränen aus. Der Mann wurde weicher gestimmt durch ihren Schmerz und fragte: „Wer seid Ihr denn?“

„Ich bin Knipperdollings Nichte und habe eine wichtige Botschaft für Matthyssen.“

Der Posten überlegte.

Endlich sagte er: „Zwar habe ich Befehl, niemand einzulassen, aber mit Euch kann ich wohl eine Ausnahme machen. Seid Ihr die, für die Ihr Euch ausgebt, so seid Ihr ja mit Johann von Leyden verwandt, ihn werdet Ihr finden im Hause.“

„O, das trifft sich gut,“ entgegnete Eva froh; „er kann meine Botschaft auch entgegennehmen und wird Euch vor jeder Strafe schützen.“

Der Mann trat zurück und öffnete das Tor.

„Geht nach rechts bis zum Ende des Ganges. Dort ist eine Treppe, steigt hinauf und wendet Euch links, die letzte Türe auf dem Flure bringt Euch in die Wohnung des Propheten.“

Eva dankte dem Posten flüchtig und eilte hastig auf dem bezeichneten Wege weiter. Leichten Fußes flog sie die Treppe hinan und betrat einen weiten Gang, der von einer Ampel schwach erleuchtet war. Der Boden war mit schweren Teppichen belegt, auf denen ihr Fuß

unhörbar einherglitt. Jetzt war sie an die Türe gekommen und stand einen Augenblick still, um ihr ungestüm klopfendes Herz etwas zu beruhigen. Dann trat sie rasch entschlossen durch die Türe.

Doch kaum hatte sie das Gemach betreten, als sie betroffen zurücktaumelte.

Auf einem Ruhebette, von dem hellen Scheine einer Lampe übergossen, erblickte sie Johann von Leyden neben Divara, dem Weibe des Propheten. Sie hatte den linken Arm um seinen Nacken geschlungen, und er ruhte mit dem Kopfe an ihrer Schulter, mit der Rechten in den schwarzen Locken des Weibes spielend, die gelöst, in reichen Wellen von ihrem Nacken herabflossen.

Eva errötete über und über vor Scham; sie hätte fliehen mögen, aber der Schrecken lähmte ihre Glieder also, daß sie starr wie eine Bildsäule stehen blieb.

Flammenden Auges sprang Divara auf. Sie warf das schwere Gelock zurück, zog das Gewand fester um die Schulter und schrie: „Wer wagt es, mich in meinem Hause zu überfallen? Warte, Dirne, das sollst du mir büßen.“

Und mit geballten Fäusten wollte sie auf Eva losstürzen.

Doch Jan ergriff sie beim Arme und sprach leise: „Sei ruhig, es ist ja Eva!“

Erst jetzt erkannte Divara das Mädchen.

„Was führt dich her, Eva?“ fragte Jan mit strenger Stimme.

„Verzeiht,“ bat sie schluchzend, „ich wußte nicht... ich dachte nicht . . . ich wollte um Eure Hilfe bitten.“

„Worin soll ich helfen?“

„Mein . . . . . der Goldschmied Herding . . . . ist in den Buddenturm gebracht worden,“ stotterte Eva,

„man will ihn gewiß töten. Ach, ich bitte Euch, um alles, was Euch lieb ist, helft mir, daß er befreit wird.“

Jan wurde aufmerksam.

„Wann ist es geschehen?“ fragte er.

„Vor ein bis zwei Stunden. Es ist gewiß ein Irrtum, was soll er verbrochen haben?“

Jan schwieg und wandte sich an Divara. Sie wechselten einige Worte in einer Eva unverständlichen Sprache, und sie sah, wie Divaras Auge zornig aufloderte. Doch schien sie sich zu beruhigen, und zuletzt glitt ein eigentümliches Lächeln über die Züge des schönen Weibes.

Jan wandte sich wieder zu dem Mädchen.

„Eva,“ sprach er, und seine Stimme klang weniger hart, „versprich mir, daß kein Wort über deine Lippen kommt von dem, was du hier gesehen, und ich will Herding befreien. Aber vergiß nicht, daß ich Macht habe, ihn jederzeit ans Schwert zu liefern, wenn du dein Wort nicht hältst.“

„Ich will stumm sein wie das Grab,“ erwiderte Eva mit erstickter Stimme, „ich schwöre es.“ —

Jan trat an den Tisch, der unter der Lampe stand, und schrieb einige Worte auf einen Zettel, drückte ein Siegel darunter und reichte das Blatt Eva.

„Geh damit zum Buddenturme und melde dich bei der Wache, und man wird deinen Geliebten freigeben,“ sagte er, „aber erinnere dich deines Versprechens!“

„Gedenke dieser Stunde,“ zischte Divara „und hüte deine Zunge, sonst sollst du erfahren, wie Divara sich rächt.“

Eva schauderte zusammen vor dem dämonischen Blicke des Weibes, stammelte einige Worte des Dankes und eilte hinaus.

Doch Jan folgte ihr. „Warte," rief er ihr zu, „ich will dir einen von unsern Leuten mitgeben," und er geleitete sie zur Pforte. Dort sprach er mit der Wache einige Worte, worauf der Mann einen kurzen Pfiff ertönen ließ. Gleich darauf tauchte ein zweiter vor dem Tore auf.

„Übernimm die Wache am Tore, Gert," sagte er, „bis dieser zurückkommt, er soll die Jungfer hier begleiten."

„Hm, angenehmer Dienst," murmelte jener.

„Wohin, Herr?" fragte der Posten.

„Zum Buddenturm, dort meldest du dich mit der Jungfer bei dem Schließer."

Der Mann schulterte seinen Spieß und schritt neben Eva her, die raschen Schrittes ihrem Ziele zueilte.

Der Buddenturm lag am entgegengesetzten Ende der Stadt, in der Nähe des Kreuztores. Es war ein düsteres, unheimlich aussehendes Gebäude und bestand aus mehreren Stockwerken. In dem untern Teile befand sich die Folterkammer, unter derselben in der Erde war ein schauerliches Verließ.

In einer Kammer des Turmes auf einem niedern Schemel saß Ludger. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und starrte in die Finsternis, welche ihn umhüllte. Warum er in den Turm gebracht worden, wußte er nicht. Wenige Stunden nach dem Tode Rüschers waren Häscher in sein Haus getreten, hatten ihn gebunden und weggeführt. Auf seine Frage, was er denn verbrochen, hatten jene die Schultern gezuckt und gesagt, das sei ihre Sache nicht.

Der Schließer hatte ihn schweigend in Empfang genommen und ihm eine Zelle angewiesen. Noch einmal war er gekommen, hatte einen Krug Wasser in eine

Nische der Mauer gestellt und ein Stück Brot daneben gelegt. Es war ein finsterer Geselle, dem Ludger kein menschliches Gefühl zutraute. Um so mehr war er erstaunt, als jener, im Begriffe, die Türe zu schließen, zu ihm sagte: „Tut mir leid, Herr, daß Ihr so schlechtes Quartier bezogen, aber ich habe keine besseren. Wie kommt Ihr her?“ Die Worte klangen rauh, aber Ludger fühlte doch, daß nur die Teilnahme sie dem Kerkermeister eingegeben, und das tat ihm wohl.

„Ich weiß es selbst nicht,“ antwortete er.

„Hm, habt Ihr vielleicht eine lose Zunge? Der Prophet hält harte Schule für die Schwätzer. Rüscher hat's erfahren.“

„Ich war Zeuge seiner Worte und seines Todes.“

„So, so, nun dann befehlt Eure Seele Gott.“

„Sind nicht auch Kibbenbrock und Redecker hier?“

„Allerdings, aber der Prophet wird sich hüten, ihr Leben anzutasten. Nach Euch kräht kein Hahn.“

Ludger schwieg. „Gehabt Euch wohl,“ sagte der Schließer. „Ihr fürchtet Euch wohl nicht vor Gespenstern?“

„Nein, die lebenden Bösewichter sind schlimmer.“

„Da habt Ihr recht, gute Nacht.“

Der Schlüssel drehte sich kreischend im Schloß, und Ludger war allein. Ein kleines, vergittertes Fenster gestattete dem Lichte des Tages nur spärlichen Zugang in die Zelle. So lange er die Gegenstände in derselben noch unterscheiden konnte, wandelte er unstät umher. Dabei näherte er sich einer Scheidewand, auf der mit Kohle etwas geschrieben war. Die ungelenken Schriftzüge ließen auf eine Hand schließen, die nicht gewohnt war, den Griffel zu führen, doch gelang es Ludger, die Schrift zu entziffern. Er las: „Heute mir, morgen dir.

Sprich ein Paternoster für meine sündige Seele. Bei Gott ist Barmherzigkeit, bei Menschen nicht." Darunter standen zwei Buchstaben, welche offenbar den Namen des Eingekerkerten bezeichnen sollte. Mechanisch wiederholte der Goldschmied die Worte, dann ließ er sich seufzend auf den kleinen Schemel nieder, der neben einem elenden Lager das einzige Gerät in der Zelle war.

Wer war der Unglückliche, der dieses Testament an die Wand geschrieben? Vielleicht ein Räuber oder Mörder, an dem die strafende Gerechtigkeit gesühnt, was er verbrochen. Oder war es ein Unschuldiger, der hier sein Urteil über die Menschen aussprach? — Nein, das konnte nicht sein; die Stadt durfte sich rühmen, allzeit gerechtes Gericht geübt zu haben. Doch jetzt war es anders. Rohe Gewalt und Willkür herrschten in den Mauern, das Recht war zum Spotte geworden. Das blutige Schauspiel auf dem Domhofe, dessen Zeuge er gewesen, stieg vor dem jungen Manne auf und erfüllte seine Seele mit Grausen. Wartete seiner nicht vielleicht ein ähnliches Los? —

Der Tag sank, die Schatten wurden dichter und dichter, und endlich umfing schwarze Finsternis den Gefangenen. Wie jemand, der sich zum Schlafe niedergestreckt hat, noch einmal des Tages wechselvolle Bilder an sich vorübergleiten läßt und prüfenden Sinnes sein Tun mit seinem Wollen vergleicht, ehe der Schlaf gleichsam den Schlußstrich macht unter die Rechnung, so entrollte sich vor Ludgers Geist sein vergangenes Leben.

Er sah sich als fröhlichen Knaben im Hause des ernsten, wortkargen Vaters, sah sich behütet und gepflegt von der liebenden Mutter, durchwanderte die Fremde als lernbegieriger Geselle der edlen Goldschmiedekunst, begrüßte wieder heimkehrend die ragenden Mauern der

Vaterstadt, sah sich am Grabe des Vaters, am Sarge der Mutter und dann hineingeworfen in das wüste Getriebe der letzten Tage. Und dann stieg ein freundliches Bild vor ihm auf, das Bild seiner Eva, um die er gerungen und gelitten, und von der ihn nun der Tod, ein schimpflicher Tod, trennen würde. Wie mochte sie es ertragen? Würde sie ihn wohl vergessen? — Aus der Finsternis, welche ihn umgab, tauchten höhnende Gestalten auf. Da war Knipperdolling, der ihn schadenfroh als Toren verlachte, dort der grimmige Prophet von Haarlem mit dem Richtschwerte in der Hand, und ein feiler Pöbel jauchzte, wie sein Haupt fiel. Grauen durchschüttelte ihn, seine Augen öffneten sich weiter, aber er sah nur Finsternis.

Da hörte er Schritte. Sie kamen näher, ein schwacher Lichtstrahl fiel durch eine Ritze der Tür. Wollte man ihn schon jetzt zum Tode führen, sollte die Nacht den Mord decken? Aufgeregt sprang er von dem Schemel und starrte nach der Tür. Das Schloß knarrte, die Tür öffnete sich. Geblendet von dem Lichte einer Laterne, welche emporgehoben wurde, vermochte Ludger im ersten Augenblicke nicht zu erkennen, wer vor ihm stand. Doch im nächsten hing jemand an seinem Halse, und eine von freudigem Schluchzen fast erstickte Stimme jubelte! „O Ludger, Ludger!"

Er hielt Eva in den Armen.

Der junge Mann war so erstaunt und verwirrt, daß er kein Wort hervorbringen konnte.

„Du bist frei, Ludger, komm, du darfst das Gefängnis verlassen," flüsterte sie, halb weinend, halb lachend.

Zweifelnd blickte dieser auf den Schließer.

„Die Jungfer spricht wahr, Herr, Ihr seid frei,"

sprach dieser so freundlich als möglich, „bedankt Euch bei ihr.“

„Wie, Eva,“ sagte Ludger, „du hast meine Befreiung erwirkt? Wie hast du es vermocht?“

„Reden wir jetzt nicht davon,“ entgegnete sie lächelnd, „nur fort aus diesem schrecklichen Orte.“

Sie nahm ihn bei der Hand und zog ihn zur Tür.

Der Kerkermeister geleitete sie hinaus.

„Sorgt dafür, daß ich Euch nicht ein zweites Mal Herberge geben muß,“ sagte er zu Ludger, „es möchte nicht so glimpflich ablaufen.“

Die beiden standen auf der Straße, wo der Wächter noch harrte.

„Ich sehe, ich bin überflüssig geworden,“ sprach er; „gute Nacht, Jungfer, Ihr seid ein wackeres Mädchen.“

Arm in Arm gingen Ludger und Eva durch die Straßen, und sie erzählte ihm, wie sie seine Festnahme erfahren und durch Johann von Leyden seine Freilassung erlangt, ohne jedoch zu verraten, unter welchen Umständen es geschehen.

Ludger fand keine Worte, der Geliebten zu danken, immer wieder zog er sie an sich und schwur ihr, dieser Stunde nie zu vergessen.

„Aber sage mir doch, Ludger,“ sprach das Mädchen plötzlich, „bist du getauft?“

„Allerdings, Eva, aber man hat mich getauft gegen meinen Willen. Und er erzählte ihr sein nächtliches Abenteuer.

Eva atmete erleichtert auf. „Es war ein schlechter Streich, aber dein Freund hat es wohl gut gemeint.“

„Daran zweifle ich nicht. Aber nun, Eva, was sollen wir tun? Willst du nicht versuchen, aus der Stadt zu entkommen?“

„Es wird mir nicht gelingen. Doch du könntest den Versuch machen; weiß ich dich nicht mehr bedroht, bleib' ich gerne."

„Ich lasse dich nicht allein zurück in dieser Brutstätte des Unglücks."

„Mir wird so leicht nichts geschehen."

„Aber mein Haus? Entweiche ich, wird man es in Besitz nehmen und mich meines Erbes verlustig erklären, und bei Gott, das könnte ich nicht verwinden."

„Allzu scharf macht schartig," entgegnete Eva. „Solch Regiment kann nicht lange bestehen; zudem steht der Bischof vor den Toren. Laß uns der Dinge warten. Aber sei vorsichtig, lieber Ludger, verbirg deinen Unmut, reize niemand, ich möchte die entsetzliche Angst nicht noch einmal durchleben."

Ludger umschlang die Geliebte und küßte sie feurig.

„Ich weiß jetzt, was Liebe ist," flüsterte er, „du hast es mich gelehrt."

Sie schieden von einander.

Als der Goldschmied nach Hause kam, erfuhr er von seinen Mägden, daß Dusentschur kurze Zeit nach seiner Verhaftung erschienen war und auf Befehl Matthyssens alle Wertgegenstände des Hauses in der Werkstatt zusammengetragen, diese verschlossen und den Schlüssel an sich genommen habe.

Ludger war empört über diese Frechheit, doch bezwang er sich und erwartete gespannt den nächsten Tag.

Johann von Leyden hatte Matthyssen noch am gleichen Abend mitgeteilt, daß er den Goldschmied aus der Haft entlassen, da es sich um einen Irrtum in der Person gehandelt habe. Dabei erfuhr er, daß Dusentschur es gewesen, der die Festnahme Herdings veranlaßt. Er hatte Matthyssen nach der Hinrichtung Rüschers

aufgesucht und seinen frühern Meister als einen fanatischen Papisten, als einen Mitschuldigen Rüschers bezeichnet, und der Prophet, der jeden Widerstand gegen seine Herrschaft im Keime ersticken wollte, hatte ihm die Vollmacht gegeben, Herding einkerkern zu lassen.

Mit innerm Ingrimm mußte Dusentschur erfahren, daß sein Plan, den verhaßten Nebenbuhler zu vernichten, durchkreuzt worden war von unbekannter Seite, doch das entmutigte ihn nicht. Er sann nur um so eifriger darauf, ihn zu verderben.

Matthyssen, der genug Scharfblick besaß, um zu erkennen, daß er noch viele Gegner hatte, suchte dieselben einzuschüchtern und alle aufrührerischen Neigungen gänzlich zu dämpfen.

Am nächsten Morgen wurden alle Männer auf den Markt beschieden. Dort hieß er die seit dem Tage der Austreibung Getauften sich allein aufstellen. Alle mußten die Waffen ablegen und sich dann in die Lambertikirche begeben. Die Türen wurden geschlossen, und niemand als Johann von Leyden war bei den Gefangenen. Er erklärte ihnen, der himmlische Vater habe dem Propheten geoffenbart, wie so viele Heuchler noch unter ihnen seien, welche das Zeichen des Bundes entweiht hätten und die Gemeinde des Heiligen schändeten.

„Ein schreckliches Gericht soll über alle diese ergehen," rief er, „darum tuet Buße und flehet den Vater an, vielleicht, daß ihr noch Gnade erlanget. Betet, betet, die Rache ist vor der Tür; der Engel des Herrn hat das Schwert der Gerechtigkeit schon in seinen Händen!"

Dumpfes Schweigen lagerte sich auf die Menge, niemand wagte es, ein Wort der Widerrede zu äußern. Viele warfen sich nieder und flehten den Himmel an um Erbarmung, andere standen mit heimlich geballten Fäusten

düster und schweigend da, während Johann von Leyden nicht müde wurde, immer wieder zur Buße zu ermahnen.

Ungefähr drei Stunden blieben sie also eingeschlossen, da öffnete sich das Haupttor, und Matthyssen erschien, umgeben von einer Schar Bewaffneter, welche bloße Schwerter in den Händen trugen. Lauter Jammer erhob sich, denn viele glaubten, der finstere Prophet wolle wieder sein blutiges Richteramt ausüben. Dieser schritt hinauf bis zum Chore, seine Schergen stellten sich zu beiden Seiten auf, er selbst warf sich ausgestreckt auf den Boden.

„Betet, betet!“ rief Johann von Leyden, „ruft den Vater um Gnade an, vielleicht daß er Erbarmen übt an euch Sündern und euer Blut nicht fordert als Sühne für euren Frevel.“

Und schluchzende Stimmen erhoben sich und schrieen sich fast heiser, um Barmherzigkeit zu erlangen.

Nach langen Minuten banger Angst erhob sich der Prophet und trat vor die Menge. Tiefe Stille herrschte ringsum.

Er blickte zu Boden, erhob dann langsam den Kopf, streckte die Arme zum Himmel empor und blieb einige Zeit also stehen. Dann rief er mit lauter Stimme: „Gepriesen sei deine Langmut, o Herr, der du nicht willst den Tod des Sünders, sondern, daß er sich bekehre und lebe.“

Darauf ließ er die Hände sinken und sprach: „Wohlgefällig hat der Vater herabgesehen auf eure bußfertige Gesinnung und angenommen die Fürbitte seines Knechtes. Das Schwert der Rache, das schon gezückt war über euren Häuptern, ist wieder eingesteckt, und der Grimm des Vaters ist besänftigt. Gehet hin und sündigt nicht wieder, auf daß ihr erfunden werdet als würdige Kinder

seines Volkes. Wer aber immer sich auflehnet gegen die Gesalbten des Herrn, den wird sein Fluch treffen, und er wird ausgetilgt werden wie einst die Rotte Korah."

Die Türen öffneten sich, und die Schar wurde zurück zum Markte geführt. Auch Kibbenbrock und Redecker wurden ihrer Haft entlassen, und der Prophet ließ einen Psalm anstimmen als Dank für die Erbarmung des himmlischen Vaters gegen die Sünder.

Matthyssen hatte erreicht, was er gewollt. Seine Anhänger jubelten ihm zu, seine Gegner waren so vollständig eingeschüchtert, daß niemand wagte, auch nur ein Wort gegen den gewalttätigen Propheten zu reden.

Am andern Tage riefen Trompeten in den Straßen das Volk auf den Domhof. Der Prophet erschien, umgeben von Rothmann, Johann von Leyden, Knipperdolling, Kibbenbrock, Krechting, Tilbeck und einigen Predigern, und verkündete eine neue Offenbarung des Vaters.

„Liebe Brüder und Schwestern," hob er an, „nun wir durch die Erbarmung des Herrn ein einiges Volk geworden sind, auserwählt, das Erbe der Verheißung in Besitz zu nehmen, ist es sein Wille, daß alle in der Freiheit des Geistes leben und gleichen Anteil an den irdischen Gütern haben sollen. Demnach soll ein jeder sein Gold oder Silber, oder was er sonst hat an wertvollen Gütern, zu den Füßen der Vorsteher niederlegen. Nichts darf dem Eigennutz mehr dienen, und was ein jeder bedarf, das soll er reichlich empfangen. Wer aber das Wort Gottes verachtet und den Geist des Herrn betrügen will, der sehe sich vor, daß nicht ein Strafgericht über ihn ergehe wie einst über Ananias und Saphira."

Der Pöbel jubelte über diese Anordnung und pries den Propheten als den Erlöser und Helfer der Armen.

Dieser ernannte sieben Diakonen, welche von den zusammengestellten Gütern nach Bedarf austeilen sollten. Rothmann legte ihnen die Hände auf und weihte sie also zu ihrem Amt.

Aus Furcht vor Strafe brachten viele Bürger Gold und Geschmeide auf das Rathaus und übergaben es den bestellten Schatzmeistern. Weil aber der Prophet voraussah, daß der gute Wille bei vielen mangeln werde, ließ er Tag um Tag Wagen durch die Straßen fahren und sandte Boten in die Häuser, welche die Güter zusammenbrachten. Das gemeine Volk aber strömte zu den Diakonen, und diese teilten mit vollen Händen aus an alle Bedürftigen.

Damit war eine vollständige Umwälzung aller bürgerlichen Verhältnisse eingeleitet. Um dieselbe zu beschleunigen, um gleichsam die Erinnerung an die früheren Einrichtungen zu zerstören, ließ Matthyssen alle öffentlichen Urkunden und Dokumente vernichten; das große Siegel des Rathauses wurde zerschlagen, die Bilder der Bischöfe, mit denen das Haus geschmückt war, wurden zerstört, die Wappen von den bischöflichen Gebäuden gerissen und in den Kot getreten. Hiermit noch nicht zufrieden, befahl der Prophet, alle Bücher, Handschriften und Gemälde auf dem Domhofe zusammenzutragen, wo er alles verbrennen und den Umsturz des alten Babel mit einem Zechgelage feiern ließ. Münster war der Anarchie überliefert.

13.

Der Ostersonntag des Jahres 1534 war gekommen. Hell und klar stieg die Sonne am Himmel herauf, ein sanfter Lenzwind zog mit mildem Hauche über die

Mauern der Stadt und spielte in dem zarten Laube der Linden auf dem Domhofe. Draußen feierte die Natur hier Ostern, aber die Menschen in der trotzigen Feste spürten nichts von dem Wehen des Lebens, das sich den Banden des Todes entrungen. Kein feierlicher Glockenklang hallte von den Türmen, keine frommen Beter wallten zu den Tempeln. Düstere Werktagsstimmung lag brütend über der Stadt und senkte sich schwer in die Straßen hinab. Es war, als ob der Geist des finstern Propheten über den Zinnen schwebe, einem raubspähenden Adler gleich, vor dem jeder Freudenlaut ängstlich verstummt.

Schwere Wagen fuhren langsam durch die Stadt, deren Last die Pferde kaum zu fördern vermochten. Sie führten große Quadern von den zerstörten Grabmälern der Kirchen, steinerne Heiligenbilder und Altarsteine zu den Wällen, wo zahlreiche Hände in emsiger Arbeit an der Befestigung der Stadt arbeiteten. Die Wachen schritten spähend auf den Wällen einher, auf den Schanzen wurden Geschütze aufgestellt, unterirdische Gänge wurden gegraben und die Gräben durch Palissaden geschützt. Im alten Dome arbeitete eine Pulvermühle, in der Servatiuskirche waren Weiber beschäftigt, in großen Pfannen Pech und Teer zu sieden, um Pechkränze zu fertigen, und auf dem Domhofe übten erfahrene Schützen eine Schar halbwüchsiger Knaben im Pfeilschießen. Die Stadt rüstete sich zur Verteidigung, denn die Gefahr von außen war näher gerückt. Der Bischof hatte vor den einzelnen Toren befestigte Lager errichten lassen und hielt die Stadt umschlossen; die Ritterschaft der Diözese stellte eine treffliche Mannschaft zur Belagerung, und die ganze Landschaft unterstützte den Fürsten in der Anwerbung von Söldnern, welche vor Begierde brannten, die trotzige Stadt zu berennen.

Es war gegen elf Uhr morgens. Auf der Schanze am Jüdevelder Tore schritt Ludger mit einer mächtigen Hellebarde auf und nieder, denn er hatte Wachtdienst. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und blickte hinüber nach dem Lager, welches clevische Truppen unter dem Oberbefehl des Generals Egon von Tevern vor dem Tore aufgeschlagen hatten. Es war ruhig im Lager, die rauhen Landsknechte schienen den Ostertag besser zu feiern als die fromme Stadt Münster.

Da vernahm er plötzlich von der Stadt her ein Geräusch wie von Pferdehufen und heranziehenden Menschen, und als er sich wandte, sah er einen Zug von etwa zwanzig Reitern und einem Häuflein Fußvolk heranrücken. Von allen Seiten eilten Menschen auf die Wälle und zu den Schanzwerken, als gelte es, ein besonderes Schauspiel zu genießen.

„Heil dem Propheten, Heil dem großen Matthyssen!“ scholl es aus Hunderten von Kehlen, und immer dichter bedeckten sich die Wälle mit Zuschauern. Verwundert fragte Ludger einen ihm bekannten Bürger, was der Aufzug bedeute. Dieser erzählte, der Prophet habe auf dem Marktplatz eine Offenbarung verkündet, wie er als ein anderer Gideon ausziehen und die gottlosen Midianiter schlagen solle mit der Schärfe des Schwertes. Er habe sich eine kleine Schar auserwählt und ziehe nun mit dieser hinaus, die Feinde zu vertilgen und die Stadt zu befreien.

Inzwischen war der Zug näher gekommen. An der Spitze ritt Matthyssen auf einem feurigen Rappen, ein großes Schwert in der Rechten. Sein Kopf war unbedeckt, wirr hing das lange, schwarze Haar um seine Schläfen und flatterte im Winde, seine Augen waren gegen das Tor gerichtet und glühten unheimlich.

„Er ist verrückt,“ flüsterte der Bürger Ludger zu, „ein vernünftiger Mensch begeht keine solche Torheit. Die clevischen Midianiter werden ihm schon heimleuchten.“

Während Ludger das Gefolge des Propheten musterte, winkte ihm einer der Fußsoldaten einen Gruß hinauf, und er erkannte in demselben den Studenten Heinrich Graes. Er hatte keine Zeit, den Gruß zu erwidern, denn schon zog die Schar durch die äußere Pforte ins Feld.

Vor dem Tore wandte Matthyssen sein Roß und feuerte seine Leute zum Kampfe an. Nichts könne ihnen geschehen, rief er, der Herr werde die Feinde wie Spreu im Winde vor ihnen verwehen, und sie mit seinem Schrecken schlagen. Tausend Engel würden unsichtbar neben ihm streiten und ihre Blitze auf die Heiden schleudern.

Darauf befahl er dem Trompeter, zum Angriff zu blasen, und er sprengte stolz vorauf, gefolgt von dem verwegenen Haufen.

Als die Soldaten im Lager den abenteuerlichen Zug herankommen sahen, stutzten sie zuerst, dann aber erscholl ein lautes Hurra, und alles griff zu den Waffen. Die Arkebusiere hatten nicht einmal Zeit zum Schuß, da sahen sie sich schon von den Feinden umringt, und es entstand ein wildes Gedränge. Wohl stachen die Reiter den einen und andern Söldner nieder, wohl trafen die Hellebarden der Fußknechte da und dort, der lächerliche Angriff verwandelte sich in wenigen Minuten in einen gefahrvollen Rückzug.

Inmitten des Gewühles ragte des Propheten hohe Gestalt empor, er schwang sein breites Schwert wie ein Rasender unter die Feinde und rief Gottes Fluch auf sie herab; aber er wurde umzingelt, vom Rosse gerissen

und von den ergrimmten Landsknechten niedergehauen. Einigen der Reiter gelang es, sich Bahn zu brechen zur Flucht, und ihnen folgten die Fußknechte, welche noch übrig waren, doch die Feinde waren ihnen auf den Fersen. Als der Student den üblen Ausgang des Kampfes sah, wandte auch er sich rasch zur Flucht.

Inzwischen hatte Ludger, den das Schicksal des Freundes dauerte, rasch einige beherzte Männer um sich gesammelt. Sie stürzten aus dem Tore, um die Flüchtenden zu schützen und ihre Verfolger abzuhalten. Eben trafen sie mit jenen zusammen, als auch schon ein Trupp Reiter heransetzte und auf sie einhieb. Ein heftiger Kampf entspann sich, in welchem Heinrich einen Stich in die Schulter erhielt, der ihn niederstreckte. Ludger sah es, sprang hinzu und stellte sich über ihn. Mit gewaltigen Schlägen sauste seine Hellebarde in die Gegner, andere eilten ihm zu Hilfe, doch wären die Münsterschen unterlegen, wenn nicht plötzlich Rettung gekommen wäre.

Auf falbem Rosse sprengte Johann von Leyden mit einem Trupp kühner Reiter heran und warf sich den Feinden entgegen. Dadurch lenkte er den Kampf von Ludger und seinen Genossen ab, und diesem gelang es, Heinrich aufzuheben und aus dem Gedränge zu ziehen. Er schleppte ihn an das Tor und übergab ihn hilfbereiten Händen, dann wandte er sich wieder zurück.

Indessen standen die Clevischen, welche sich nicht bis unter die Mauern der Stadt wagten, von der weitern Verfolgung ab, und Johann von Leyden kehrte mit dem Reste der Bürger in die Stadt zurück. Die erbitterten Landsknechte schlugen dem bereits verschiedenen Propheten den Kopf ab und steckten ihn auf eine hohe Stange, die sie vor dem Lager aufpflanzten, den Leichnam aber zerrissen sie förmlich in Stücke.

Ludger fand den Studenten auf der Schanze und neben ihm ein junges Weib, das sich mit feuchten Augen über den Bewußtlosen beugte. Es war Hilla, die von der Mauer dem blutigen Schauspiele zugesehen und nun herbeigeeilt war, dem Geliebten Beistand zu leisten. Die Wunde war nicht tödlich, und der Student kam bald wieder zu sich. Als er Ludger erblickte, streckte er ihm matt lächelnd die Hand entgegen und flüsterte: „Ich danke Euch, Herding, aber vielleicht wäre es besser gewesen, ich läge draußen mit den andern."

„Nun, zum Sterben habt Ihr noch immer Zeit," entgegnete dieser. Hilla errötete, sprach aber kein Wort. Sie legte selbst Hand an, als die Wunde verbunden wurde, dann ließ sie den Verletzten in seine Wohnung schaffen.

Die Kunde von dem schrecklichen Ende des Propheten verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt und machte seine gläubigen Anhänger nicht wenig bestürzt und zaghaft. Auch Rothmann erfuhr das Unglück, doch nahm er die Nachricht mit gemischten Gefühlen auf. Die Gewaltherrschaft, die der Haarlemer Bäcker in der Stadt aufgerichtet hatte, war nicht nach seinem Sinne gewesen; zwar war er sich bewußt, jenem die Wege bereitet zu haben, aber er selbst sah sich mehr und mehr zurückgedrängt, die geistige Führung der hl. Gemeinde hatte der holländische Prophet ihm entrissen, und das hatte ihn verdrossen. Es hätte der Spöttereien seines Weibes nicht bedurft, um ihm den Gedanken einzugeben, daß er den Tod Matthyssens benutzen müsse, den verlorenen Einfluß wiederzugewinnen. Er wollte keine Zeit versäumen und begab sich sofort zu Knipperdolling, um mit ihm Rat zu pflegen. Diesen hatte die Unglücksbotschaft mächtig erregt. Er begriff, daß, falls er jemals die angestrebte

Herrschaft über die Stadt erlangen wollte, nun die Zeit gekommen sei. So kam er denn mit Rothmann überein, daß der Rat allsogleich berufen und auf dem Domhofe eine Versammlung abgehalten werden sollte. Dort sollte Rothmann Knipperdolling als weltliches Oberhaupt der Stadt ausrufen, wofür dieser ihm das geistliche Regiment überlassen wollte. Aber sie kamen zu spät.

Schon am Nachmittage desselben Tages rief Trommelwirbel die gesamte Einwohnerschaft der Stadt auf den Domhof. Nicht ohne Sorge eilten Knipperdolling und Rothmann ebenfalls hin.

Eine große Menschenmenge umdrängte das Südportal des Domes. Vor demselben war ein Holzgerüst aufgeschlagen, und auf diesem stand Johann von Leyden in phantastischer Kleidung. Sein Haupt war unbedeckt, die hellblonden Locken fielen anmutig auf seine Schultern herab, und seine Augen glänzten wie von überirdischem Lichte durchstrahlt. Aber seine Wangen waren bleich vor innerer Aufregung, denn er war sich bewußt, was er wagte. Doch die kecke Sicherheit, welche ihm auf den Brettern der Schaubuden früher den Beifall des Volkes eingetragen, verließ ihn nicht, und er hoffte, das Spiel zu gewinnen.

„Liebe Brüder und Schwestern," begann er, „der Herr hat sein Volk schwer heimgesucht. Der große Prophet, der, vom Geiste Gottes beseelt, diese heilige Stadt erhoben zu einer Stätte des wahren Glaubens, er ist gefallen unter den Streichen der Heiden. Und das ist sein Schicksal gewesen, weil der Satan sein Herz zum Hochmute verleitete. Allzu vermessen baute der Prophet auf des Herrn Beistand, darum mißfiel er dem Vater, und er stürzte ihn in den Staub. Schon vor drei Tagen sah ich seinen Ausgang in einem nächtlichen

Gesichte. Ich sah im Traume den Propheten und neben ihm einen bewaffneten Mann, und dieser durchbohrte ihn mit seinem Schwerte. Und eine Stimme erscholl, welche rief: „Also richtet der Herr über die, welche sich erheben in ihrem Herzen.“ Und als ich seufzend fragte: „O Herr, wer soll dein Volk leiten?“ da rief die Stimme abermals: „Mein Volk soll nicht waise gelassen werden, dich will ich setzen, mein Erbe zu hüten, und ich will deinen Namen groß machen, so du dein Herz bewahrest vor Hoffart.“ „So zaget denn nicht, der Herr hat Gericht geübt nach seiner Gerechtigkeit, aber seine Gnade ist neu geworden über euch. Er hat Elias hinweggenommen aus unserer Mitte und seinen Geist ausgegossen auf Elisäus.“

Der Pöbel wurde durch diese Rede entzündet, und tausendstimmig erscholl der Ruf: „Heil unserm Propheten, Heil Johann von Leyden!“

Mit hochroten Wangen stand der junge Volkstribun da und überschaute mit Wohlgefallen die jubelnde Menge. Doch er winkte abwehrend mit der Hand und sprach: „Nicht mir, nicht mir, Gott allein sei die Ehre! Gleich dem jungen Könige Salomo muß ich beten um Weisheit, nach Recht und Gerechtigkeit zu regieren diese heilige Gemeinde und bedarf des Rates und Beistandes der Erfahrenen und Weisen. Darum habe ich mir auf Antrieb des Geistes einen weisen und aller göttlichen Lehren kundigen Mann zu meinem Helfer erwählt, einen Priester des Herrn nach seinem Herzen, ihn, der euch geführt hat zur Quelle des lauteren Wortes, Rothmann, den trefflichen Meister und Lehrer.“

Ein neuer Beifallssturm durchbrauste die Luft, in den auch die Münsterschen Altbürger einstimmten.

Dieser schlaue Schachzug durchkreuzte die Pläne

Knipperdollings vollständig. Denn Rothmann, dem auf diese Weise der Weg geöffnet war, seinen frühern Einfluß wieder zu gewinnen, ging ohne Zögern zu Johann von Leyden über. Er trat vor ihn und neigte sich demütig. „Unwürdig zwar bin ich,“ sprach er, „das Volk Gottes zu leiten, aber fern sei es von mir, den Ruf des Vaters zu verachten. All meine geringe Kraft stelle ich in Euern Dienst.“

Knipperdolling knirschte vor Wut über die schlauen Winkelzüge seines Schwiegersohnes, aber er verschloß seinen Ingrimm, da er wohl einsah, daß er augenblicklich nichts gegen Johann von Leyden ausrichten konnte.

Dieser begnügte sich indessen nicht mit seinem ersten Erfolge. Nur zu gut wußte er, welches Ziel sich Knipperdolling gesetzt hatte, er vergaß in ihm den gefährlichen Nebenbuhler nicht und suchte seinen Einfluß vollständig zu brechen.

Schon am nächsten Tage versammelte er abermals das Volk auf dem Domhofe und trug ihm als eine Offenbarung Gottes vor, daß dem neuen Israel eine neue Staatsverfassung gegeben werden müsse. Die jetzige Obrigkeit sei von Menschen eingesetzt worden, nun aber werde der Herr selbst durch ihn kund tun, wen er erwählt habe zu Vorstehern seines Volkes.

Darauf ernannte er zwölf Männer, von denen er wußte, daß sie Knipperdolling abgeneigt waren, zu Ältesten, darunter auch den frühern Bürgermeister Tilbeck, der ein erbitterter Gegner Knipperdollings und ein ebenso eifriger Anhänger der wiedertäuferischen Lehren war, und ferner einige der einflußreichsten Mitglieder des bisherigen Magistrats. So trug er die Spaltung in die Reihen derer, von denen er Widerstand fürchten konnte, und schuf sich einen willfährigen Rat. Derselbe sollte in

allen weltlichen und geistlichen Dingen die alleinige Entscheidung haben, in Wahrheit aber nur den Willen des neuen Propheten ausführen, der eigentliche Machthaber war der vierundzwanzigjährige holländische Abenteurer. Die Begeisterung und Sicherheit, mit der Johann von Leyden seine Vorschläge als Offenbarungen Gottes vortrug, und die stille Hoffnung auf ein Leben der Freude und Lust, rissen die Menge zu einem Beifalle hin, der keinen Widerspruch aufkommen ließ. Rothmann trat an seine Seite, pries die neue Ordnung als ein Werk der göttlichen Weisheit und verkündete dem Volke den besondern Schutz des himmlischen Vaters gegen alle seine Feinde.

Darauf ließ er die Ältesten der Reihe nach vortreten, übergab jedem ein Schwert und sprach: „Nimm hin das Schwert der Gerechtigkeit, das der Herr dir anvertraut, und gebrauche es nach seinem Willen.“

Nunmehr ermahnte der Prophet das Volk zu eifrigem Gebete und ließ noch zum Schlusse einen Lobgesang anstimmen.

Kaum waren jedoch die letzten Töne verklungen, da sprang Knipperdolling, der mit steigendem Grimme der ganzen Szene gefolgt war, auf die Bühne und rief: „Brüder, auch ich hatte eine Offenbarung erhalten, und der Geist treibt mich, sie euch zu künden. ‚Alles Hohe,‘ spricht der Herr, ‚soll erniedrigt werden, und alles Niedrige erhöht werden.‘ Er hat kein Wohlgefallen an denen, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinne. Viele sind, die da kommen in Schafskleidern und nennen sich Propheten, inwendig aber sind sie reißende Wölfe.“

Johann von Leyden begriff sofort, daß Knipperdolling das Volk mit Mißtrauen gegen ihn und seine Anordnungen erfüllen wollte. Er sah, wie die Menge stutzte ob dem Gebahren des ehemaligen Bürgermeisters,

und die Gefahr, welche seiner Herrschaft bei dem wankelmütigen Pöbel drohte, trieb ihn zu raschem Handeln.

Er trat an Knipperdollings Seite und rief: „Gelobt sei der Vater, der seine Knechte würdigt seines Wohlgefallens. Ein gutes und wahres Wort hat er gesprochen durch den Mund unseres Bruders, und damit erfüllt werde sein Wille, übergebe ich dem Bürgermeister Knipperdolling das Amt eines Schwertführers in Israel, auf daß er vollstrecke die Urteile der Ältesten, so ein Sünder im Volke erfunden wird, der den Tod verdient.“

Damit übergab er ihm ein entblößtes Schwert und ernannte vier Männer zu seinen Trabanten.

Knipperdolling, der auf diesen Ausgang nicht gefaßt war, verlor vollständig den Kopf. Er nahm das Schwert, schwang es durch die Luft und schrie mit gewaltiger Stimme: „Wehe dem, der meinem Arme verfällt, ich werde ihn schlagen mit der Schärfe des Schwertes.“

Das Volk jubelte, es sah in diesen Dingen eine Bestätigung des neuen Propheten und seiner Anordnungen und pries sich glücklich.

Johann von Leyden hatte seinen Zweck erreicht. Die alte städtische Verfassung war gestürzt, die Macht der Bürger gebrochen. Er ließ durch Rothmann, Tilbeck und Krechting eine neue Verfassung ausarbeiten, welche aus 33 Artikeln bestand, und sie dem Volke verkünden. Nach derselben sollte ein jeder Israelit allem, was die hl. Schrift gebiete oder verbiete, bei unvermeidlicher Strafe nachkommen, Gott fürchten und die Obrigkeit, welche von ihm gesetzt sei. Täglich sollten je sechs Älteste in den Morgenstunden von 7—9 und nachmittags von 2—4 zu Gericht sitzen im Bürgerhause und alle Streitigkeiten schlichten. Alles aber, so bestimmte die Anweisung, was die Ältesten für gut befunden, soll der Prophet Johann

von Leyden als ein treuer Diener des Allerhöchsten und seiner heiligen Gemeinde hernach dem ganzen Volke vortragen. Für die einzelnen Gewerbe wurden besondere Aufseher ernannt, desgleichen waren die Festungswerke und das gesamte Kriegswesen der Obsorge bestimmter Männer unterstellt. Neben den schon früher eingesetzten Diakonen wurden noch sieben Subdiakonen ernannt und Kleidung, Speisen und Getränke öffentlich nach Bedarf verabreicht. Für die Männer sowohl wie für die Weiber wurde eine einheitliche Tracht festgesetzt, wodurch allem Aufwand vorgebeugt wurde. Man hätte glauben können, die Insassen eines Zuchthauses vor sich zu sehen bei den Versammlungen, aber dem gemeinen Volke gefiel diese Ordnung der Dinge über die Maßen, die wohlhabendern Bürger fügten sich schweigend der Gewalt.

Inzwischen versäumte Johann von Leyden nichts, was zur Verteidigung der Stadt nötig schien. Aus den Kirchenglocken ließ er Geschütze gießen, die Spitzen der Türme abtragen und Kanonen aufpflanzen auf denselben, die Außenwerke verstärken und durch einen streng geordneten Wachtdienst die Stadt vor jedem unvermuteten Überfalle schützen. Zugleich veranstaltete er von Zeit zu Zeit geschickt geplante Ausfälle, deren Erfolge den Mut und das Vertrauen der Bürger in seine Person nicht wenig erhöhten, aber auch den Zorn der Belagerer mehr und mehr entfachten.

Der sich stets mehrenden Plackereien müde, beschloß der Fürstbischof endlich einen Sturm auf die Stadt und bestimmte dazu den Dienstag nach Pfingsten. Am Pfingsttage ließ er die Stadt durch einen Herold zur Übergabe auffordern, und als die Aufforderung höhnisch zurückgewiesen wurde, alle Anstalten zum Sturme treffen. Die Soldaten freuten sich, denn sie zweifelten nicht, daß

die trotzige Feste ihrem Angriffe erliegen werde. Namentlich im Lager der Clevischen herrschte großer Jubel, und die Landsknechte zechten schon im voraus auf die reiche Beute, welche sie in der Stadt zu machen hofften.

Von der Begierde gereizt, die ersten zu sein, welche in die Feste eindrangen, brachen diese am Abend des zweiten Tages kurz vor Sonnenuntergang mit großem Geschrei und Lärm auf und rückten gegen das Jüdevelder Tor. Als dies in den übrigen Lagern bekannt wurde, entstand nicht geringe Bestürzung, doch ließen die Befehlshaber sofort die Mannschaften unter die Waffen treten und eilten den kühnen Angreifern zu Hilfe.

Diese hatten inzwischen den Sturm begonnen, wurden aber von den Belagerten mit einem solchen Hagel von Geschossen empfangen, daß sie zurückweichen mußten. Gleichzeitig machte Johann von Leyden einen Ausfall aus dem Tore mit einer kampfeslustigen, wohlbewaffneten Mannschaft, drang in die ungeordneten Haufen der Clevischen ein und richtete ein förmliches Blutbad unter ihnen an. In wilder Flucht lösten sich die Feinde auf und trugen die Verwirrung auch in die Reihen der Nachrückenden, so daß sie, zumal die Nacht hereinbrach, von jedem Angriff abstehen mußten.

Die Münsterschen hatten nur wenige Leute verloren, und Johann von Leyden kehrte unter dem Jubel des Volkes als Sieger in die Stadt zurück. Der kühne Ausfall befestigte seine Herrschaft also, daß er keinen Widerstand mehr zu fürchten hatte.

14.

Der Student war von seiner Wunde genesen. Jugend und Lebenskraft und Hillas treue Pflege hatten die

Heilung mehr beschleunigt als die Kräutersalben, welche der Bader für ihn bereitet hatte. Hilla war in den ersten Tagen nicht von seiner Seite gewichen und hatte die Sorge für ihn mit niemand geteilt. Sie hatte seinen Schlummer bewacht in den langen Nächten, seine vom Wundfieber brennenden Lippen gekühlt mit erfrischendem Trunke, ihm die schleichenden Stunden beschleunigt durch heitere Reden und angenehme Lesung. Er hatte ihre Lippen auf seiner Stirne gefühlt, wenn wilde Phantasien sein Hirn durchtobten, ihre Hand hatte stundenlang in der seinen geruht, wenn er fiebermatt die Augen schloß. Aber wie seine Genesung fortschritt, wurde sie zurückhaltender; es schien, als ob ihre Liebe in dem Maße abnahm, wie seine Kräfte stiegen. Es hatte ihm so wohl getan, sich in ihrer Hut zu wissen, sein Herz hatte so freudig geschlagen unter den keuschen Liebkosungen, mit denen sie den Kranken getröstet, und er entbehrte sie schmerzlich, nun er wieder gesund war.

Eines Tages saß er vor seinem Tische in einem roh geschnitzten Sessel. Seine Gedanken weilten bei ihr, seiner Liebe, und sein Herz verzehrte sich in Sehnsucht nach ihr.

Da öffnete sich die Türe, und Hilla trat ein. Ein leichtes Beben durchflog seine Glieder, er hätte aufspringen mögen und sie an seine Brust ziehen. Schön und lieblich stand sie vor ihm, ein Lächeln auf den rosigen Lippen; aber es lag eine Hoheit in ihrem Wesen, vor der sein leidenschaftliches Begehren zurückwich.

„Ich sehe, mein Schützling bedarf meiner Pflege nicht mehr," sprach sie freundlich.

„Der Gesunde vermißt dich noch mehr, als der Kranke vielleicht deiner bedurfte, Hilla. Doch du scheinst selbst meinen Dank zu verschmähen."

„Was braucht's des Dankes? Es war Freundespflicht, was ich tat."

„Du sorgtest nur aus Pflicht um mich, Hilla?"

„Du strittest für die heilige Gemeinde, ich pflegte den wunden Streiter."

Der Student blickte sie leidenschaftlich an.

„War es Pflicht, Hilla," sprach er mit gedämpfter Stimme, „daß du mich küßtest, wenn das Fieber meine Adern durchglühte, daß dein Haupt an meiner Brust ruhte, wenn mein Herz nur matt schlug?"

Das Mädchen errötete.

„O Hilla," fuhr er erregt fort, und trat vor sie hin, „nenne es nicht Pflicht, nenne es Liebe! Sage mir, daß du mich liebst, daß du mein sein willst."

„Ja, ich liebe dich, Heinrich," entgegnete das Mädchen, und ihr Auge blitzte auf, „und deine Liebe beglückt mich, die Verwaiste, die Heimatlose."

Der Jüngling schloß sie stürmisch in seine Arme und küßte sie, und sie ließ es geschehen.

Er trat wieder zurück und atmete tief auf. Seine Stimme klang ernst, als er wieder anhob: „So sprich das Wort, Hilla, nach dem ich schmachte, das eine Wort, daß du mir gehören, daß du mein Weib werden willst."

Hilla schwieg.

„Sieh," fuhr er fort, „du weißt, wie du mein Sinnen und Denken gefangen hältst; dein Bild steht vor meiner Seele Tag und Nacht, und mein Herz schmachtet nach deinem Besitze. Du weißt es, und dennoch versagen deine Lippen mir das Wort, nach dem ich seufze."

„Noch ist sie nicht gekommen, die Zeit, da ich mein Glück als reife Garbe sammeln dürfte," antwortete sie, „noch darf ich nicht mir selbst leben, ein höherer Wille gebietet über mich."

„Wer ist es, der sich zwischen dich und mich drängt,“ rief der Student leidenschaftlich, „wem gabst du ein Recht über dich?“

„Der Geist, der mich führte in diese Stadt, er hat mich geheißen, ein Werk vollbringen, das nur einer Hand gelingen kann, die den Gürtel der Entsagung um ihre Lenden legt.“

„Du sprichst in Rätseln, Hilla.“

„Siehe,“ sprach sie, „eingeschlossen ist diese Stadt von den Feinden, das Volk Gottes bedrängt von den Bösen. Vor der Feste lagern ihre Söldner, sie berennen unsere Mauern und bringen Trübsal über die Kinder der Heiligen. Schon ist der Prophet gefallen unter ihren Streichen, und sie sinnen auf größeres Übel. In bangen Nächten habe ich erwogen das Geschick meiner Brüder und zum Vater gefleht um Rettung aus der Not. Da erging das Wort an mich: ‚Ziehe aus und nimm die Schmach von deinem Volke, bewehre deine Hand und töte den Bedrücker Israels.‘ Und da ich erbebte vor dem Gebote, sprach der Geist zu mir: ‚Eine Retterin sollst du werden meinen Kindern, ihr Segen und ihr Preis. Deinen Arm will ich stärken und deine Seele richten mit Mut!‘ Siehe, das ist das Werk, das der Herr von mir fordert, sein Wille treibt mich, es zu vollbringen.“

Mit hochgeröteten Wangen stand das Mädchen da, sein Busen wogte, und sein Auge schien von überirdischem Glanze durchleuchtet.

Der Jüngling erblaßte und blickte sie mit scheuer Ehrfurcht an.

„Du bist irre geworden, Hilla,“ keuchte er, „Gott kann keinen Mord verlangen.“

„Derselbe, der einst Judith sandte in das Lager der Assyrer, der das Leben des Holofernes in ihre Hand

gab, derselbe ruft nun mich zur Erlösung der Stadt von ihrem Bedränger. Erkennst du jetzt, daß meine Seele keinen Raum haben darf für irdische Liebe, da des Höchsten Wille mein Herz durchglüht mit so hoher Aufgabe?"

„Es wird dir nicht gelingen,, Hilla! Man wird dich ergreifen und dich töten. Man wird dich ausspannen auf der Folter und dich peinigen . . . o, mich schaudert, wenn ich nur daran denke. Ich flehe dich an, ich beschwöre dich, laß ab von dem freveln Gedanken, der dein Verderben gebären wird."

„Mein Leben steht in des Allmächtigen Hand," sprach Hilla ernst, „kein Haar fällt von unserm Haupte ohne seinen Willen."

„Du weißt nicht, was du willst, Geliebte," rief der Jüngling. „Die rohen Söldner werden dich ergreifen . . . o bei allem, was dir lieb ist, flehe ich dich an, gehe nicht von mir."

„Ich fürchte niemand. Der Geist, der mich treibt zu dem Werke, er wird mich auch bewahren vor dem Anhauch der Gottlosen und mich zurückführen in deine Arme. Dann will ich dein sein."

„Und wenn es dir gelänge, den Bischof zu töten, die Stadt wird darum nicht frei werden, Hilla, du selbst aber wirst verbluten unter dem Schwerte des Henkers. Ach, erspare mir den Schmerz, deinen Tod, einen schmachvollen Tod, beweinen zu müssen."

„Ich werde nicht sterben, ich kehre zurück zu dir, mein Herz sagt es mir."

„Aber wie sollte ich eine Mörderin zum Weibe nehmen können?" erwiderte der Student leise. „Die Tat würde eine Kluft öffnen zwischen dir und mir, welche ich nicht zu überschreiten vermag."

Hilla lächelte.

„Mit den Augen eines zweifelnden, schwachen Menschen betrachtest du dieses Werk,“ sprach sie, „das der Wille des Vaters heiligt! Es wird der Ruhm meines Geschlechtes sein für alle Zeiten.“

„So versprich mir doch wenigstens, dich zu beraten mit den Männern, bevor du ausziehest,“ bat Heinrich. „Höre die Ältesten, welche gesetzt sind über die Stadt, und laß dich belehren in deinem Wahne. Sie werden dir sagen, daß du eine Torheit begehen willst.“

„Ich werde deinen Wunsch erfüllen,“ erwiderte Hilla, „damit du erkennst, daß ich dich liebe. Und nun lebe wohl, Heinrich, bald sehen wir uns wieder!“

Sie umarmte ihn zärtlich, drückte einen Kuß auf seine Lippen und verließ ihn.

Unfähig, seinen Schmerz länger zu beherrschen, sank der Jüngling in den Sessel zurück und brach in Tränen aus.

Hilla tat, wie sie Heinrich versprochen hatte. Sie offenbarte ihr Vorhaben Johann von Leyden, und dieser bestärkte sie in ihrem Entschlusse. Er führte sie in den Rat und stellte sie den Ältesten vor als eine gottbegnadete zweite Judith, welche der Vater auserwählt, die Stadt zu befreien.

Mit Staunen hörten die Männer die Botschaft, aber niemand widerriet ihr. Nur der Goldschmied Rode meinte: „Jungfer, das ist ein gefährliches Ding, das Ihr da vorhabt, und ich wünsche Euch Glück dabei, aber es kann den Hals kosten.“ Doch Rothmann war ganz entzückt von dem Heldenmute des Weibes und pries die Stadt glücklich, die solche Jungfrauen in ihren Mauern berge.

Hilla wurde auf das prächtigste geschmückt und von

den Ältesten in feierlichem Aufzuge zum Servatiustor geleitet.

Der Student traf mit ihr dort noch zusammen. Er drängte sich zu ihr und versuchte noch einmal, sie zurückzuhalten, aber vergebens. „So laß mich mit dir ziehen und dein Schicksal teilen, ich kann nicht leben ohne dich.“

Aber Hilla wehrte ihn lächelnd ab.

„Meine Hilfe ist der Herr,“ sprach sie, „er allein ist mein Schutz und Schirm. Wir sehen uns wieder.“

Das Tor öffnete sich, und Hilla schritt unter dem begeisterten Zurufe des Volkes die Straße nach Wolbeck hinab.

Kaum hatte sich das Tor hinter Hilla geschlossen, da erhielt Ludger durch einen kleinen Buben ein Brieflein. Er öffnete es, es war von Eva. Die flüchtig hingeworfenen Zeilen lauteten also:

„Lieber Ludger!

Soeben hat man ein Weib zu einem der Tore hinausgelassen, welches den Bischof umbringen will. Es wäre Schande und Schmach, wenn die Tat gelänge. Suche sie zu verhindern, wenn du ein Mann bist.

Deine Eva.“

Ludger starrte auf das Blatt, als habe er geträumt. Er hatte das Zusammenlaufen des Volkes gehört, aber sich nicht weiter darum gekümmert. Und nun sollte er das Werk verhindern, das wahnwitzige Bosheit ausgesonnen? Aber da stand es, Eva verlangte es bei seiner Mannesehre. Und wollte er ihrem Wunsche nachkommen, so war keine Zeit zu verlieren. Aber wie die Stadt verlassen? — Und wenn er die Schandtat verhinderte, wenn er aus der Feste entwich, war ihm nicht die Rückkehr unmöglich, mußte er nicht Eva einem ungewissen Schicksal überlassen? Und sein Haus?

Alle diese Gedanken stürmten auf ihn ein, es begann ihm zu schwindeln. Doch faßte er sich rasch, die Stunde drängte, er mußte sich entscheiden. Noch stand er wägend und zweifelnd, da war es ihm, als tauche die Gestalt seiner Mutter vor ihm auf und winke ihm ermunternd zu. Er zauderte nicht mehr. Eva sollte sich nicht in ihm täuschen, er wollte ihr zeigen, daß er ein Mann sei, ein Mann, der ihrer Liebe wert war. Daß Eva auch der Gedanke geleitet, ihn selbst aus den Wirren der Stadt zu ziehen, das kam ihm nicht in den Sinn, und doch hatte das Mädchen hieran gedacht.

Rasch eilte er hinab in den Keller, wo er an einer geheimen Stelle eine Summe Geldes vor den gierigen Spähern Matthyssens verborgen, füllte einen Beutel mit Gold, steckte einen Dolch zu sich und verließ das Haus. Er wollte Eva keine Mitteilung mehr machen aus Furcht, sein Vorhaben könne verraten werden, ehe er die Stadt verlassen. Doch sann er nach, ob er nicht jemand die Sorge um sein Haus anvertrauen, ob er nicht Eva einen Schützer bestellen könnte, wenn ihr Gefahr drohe, und da fiel ihm der Student ein. Er war unverdächtig, dabei ehrlich und treu und hatte ihm bewiesen, wie sehr er ihm zugetan war. Bald hatte er dessen Wohnung erreicht, fand ihn aber nicht, denn Heinrich irrte ruhelos in der Stadt umher. Kurz entschlossen nahm Ludger ein Blatt und schrieb in lateinischer Sprache seine Bitte nieder, wobei er die Hoffnung ausdrückte, daß die Verwirrung in der Stadt bald ein Ende nehmen und ihm die Rückkehr gestatten werde. Sein Vorhaben deutete er nur in einer dem Eingeweihten verständlichen Weise an.

Als er das Haus verlassen, wandte er sich dem Kreuztore zu, dessen Umgebung er kannte, und von wo er ins Freie zu gelangen hoffte. Es war etwa 4 Uhr nachmittags.

Auf der Schanze schritt eine Wache langsam auf und nieder. Ludger näherte sich und wechselte einige gleichgültige Worte mit dem Manne. Es war ein Bürger der Stadt, mit dem er an jenem Tore schon die Wache gehabt, und dieser fand nichts Auffälliges darin, daß er die Schanze betrat. Drunten zog sich ein breiter Graben vorbei, der mit Wasser gefüllt war. Ludger maß die Entfernung mit den Augen, sie schien ihm nicht zu hoch für einen kühnen Sprung, und er spähte nach einer Gelegenheit, um denselben auszuführen. Doch der Wache mußte sein Benehmen verdächtig geworden sein, und der Mann ließ ihn nicht aus den Augen. „Verlaßt die Schanze, Herding," sagte er; „kommt ein Offizier, muß ich es büßen."

Ludger, der sich auf die Brüstung gesetzt, erhob sich, als wollte er dem Befehle folgen. Plötzlich rief er, indem er nach der Stadt zeigte: „Seht doch, was ist denn das?" Der Posten wandte sich um, und im gleichen Augenblicke sprang Ludger auf die Brüstung und in den Graben hinab.

Das Geräusch des zusammenschlagenden Wassers traf des Wächters Ohr, er eilte zur Brüstung und alarmierte die Torwache. Schon war der Goldschmied wieder aufgetaucht aus dem Wasser und schwamm dem jenseitigen Ufer zu. Der Posten holte seine Büchse herbei, aber ehe er die Lunte angelegt, rannte Ludger schon im schnellsten Laufe davon. Der Schuß krachte, aber er traf nicht, der Wächter hatte absichtlich nicht auf den Flüchtling gezielt. Ein großer Lärm entstand, noch mehrere Schüsse folgten, doch sie verfehlten ihr Ziel.

Die Soldaten meldeten den Vorfall ihrem Hauptmanne, und dieser machte Johann von Leyden ungesäumt Mitteilung. Eine strenge Untersuchung wurde

angeordnet, doch konnte der Wache keine andere Schuld nachgewiesen werden, als daß sie dem Goldschmied den Zutritt zu der Schanze gestattet. Dafür mußte sie auf einige Tage ins Gefängnis wandern.

Als Johann von Leyden den Namen des Flüchtlings erfuhr, brachte er sein Entweichen sofort mit dem Plane Hillas in Verbindung und verwünschte den Tag, wo er Herding aus dem Kerker befreit. Er befahl sogleich, das Haus des Goldschmieds zu durchsuchen, doch fand sich nichts Verdächtiges. Es wurde als Eigentum der Gemeinde erklärt und dem getreuen Anhänger des Propheten, Dusentschur, zur Wohnung überwiesen, der nunmehr frei darin schalten konnte.

Nach stundenlangem Umherirren kehrte der Student gegen Abend in seine Wohnung zurück. Er betrat sein Zimmer und ließ sich mit einem schweren Seufzer in seinen Schreibstuhl fallen. Schmerz und Verzweiflung durchwühlten seine Seele, sein Leben erschien ihm so öde und leer, daß er zu sterben wünschte. Die Liebe, die er vom ersten Augenblicke an für Hilla empfunden, war zur mächtigen Leidenschaft gewachsen, die um so höher flammte, je ruhiger sie seinem stürmischen Werben gegenüber blieb. Es war ein merkwürdiges Spiel gewesen, das sie mit ihm unterhalten. Schien seine Leidenschaft zu sinken, so wußte sie mit einem innigen Worte, mit einem Blicke ihrer geheimnisvollen Augen die Glut wieder anzufachen in seiner Brust und all sein Begehren wieder auf ihren Besitz zu richten. Und dann war sie wieder ruhig und kalt, redete so nüchtern vom Glauben und dem rechten Leben, daß es ihn zur Verzweiflung treiben konnte. Nur war die Schranke gefallen, sie hatte ihm ihre Liebe gestanden, und in derselben Stunde hatte sie ihn verlassen, um sich einem gewissen Tode zu über-

antworten. Es lag auf ihm wie ein Alp, seine Brust keuchte, und er wand sich wie unter eisernen Banden.

Da fiel sein irrendes Auge auf das Blatt, welches Ludger für ihn zurückgelassen hatte. Mechanisch begann er zu lesen, doch kaum hatte er damit begonnen, als er aufsprang, ans Fenster eilte und hastig das Papier durchflog. Als er es gelesen, stand er einen Augenblick wie erstarrt, dann brach er in ein wildes Lachen aus. Der Mann, der da hinausging, um sein Teuerstes zu verraten und dem Henker zu überliefern, der bat ihn mit vertrauenden Worten, über seine zurückgelassene Braut zu wachen und ihr ein Helfer und Schützer zu sein. Halb rasend vor Wut, zerknitterte er das Blatt und zerriß es zu Fetzen. Nein, das war zuviel verlangt! Ein grimmiger Fluch trat auf seine Lippen, und heiße Rachgier umkrallte sein Herz. Warum sollte jener nicht auch erfahren, was es heiße, sein Höchstes zu verlieren, warum sollten ihm die Qualen erspart bleiben, die er tausendfach erduldete?

Wild tobte das Blut in seinen Adern, es wurde ihm zu enge in dem kleinen Stübchen, und er stürmte abermals hinaus, ohne zu achten, wohin ihn seine Schritte trugen.

Kühler Abendhauch umwehte seine heißen Schläfen, und gierig sog er die erfrischende Luft in seinen brennenden Busen. Allmählich wurde er ruhiger, und er begann über den Auftrag nachzudenken, den ihm der Goldschmied gegeben. Er hatte geschrieben, daß er die Stadt verlasse, um die Schande abzuwenden, welche der Wahnwitz eines Weibes über sie bringen wollte. Wußte er denn nicht, wer dieses Weib war? — Nein, er konnte es nicht gewußt haben, wie hätte er sonst gerade ihn zum Vertrauten seiner Sorgen wählen können! Es war das Vertrauen

eines Freundes in den Freund, das aus jenen Zeilen sprach, denn solch bittern Hohnes war der Goldschmied nicht fähig, wie die Wahrheit ihn schuf. Durfte er ihn tadeln, daß er Hillas Vorhaben zu vereiteln suchte? Sein Verstand verneinte die Frage, aber sein Herz tobte dagegen und bereitete ihm grausame Qualen auf der Folterbank dieser Erkenntnis.

Es war völlig Abend geworden, aber ein milder und freundlicher Abend, erhellt von dem matten Scheine des Vollmondes, der mit glänzender Scheibe am östlichen Himmel aufstieg. Ohne es zu wissen, war Heinrich ganz in die Nähe des Fraterhauses gekommen. Ernst und schweigend lag das Gebäude jetzt vor ihm, in dem er so manche trauliche Stunde hinter den Büchern und Handschriften verbracht hatte, und das freundliche Antlitz des gelehrten Priors, der ihm ein so liebevoller Berater und Schützer gewesen, tauchte vor seinem Geiste auf. Es ward ihm weich ums Herz, er trat auf den kleinen Friedhof und wandelte langsam zwischen den Gräbern einher. Die Tür der Kirche war angelehnt, und er glaubte, einen schwachen Schimmer zu erkennen, als ob drinnen ein Licht brenne. Neugierig ging er näher, öffnete die Pforte und trat leise in die Kirche. Seine Augen suchten das Licht; es ging von einer Kerze aus, die vor einem Madonnenbilde brannte. Vor dem Bilde aber kniete ein Weib, das Gesicht in den Händen verborgen. Die Kerze flackerte, und ihr unstetes Licht glitt mit wechselnder Helligkeit über die milden Züge der Gottesmutter, die den toten Sohn in ihrem Schoße hielt. Unwillkürlich fielen ihm die Worte des Propheten ein: „Ihr alle, die ihr vorübergeht am Wege, kommt und sehet, ob ein Schmerz meinem Schmerze gleiche,“ und es ward ihm andächtig ums Herz. Hatte sie nicht viel mehr gelitten

als er, und trug das Weib, das dort kniete, nicht vielleicht ein herberes Leid zu den Füßen der Schmerzensreichen hin?

Ein Gefühl der Ergebung zog in seine Seele ein, gegen das sein wild erregtes Herz sich zwar noch aufbäumte; aber die leidenschaftlichen Schläge wurden leiser und leiser unter dem Anhauche des Friedens, der von dem Bilde ausging. Er gab sich den ihm so fremd gewordenen Gefühlen ohne Widerstand hin.

Da hob das Weib den Kopf und blickte empor; das Licht der Kerze fiel auf ihre Züge, und Heinrich erkannte in der Knieenden jene, die ihm zum Schutze anvertraut war. Einen Augenblick wallte die Bitterkeit wieder in ihm auf, dachte er doch, worum sie gefleht. Aber er bezwang sich und verharrte ruhig, bis die Beterin sich erhob. Noch einmal neigte sie das Haupt, dann wandte sie sich, um die Kirche zu verlassen.

Da fiel ihr Blick auf den Mann, sie schrak zusammen und hemmte den Schritt, unschlüssig, was sie tun sollte. Jetzt trat der Jüngling langsam vor und sagte leise: „Fürchtet nichts, vieledle Jungfrau, ich habe keine böse Absichten.“

Bei dem Klange seiner Stimme horchte Eva auf und blickte ihm forschend ins Antlitz.

„Ich bin ein Freund Herdings,“ fuhr der Student fort, „und glaube die Sorge zu kennen, die Euch an diese Stätte führte. Er hat mich sogar beauftragt, Euch zu hüten.“

„Aber wie konntet Ihr wissen, daß ich hierhin gegangen?“ fragte Eva.

„Der Zufall führte mich an diesen Ort. Doch nun erlaubt mir, Euch heimzugeleiten,“ erwiderte Heinrich und trat an ihre Seite.

„Aber wer seid Ihr denn?“ fragte Eva, die immer noch nicht wußte, wen sie vor sich hatte.

„Erinnert Ihr Euch noch jenes Abends,“ antwortete der Student, „wo ein übermütiger Geselle Euch auf dem Markte in den Weg trat?“

Das Mädchen trat etwas zurück; sie schien von dieser Vorstellung nicht sehr erbaut.

Heinrich sah es und lächelte schmerzlich.

„Ängstigt Euch nicht,“ sprach er ernst; „ich habe solchen Übermut abgestreift. Ich bin mit Eurem Bräutigam näher bekannt geworden und schulde ihm großen Dank. Er hat mir in jenem Ausfall das Leben gerettet, wo Matthyssen fiel.“

Jetzt erinnerte sich Eva, daß Ludger den Studenten als seinen heimlichen Beschützer gegen die Wiedertäufer erwähnt, und sie faßte Vertrauen zu ihm.

„Er hat heute ein Wagestück unternommen, für dessen Gelingen ich den Himmel angerufen,“ erwiderte Eva leise.

„Ich weiß es,“ antwortete Heinrich ruhig, während er an ihrer Seite aus der Kirche schritt.

„Ist es nicht schrecklich,“ sagte das Mädchen, „was jenes Weib sich vorgenommen?“

„Es wird ihr Tod sein.“

„Die Tat muß verhindert werden, und ich freue mich, daß Herding meinen Wunsch erfüllte.“

„So waret Ihr es, welche ihn dazu antrieb?“

Eva bemerkte die Erregung nicht, welche aus seinen Worten sprach, und erwiderte unbefangen: „Allerdings, doch ich sorgte auch um ihn, obwohl ich vielleicht hier noch seines Schutzes bedarf.“

„Gestattet mir, diesen Schutz für ihn zu üben,“ sagte der Student.

„Ich danke Euch, doch hoffe ich, daß die verworrenen Zustände in der Stadt sich bald ändern.“

Sie waren bis zu der Mauer gekommen, welche den Friedhof umhegte, und Evas Blick flog nach der Stelle hinüber, wo ihr Vater im Grabe ruhte.

„Erlaubt einen Augenblick,“ sagte sie und trat zu der Gruft. Ein Rosenstock, den sie mit eigener Hand auf das Grab gepflanzt, neigte sich mit seinen weißen Blüten darüber. Eva pflückte eine duftende Rose und steckte sie an die Brust, dann kniete sie nieder.

Schweigend betrachtete der Student ihr Tun. Sie hatte wohl jemand, den sie liebte, dort eingebettet, dachte er, und es wehte ihn kühl und schaurig an. Was war doch das Leben, daß man sich also in wilder Jagd nach erträumtem Glücke abhetzte und die Ruhe der Seele einbüßte! Eine kurze Spanne nur, und das heiß pochende Herz stand still, die Hand, die sich nach Rosen ausstreckte, sank starr und kalt in das Grab! Lohnte es sich, um Genüsse zu ringen, die der nächste Tag von den lechzenden Lippen wegnehmen konnte? — Eine düstere Stimmung überkam ihn, und er gedachte der Worte des weisen Griechen: Besser ist es, nicht geboren zu sein.

Als Eva sich erhob, sagte er teilnehmend: „Ihr habt wohl einen Verwandten hier ruhen.“

„Das Grab deckt meinen Vater,“ antwortete sie leise, „in der Gruft fand er die Ruhe, die er im Leben vergebens gesucht.“ Der Student fragte nicht weiter. Schweigend schritten sie neben einander her bis zum Markte. Eva dankte für die Begleitung, und Heinrich versicherte ihr nochmals, stets zu ihrer Hilfe bereit zu sein, auch nannte er seine Wohnung. Darauf schieden sie von einander.

Als Eva dem Hause des Oheims zuschritt, trat ein

Mann unter den Bogen hervor. Er blickte dem Mädchen nach und murmelte: „Und sie muß mein werden, oder . . .“ Er vollendete den Satz nicht, wandte sich und schritt dem Domhofe zu. Es war Dusentschur.

Einige Minuten später pochte er an die Türe eines kleinen Hauses in der Nähe des Buddenturmes. Eine Stimme fragt von innen, wer draußen sei, dann öffnete sich die Türe, und Dusentschur trat ein.

„Was wollt Ihr so spät noch von mir?“ fragte die alte Trine unwirsch, jenes Weib, das Dusentschur an der Leiche Mumperts getroffen.

„Seid nicht so gallig, Mütterchen,“ erwiderte jener, „ich bring' Euch ein Goldstückchen.“

„An Eurem Geld ist kein Segen,“ knurrte die Alte, „ich habe es verloren.“

„Warum hütet Ihr es nicht besser?“

„Wollt Ihr mir Vorschriften machen? Geht Eurer Wege, ich hab' Euch nicht gerufen.“

„Still, still, wir wollen uns nicht zanken,“ sagte Dusentschur und ließ sich auf einen Schemel nieder.

Trotz des warmen Abends brannte Feuer auf dem Herde, und ein dicker Dunst verschleierte das Licht der kleinen Lampe, welche an einem Haken neben dem Herde hing. Eine große graue Katze erhob sich von dem Feuer und strich um die Füße des Mannes. Er stieß sie zurück, und sie schlug ihm fauchend die Krallen in die Waden.

„Verdammtes Vieh,“ schrie Dusentschur aufspringend „daß dich . . . .“

„Hi, hi,“ lachte die Alte, „das hast du brav gemacht, mein Schätzchen,“ und sie hob die Katze auf den Arm und streichelte sie, während das Tier, die Zähne fletschend, mit giftigen Augen nach dem Gaste blickte.

„Euer Zauber hat nicht geholfen, Trine,“ sagte Dusentschur.

„So habt Ihr ihn nicht richtig gebraucht,“ erwiderte die Alte spöttisch.

„Ganz, wie Ihr mir gesagt. Habt Ihr kein kräftigeres Mittel?“

„Das habt Ihr selber. Braucht Eure Arme.“

Damit kann ich das Mädchen doch nicht zur Liebe zwingen.“

Die Alte kicherte.

„Ihr seid ein Esel. Lockt sie in Euer Haus und schließt die Türe.“

„Ihr seid wohl beim Teufel in der Lehre gewesen,“ knurrte Dusentschur.

„Ja, der wäre der rechte Meister für so schlechte Kerle, wie Ihr einer seid,“ sagte die Alte giftig.

„Weib, mach' mich nicht rasend,“ schnaubte der Mann, „sondern hilf, ich muß das Mädchen haben. Der eine ist fort, der hindert mich nicht mehr.“

„So habt Ihr ja freies Spiel.“

„Macht keine unnützen Worte, laßt mich wissen, ob ich mein Ziel erreiche.“

„Weiß ich's?“

„Ihr könnt doch wahrsagen,“ hörte ich. Dabei klimperte er mit einigen Goldstücken in der Tasche.

Die Alte hörte den Klang und wurde freundlicher.

„Das ist so leicht nicht,“ antwortete sie.

„Macht's nur, ich bezahle gut.“

„Was gebt Ihr?“

„Einen Dukaten.“

„Ist zu wenig, zahlt zwei.“

„Gut denn.“

„Gebt erst her, ich trau' Euch nicht.“

„Verfluchte Hexe," zischelte Dusentschur und griff in die Tasche.

Die Alte tat, als ob sie nichts gehört; sie nahm das Geld und trat damit zum Licht. Dann ließ sie es schmunzelnd in die Tasche gleiten.

„Nun vorwärts, ich mag in Eurer dunstigen Spelunke nicht sitzen bis Mitternacht."

„Geduld, Söhnchen," erwiderte das Weib, „und beschimpft mir mein Haus nicht."

Dann trat sie zum Herde und ließ die Katze aus dem Arme gleiten. Das Tier fauchte, und Dusentschur zog die Füße zurück.

Die Alte hängte einen Topf mit Wasser über das Feuer und schürte dasselbe. Dann holte sie trockne Mistelzweige und warf sie in den Topf, indem sie seltsame Sprüche murmelte, fügte Eisenkraut, Baldrian und anderes Zeug hinzu und warf zuletzt noch einen dunkelbraunen Gegenstand hinein. Es war das Herz einer Elster, des weissagenden Vogels. Wie der Sud zu kochen begann, nahm das Weib einen Quirl, rührte darin herum und beschrieb dann allerlei Kreise damit über dem Topf, fortwährend unverständliche Worte murmelnd. Endlich ging sie dreimal um den Herd, den Quirl in der erhobenen Rechten, dann stand sie still und blickte forschend in die brodelnde Brühe.

„Was seht Ihr?" fragte Dusentschur neugierig und reckte den Hals.

„Ich sehe einen Mann, der ein schönes Weib am Arme führt und eine Krone auf dem Kopfe trägt. Er winkt, ein Mädchen erscheint mit einem hinkenden Menschen, er segnet das Paar."

„Ist es Eva?"

„Sie gleicht ihr."

In diesem Augenblicke brodelte der Sud über und lief der Alten über den Fuß.

„O weh,“ schrie sie und ließ den Quirl fallen. „Das hab' ich davon, daß ich Euch für ein paar lumpige Goldstücke die Zukunft offenbare.“

„Ist's auch gewiß, was Ihr sahet?“

„Hol' Euch der Satan,“ kreischte die Alte; „was kommt Ihr, mich zu fragen? Mein Fuß, mein Fuß!“

„Und habt Ihr sonst nichts, mir das Mädchen geneigt zu machen?“

„Meint Ihr, für Euer armseliges Geld noch mehr zu verlangen?“

„Ich gebe noch einen Dukaten.“

Die Augen des Weibes funkelten.

„Ich habe noch ein Mittel, aber heraus mit dem Geld!“

Dusentschur warf ein weiteres Goldstück auf den Tisch, es verschwand in der Tasche der Alten. Darauf humpelte sie zu einem Schranke und holte ein Herz von rotem Wachs hervor, an dem ein Schnürchen hing.

„Tragt es um den Hals auf bloßer Brust! Wie es vergeht, wächst der Begehrten Liebe zu Euch.“

„Wirklich?“ sagte Dusentschur und griff nach dem Zauber. „Aber das kann lang werden.“

„Je heißer Ihr liebt, um so rascher geht's. Und nun macht, daß Ihr fortkommt.“

Dusentschur nahm das Wachsherz, legte es um den Hals und ließ es unter die Kleider gleiten.

„Wenn's nicht hilft, bring' ich Euch an den Galgen,“ murmelte er.

Die Alte kreischte, die Katze sprang gegen ihn, und Dusentschur eilte aus dem Hause.

Hinter ihm flog die Türe klirrend ins Schloß.

15.

In seinem Schlosse zu Wolbeck saß Fürstbischof Franz von Waldeck beim Schachbrett. Er war ein Mann im kräftigsten Alter und von ritterlichem Aussehen. Sein Äußeres verriet in nichts den Bischof, man hätte ihn eher für einen weltfreudigen Reichsfürsten denn für den Träger einer Mitra halten können. Sehr kirchlich gesinnt war er auch nicht, und den Kampf gegen die widerspenstige Hauptstadt führte weniger der Bischof als der Landesherr. Ihm gegenüber saß sein Hofmarschall Temmo von Hörde, ein Mann mit scharf geschnittenen Zügen, zu denen das klare graue Auge mit dem nüchternen, forschenden Blick vortrefflich paßte. Seine ganze Erscheinung bildete einen eigentümlichen Gegensatz zu dem Bischofe, der neben ihm noch weniger geistlich erschien. Zur Seite auf einem Schemel kauerte der Hofnarr seiner fürstlichen Gnaden. Er hatte seine Beine übereinander geschlagen, den Kopf in die Rechte gelegt und starrte vor sich auf den Boden. Ihm gefiel das Schachzabelspiel nicht, er nannte es eine dumme heidnische Erfindung, eigens ausgesonnen, langweilige Menschen zu erziehen.

„Hütet die Königin, gnädiger Herr!" sagte der Hofmarschall. Der Bischof, der nur zerstreut spielte, warf einen Blick auf seine Stellung. Er sah ein, daß er die Partie verloren hatte, schob das Brett zurück und sagte: „Ihr habt mich geschlagen, Temmo."

„In drei Zügen seid Ihr matt, gnädiger Herr."

„Er ist schon lange matt," warf der Narr dazwischen, „sonst führten wir hier kein Leben, zum Sterben grämlich. Ich gehe ins Kloster."

„Du bist reif dafür. Dein Witz ist schal wie abgestandener Most," entgegnete Franz von Waldeck.

„Ihr habt all meinen Witz verschossen am Pfingstmontag.“

Der Bischof wurde zornig; er war nicht gern erinnert an den verunglückten Sturm auf die Stadt.

„Ich laß dich hängen, Hans,“ sprach er, „wenn du noch einmal davon redest.“

„Schickt mich nach Münster, die besorgen's umsonst. Ich brauche bloß einen Gruß von Euch auszurichten.“

„Die Bande kommt aufs Rad,“ sagte der Bischof ergrimmt.

„Das steck' ich in den Sack,“ entgegnete der Narr, „Ihr wißt, es geht viel des Zeugs hinein.“

„Lästermaul, pack' dich weg!“

„Ja, gleich, aber meine Kappe lasse ich Euch, sie wird Euch trefflich kleiden. Da habt Ihr ein groß' Geschrei angefangen, ganze Haufen Kriegsvölker angeworben und um das Nest gelegt und spielt den König Sennacherib. Hättet Ihr die Münsterschen Krämer in Ruhe gelassen, sie hätten Euch die Belagerung erspart. Jetzt mißt Euch der Schneider da drinnen ein Höslein an, das Ihr so bald nicht zerreißt.“

„Kein Wort mehr, oder ich verbanne dich.“

„Nach Iburg,“ ergänzte der Narr.

Der Bischof lachte. „Du sehnst dich nach den Fleischtöpfen Ägyptens, Hans,“ sagte der Hofmarschall.

„Hm,“ entgegnete dieser, „hier regnet's keine Wachteln. Der gnädige Herr schießt nur Böcke, aber sie lassen sich nicht braten.“

„Hat man noch keine Nachricht von den fahnenflüchtigen Meißenern?“ wandte sich der Bischof an den Hofmarschall.

„Fromme Leute,“ bemerkte der Narr.

„Wie meinst du das, Hans?“

„Nun, der neue Bischof von Münster, der große Rothmann, hat ihnen ja einen Brief geschrieben und ihnen bewiesen, daß sie arge Missetäter seien, weil sie Euer heidnische Gnaden dienten und gegen das auserwählte Volk Gottes kämpften. Das haben sie sich zu Herzen genommen und sind zur Buße davongelaufen."

„Wir werden strengste Kriegszucht an ihnen üben und ein Exempel statuieren," sagte der Bischof finster.

„Bei dem Ihr schlechte Rechnung machen werdet." sprach der Narr. „Die Soldaten sind ohnehin nicht erbaut von Eurer Kriegskunst."

Der Fürstbischof ward so zornig, daß er nach dem Narren schlug, doch dieser wich dem Streiche aus.

„Ich lasse dich auf drei Tage einsperren bei Wasser und Brot."

„Macht die Wangen rot," erwiderte Hans.

Ein leichtes Pochen an die Türe ließ den Bischof aufblicken, und der Rittmeister Bernhard von Westerholt trat ein.

„Nun," rief ihm Franz von Waldeck entgegen, „habt Ihr die Meißener zurückgebracht?"

„Nicht ohne Kampf, mein Fürst," war die Antwort, „zwei treffliche Männer haben dabei ihr Leben eingebüßt."

„Wer ist's?"

„Die beiden Brüder von der Recke, der Hauptmann und der Kanonikus."

„Wo habt Ihr die Flüchtlinge?"

„Ich habe sie in die Kirche eingesperrt und komme, Euer Gnaden Urteil über die Missetäter zu hören. Sie bitten um gnädiges Gericht."

„Man sollte diese Meineidigen strafen nach Landsknechtsrecht," sagte der Hofmarschall, „sie verdienen keine Gnade."

„Weiser Salomon,“ sprach der Narr und bückte sich vor Temmo.

„Es müßte allerdings ein strenges Urteil ergehen,“ meinte der Rittmeister; „die Kriegszucht wankt, wenn solche Treulosigkeit keine Buße findet.“

„Die soll ihr werden,“ antwortete der Bischof.

„Überdies haben die Deserteure das Landgut des Plettenbergers in Asche gelegt,“ bemerkte der Rittmeister. „Wir kamen leider zu spät, es zu hindern.“

„Die Schandbuben,“ sagte der Bischof ergrimmt.

„Verdient die lange Gasse,“ sprach der Marschall.

„Sehr gut, Herr Profoß,“ sagte darauf der Narr mit komischem Ernst und verneigte sich abermals vor dem Marschall.

Temmo warf ihm einen wütenden Blick zu, während der Bischof lächelte.

„Nun, Hans,“ wandte er sich an den Narren, „welches Urteil würdest du fällen?“

„Ich würde diese Landläufer und Brandstifter alle kreuzigen lassen, wenn ich der Marschall wäre.“

„Und an meiner Stelle?“ fragte Franz von Waldeck belustigt.

„Sie festlich bewirten und mit doppeltem Sold entlassen.“

„Du sprichst wie ein Narr.“

„Warum soll ich allein gescheit sein unter so vielen Narren?“

„Dünkt Euch, daß die Flüchtlinge alle gleiche Schuld haben?“ fragte der Bischof den Rittmeister.

„Das wohl nicht; die Führer des Haufens sind die Hauptschuldigen.“

„Schickt sie zu dem Propheten mit dem Ellenstock, er tauft sie euch um!“ sagte der Narr.

„Wir wollen die Obristen zusammenrufen und ordentliches Gericht halten über die Ausreißer,“ sprach der Bischof. „Haltet sie inzwischen in scharfer Wacht, Westerholt. Ihr seid entlassen.“

Kaum hatte dieser das Gemach verlassen, da erschien der Amtmann von Wolbeck, Dietrich von Merfeld.

„Gnädiger Herr,“ sprach er, „da draußen steht ein Weib, das von den Soldaten aufgefangen wurde. Sie kommt aus der Stadt Münster und verlangt, mit Euch zu reden.“

„Was will sie?“

„Sie habe Geheimnisse, die sie nur Euch allein anvertrauen könne,“ spricht sie.

„Führt sie herein!“

Gleich darauf brachte der Amtmann Hilla in das Gemach. Sie war in köstliche Gewänder gehüllt, eine goldene Kette schlang sich um ihren Hals, und das reiche Haar floß in goldenen Wellen von ihrem Nacken herab. Ihre Wangen waren bleich, doch klar und fest das Auge.

Mit edlem Anstand neigte sie sich vor dem Fürsten.

Dieser war betroffen von ihrer Schönheit und Anmut und blickte sie prüfend an.

„Wer bist du?“ fragte er mild.

„Eine Heimatlose, die in Münster das Glück suchte.“

„Und hast du es gefunden?“

„Man jagt vergebens danach, es muß uns entgegenkommen.“

„Eine kluge Hexe,“ murmelte der Narr, „die verdient eine Schellenkappe.“

„Wie lange warst du in der Stadt?“ sprach der Bischof.

„Seit Monaten weile ich bei dem auserwählten Volke.“

„Was spricht man dort von mir?"

„Man bedauert Eure Verblendung."

„Verblendung herrscht in der Feste," erwiderte der Fürst zornig. „Gaukler und Betrüger verführen das unwissende Volk. Kennst du den Schneider, den man Johann von Leyden nennt?"

„Er ist ein kluger Mann, und ohne seinen Willen geschieht nichts in der Stadt."

„Wer hat dich geschickt?"

„Niemand, mich führt der Geist des Herrn zu Euch."

„Willst du mich bekehren zu euren Torheiten?" fragte der Bischof heiter.

„Ich würde den Herrn preisen, wenn Ihr die Wahrheit fändet."

„Gern möchte ich sie von so schönen Lippen hören."

„Ich auch," rief der Narr und tat einen Sprung. „Predige uns etwas, schöne Prophetin!"

„Was hast du mir zu künden?" fragte der Bischof weiter.

„Ein Geheimnis. Meine Botschaft ist nicht für fremde Ohren bestimmt, nur Euch allein kann ich sie vertrauen."

Der Bischof wurde neugierig, das Mädchen sah so liebreizend und unschuldig aus, daß er sich entschloß, sie zu hören.

„Führt sie in mein besonderes Gemach," gebot er dem Marschall, „ich will ihren Wunsch erfüllen. Sorgt für einige Erfrischungen."

Hillas Augen blitzten freudig auf, und sie folgte leichten Schrittes dem Marschall, der sie in das angewiesene Zimmer geleitete.

„Seltsam," sagte der Bischof zu dem Drosten, „was mag sie nur wollen?"

„Hütet Euch, gnädiger Herr," entgegnete dieser, „wer weiß, ob nicht der Teufel hier seine Hand im Spiele hat."

„Dann hat Satan schöne Töchter," lachte der Narr.

„Wo habt Ihr sie gefunden, Merfeld?" fragte der Bischof.

„Meine Soldaten griffen sie auf der Straße auf. Sie hatten erst Scherz mit ihr treiben wollen, doch ihr kühnes Auftreten und das Verlangen, zu Ihnen geführt zu werden, bändigte die losen Burschen, und sie brachten das Weib zu mir. Vergebens drang ich in sie, mir zu offenbaren, warum sie die Stadt verlassen; sie blieb stumm und forderte stets nur das eine, den Fürstbischof zu sprechen."

„Merkwürdig," sprach dieser und schüttelte den Kopf. In diesem Augenblicke ward die Türe aufgerissen, und herein stürmte Ludger.

Er sah erhitzt und verwirrt aus; seine Kleidung war beschmutzt und zerrissen.

„Wo ist die Mörderin?" rief er.

Der Amtmann trat erschreckt zurück.

„Wer seid Ihr," fragte der Bischof, „und was bedeutet Eure Frage?"

„Wer ich bin, mein Fürst," entgegnete Ludger, tief Atem holend und sich sammelnd, „das kann Euch der Amtmann sagen; er kennt mich."

Der Drost betrachtete ihn aufmerksamer.

„Ihr seid's, Herding?" fragte er dann verwundert. „Was ist Euch eigentlich begegnet? Wer hat Euch so zugerichtet?"

„Die clev'schen Landsknechte. Sie haben mich aufgegriffen, mich als Wiedertäufer angesehen und mißhandelt. Doch bin ich ihnen entflohen."

„Ihr kommt aus der Stadt?“ fragte der Bischof.

„Ja, gnädiger Herr, ein kühner Sprung brachte mich aus der Feste.“

„Und seid Ihr wiedergetauft?“

„Gegen meinen Willen. Man hat mich nächtlich überfallen und zur Taufe geschleppt.“

„Aber Ihr waret doch auch bei dem Ausfall des Haarlemer Bäckers, Herding,“ sprach der Drost, „und habt wacker dreingeschlagen.“

„Daran haben mich die Clev'schen schon erinnert. Ich suchte nur einen Freund zu retten.“

„Und was führt Euch zu mir?“ fragte der Bischof.

„Die Sorge um Euer Leben, Fürstliche Gnaden.“

„Um mein Leben?“ entgegnete dieser ungläubig.

„Ja. Ist nicht ein Weib ins Schloß gekommen, das eine Unterredung mit Euch verlangt?“

„Ich bin im Begriffe, es zu hören.“

„Tut es nicht, gnädiger Herr, laßt sie zum Galgen führen, sie will Euch morden.“

„Ha —“ sagte der Drost und blickte erschrocken auf den Bischof.

Dieser verzog keine Miene.

„Wie kommt Ihr zu dieser Meinung?“ sprach er.

„Es ist in Münster kein Geheimnis. Johann von Leyden, Rothmann und Knipperdolling haben sie feierlich zum Tore geleitet und mit ihren Segenswünschen zu der schändlichen Tat entlassen. Sie glaubt als eine andere Judith berufen zu sein, die Stadt von ihrem Bedränger zu befreien.“

„Wenn Ihr die Wahrheit redet,“ sagte der Bischof langsam und blickte den Goldschmied fest an, „so sollt Ihr mich dankbar finden für diese Warnung. Wir werden es bald erfahren.“

„Laßt sie auf die Folter spannen,“ sagte der Drost, „so wird sie schon gestehen.“

„Nicht so rasch!“ entgegnete der Bischof. „Ich will selbst mit dem Weibe reden.“

„Doch nicht allein?“ fragte der Amtmann besorgt.

„Soll Franz von Waldeck sich vor einem Weibe fürchten?“ entgegnete der Fürst verächtlich.

Eben trat der Marschall wieder ins Zimmer.

„Habt Ihr etwas Verdächtiges an dem Weibe gesehen, Temmo?“ fragte der Bischof.

„Nein, gnädiger Herr,“ entgegnete dieser. „Sie scheint ermüdet, doch hat sie weder Speise noch Trank berührt.“

„Der Teufel regiert sie,“ rief der Drost, „sie will unsern Herrn morden.“

Der Marschall sah ihn verwundert an. Jetzt fiel sein Blick auf Herding, und er fragte: „Was will der Mann?“

„Er warnt mich vor dem Weibe,“ entgegnete der Bischof, „doch wir werden sehen. Holt zwei von Euren Leuten herbei, Merfeld, und begleitet mich. Der Mann dort bleibt in Eurer Hut, Temmo, er darf das Zimmer nicht verlassen,“ und er deutete auf Ludger. Dieser lächelte.

„Ich bin Euer Gefangener, Herr, es bedarf keiner Bewachung,“ sagte er.

Der Drost kam zurück mit zwei Söldnern, und der Bischof schritt mit ihnen zu dem Gemache, wo Hilla weilte. Dort hieß er sie vor der Türe warten und trat leise ein.

Hilla lag in einem Sessel. Sie hatte die Augen halb geschlossen und die Hände über den Busen gefaltet; ihre Brust hob und senkte sich in raschen Atemzügen, und die Hände zuckten zuweilen wie im Fieber.

Einen Augenblick betrachtete der Fürst die liebliche Erscheinung, die keines Verbrechens fähig schien, dann trat er näher.

Bei dem Geräusche seiner Schritte schlug Hilla die Augen auf, und als sie den Bischof vor sich sah, sprang sie empor. Ein leichtes Erbeben durchflog ihren Körper, und ihre Rechte schien etwas zu suchen an der Brust.

„Ich komme, Eure Botschaft zu hören," sprach der Bischof. „Wir sind allein."

Hilla blickte die ritterliche Erscheinung des Fürsten an, und ihre bleichen Wangen röteten sich.

„Du bist erschöpft," fuhr er fort, indem er sie mit einem durchbohrenden Blicke traf; „warum hast du dich nicht erquickt an der Labung, welche ich dir sandte?"

„Ein Gelübde verbietet mir, zu essen und zu trinken," antwortete sie mit unsicherer Stimme, „bis ich des Herrn Wille erfüllt."

Sie hatte den Mantel um die Brust gezogen und hielt die rechte Hand darunter verborgen.

„Enthülle mir dein Geheimnis!"

„Ich habe Euer Bildnis im Rathause zu Münster gesehen," stammelte Hilla, „und heiße Liebe hat mein Herz ergriffen. Vergönnt mir, in Eurer Nähe zu weilen, ich will Euch dienen als demütige Magd."

Sie sprach in leidenschaftlicher Erregung, und purpurne Glut übergoß ihre Wangen.

Der Bischof sah ihr fest ins Auge, und sie senkte die Wimpern.

Da trat er rasch näher, riß ihr den Mantel von der Brust und erblickte einen Dolch in ihrer Rechten.

Das Mädchen erbleichte, die Waffe entfiel ihrer Hand, und sie taumelte in den Sessel zurück.

Der Bischof hob den Dolch auf.

„Was wolltest du mit der Waffe?“ fragte er streng.

„Ich steckte sie zu mir, mich zu schützen vor den rohen Söldnern,“ stotterte sie.

„War es nicht das Geheimnis, das du mir anvertrauen wolltest? Elendes Weib, deine Bosheit ist verraten, und ich werde dich strafen nach Gebühr.“

Hilla verlor die Fassung. Sie vermochte kein Wort zu erwidern.

Der Bischof schritt zur Türe und öffnete dieselbe.

„Nehmt das Weib gefangen,“ gebot er dem Drosten, „und führt sie in den Keller.“

Hilla war wie vernichtet, stöhnend lag sie am Boden. Die Krieger ergriffen sie und schleppten sie aus dem Gemache.

„Gott sei gelobt,“ sprach der Drost, „daß er Euch behütet vor der Tücke dieses Weibes.“

„Ich verurteile das Weib weniger, als die Schandbuben in Münster, die zu solchen Mitteln ihre Zuflucht nehmen. Doch sie sollen erfahren, wie Franz von Waldeck straft.“

„Was soll mit dem Weibe geschehen?“ fragte der Drost.

„Stellt sie vor das ordentliche Gericht, und wenn sie nicht bekennt, übergebt sie der Folter. Wir wollen wissen, wer sie gesandt, und was sie gewollt.“

„Die Tortur hat schon manche verstockte Zunge gelöst,“ erwiderte der Drost. „Im peinlichen Verhör werden wir ihr schon die Lippen öffnen.“

„Vergeßt nicht, daß Ihr ein Weib richtet, Merfeld,“ sagte der Bischof ernst. „Das Gericht soll unverzüglich abgehalten werden; ich erwarte Euren Bericht.“

Der Amtmann verneigte sich und verließ alsbald das Schloß.

Der Bischof kehrte in das Gemach zurück, wo Ludger unter der Hut Temmos geblieben war.

„Hat der Mann die Wahrheit gesprochen, gnädiger Herr?“ fragte der Marschall.

„Es scheint so. Das Weib führte einen Dolch bei sich, doch ihre Worte leugnen die Tat, deren jener sie beschuldigt.“

„Laßt Euch nicht täuschen, Herr,“ sagte Ludger, „in Münster herrscht ein Geist, der alle Bosheit zeugt.“

„Ich will Euch glauben,“ erwiderte der Bischof, „doch muß ich Euch einstweilen in Gewahrsam halten, bis des Weibes Schuld erwiesen ist.“

„Ich stelle mich unter den Schutz Eurer Fürstlichen Gnaden,“ antwortete Ludger. „In Münster ist mein Hals verfallen nach dem, was ich getan.“

„Kein Haar soll Euch gekrümmt werden, und Euer Hab und Gut sichere ich Euch, wenn ich die Stadt erobert habe. Doch erzählt mir, was drinnen vorgeht.“

Er ließ sich in einen Sessel nieder und winkte dem Goldschmied, Platz zu nehmen. Und nun berichtete dieser von den Zuständen in der Stadt, und je weiter er schilderte, desto mehr verfinsterten sich des Bischofs Züge.

„Der Teufel scheint seinen Stuhl in Münster aufgeschlagen zu haben,“ sprach er grimmig, nachdem Ludger geendet, „doch wir werden ihn stürzen.“

Darauf ließ er Ludger einschließen.

Es war schon spät am Abend, als der Drost abermals beim Bischof erschien mit einem Pergament in der Hand.

„Der Herr hat Euch gnädig behütet,“ sprach er, „das Weib wollte Euch wirklich morden.“

„Hat es gestanden?“

„Vor den Schöffen leugnete es jede Schuld, auch auf der Bank beteuerte es seine Unschuld. Als wir aber

bei solcher Verstocktheit zum zweiten Grade schritten und es auf die Leiter brachten, erklärte es, eine große Sünderin zu sein, die jede Strafe verdiene. Da es jedoch immer noch nicht gestehen wollte, in welcher Absicht es zu Eurer Gnaden gekommen, verschärfte ich die Tortur. Und nun erst offenbarte es seine schändlichen Absichten. Hier ist das Bekenntnis, mit aller Genauigkeit aufgeschrieben nach den Vorschriften des peinlichen Rechtes. Das Weib ist eine Friesländerin und hatte die Wiedertaufe schon vor ihrer Ankunft in Münster erhalten. Die Bedrängnis, in welcher die Stadt durch die Belagerung gekommen, habe den Entschluß in ihr geweckt, der Judith nachzueifern, von der in der Bibel zu lesen ist, daß sie einen feindlichen Feldherrn umgebracht, indem sie Eure Fürstliche Gnaden tötete. Solches sei als eine Eingebung Gottes in ihr Herz gekommen, und der Prophet und die Ältesten hätten sie in ihrem Vorhaben bestärkt. Sie hätte Gott aufs höchste beleidigt, glaubt sie, wenn sie seinem Willen sich widersetzt, und so wolle sie auch jetzt lieber jede Strafe erdulden, als dem Zorne des Himmels verfallen, der sie dereinst richten werde. Gerne wolle sie den Tod erleiden als Sühne ihrer früheren Sünden."

Der Amtmann überreichte dem Bischof das Protokoll, und dieser durchflog es mit finsterem Gesichte.

„Wohlan," sagte er, „es soll ihr geschehen, wie sie erwartet. Sie soll sterben durchs Schwert und ihr Leib aufs Rad geflochten werden. Morgen vollstreckt ihr das Urteil."

Am nächsten Tage wurde Ludger vor den Bischof geführt. Er kündigte ihm seine Befreiung an und versicherte ihn seiner Huld.

Der Goldschmied bat, in das Heer des Bischofs eintreten zu dürfen, was dieser gern gestattete.

Als er das Schloß verließ, wurde Hilla eben aus dem Kerker geführt zur Hinrichtung. Er hatte sie bis dahin noch nicht gesehen und wußte nicht, wer das Weib war, dessen Anschlag er vereitelt hatte. Neugierig drängte er sich deshalb durch das herbeiströmende Volk zum Richtplatze, und es gelang ihm, einen Platz zu finden, von dem er die Missetäterin erblicken konnte.

Sie kam an ihm vorüber, und zufällig fiel ihr Auge auf ihn. Sie erkannte ihn und rief ihm zu: „Bringt meinen letzten Gruß meinem Geliebten, Eurem Freunde! Ich vergebe Euch!“

Mit Schrecken erkannte Ludger in dem jugendlich schönen Weibe die Geliebte dessen, dem er Eva zur Hut vertraut. Was mußte dieser von ihm denken, daß er sie in den Tod gebracht! Und wie würde er sich vielleicht an ihm rächen!

Es war ihm unmöglich, dem schrecklichen Schauspiele anzuwohnen, und er schlich besorgten Herzens und verwirrten Sinnes von dem Platze weg. Er sah nicht, wie Hillas schönes Haupt unter dem Beile des Henkers fiel, hörte, nicht, wie das rohe Volk jubelte, als die vermeintliche Hexe aufs Rad geflochten wurde.

Der Bischof, der über den schändlichen Anschlag auf sein Leben über die Maßen erzürnt war, ließ Hillas Haupt in eine Lade legen und sandte dieselbe durch zwei Kriegsknechte an Johann von Leyden in die Stadt.

Dieser kehrte eben von einem Ritte durch die Feste zum Rathause zurück, als ihm die Lade übergeben wurde. Er ließ sie öffnen, ohne zu ahnen, welch eine schreckliche Botschaft sie enthielt. Mit Tränen in den Augen betrachtete er das blutbefleckte Haupt der kühnen Tochter Zions, dann aber ließ er ungesäumt die Tat des Bischofs dem Volke verkünden. Wie ein Lauffeuer ver-

breitete sich die Nachricht durch die Stadt, und die anfängliche Niedergeschlagenheit wich bald einem wilden Grimme; besonders Knipperdolling wütete wie ein verwundeter Eber und schwur, ihren Tod tausendfach zu rächen.

Auch Heinrich erfuhr das Schreckliche; er eilte in wildem Schmerze zum Rathause und bat, Hillas Haupt sehen zu dürfen. Seine Bitte wurde ihm gewährt. Als sich die Lade öffnete, und die verglasten Augen der Geliebten ihn anstarrten, sank er mit lautem Aufschrei zu Boden, ergriff das Haupt, küßte die blutlosen, kalten Lippen und fiel dann ohnmächtig zur Erde. Johann von Leyden ehrte seinen Schmerz und überließ ihm auf seine Bitte das teure Haupt, welches er auf dem Kirchhofe der Fraterherren bestattete. Täglich sah man ihn in der Dämmerstunde dorthin wandern, und wenn die Nacht ihre dunklen Schleier über die Stätte des Todes ausbreitete, weinte er heiße Tränen um das grause Schicksal der Verlorenen.

16.

In ihrer Wohnung im Niesingkloster saß Divara, das Weib des getöteten Propheten. Nachlässig lehnte sie in einem Sessel, das reiche Haar gelöst, den edel geformten Kopf auf den linken Arm stützend. Die Rechte spielte mit einer goldenen Halskette, an der ein herzförmiger Rubin hing, um den sich eine goldene Schlange wand. Ihre Stirne lag in Falten, das dunkle Auge war auf den Boden geheftet, die Lippen zuckten und zeigten von Zeit zu Zeit die schimmernd weißen Zähne: sie schien mit ärgerlichen Dingen beschäftigt.

Da trat Johann von Leyden ein. Sie erwiderte

seinen Gruß nicht und verharrte in ihrer Lage. Er runzelte die Stirne, warf den Mantel ab, rückte einen Schemel vor ihren Sitz und ließ sich nieder. Divara blickte nicht auf. Schweigend betrachtete er sie eine Weile; die gleißende Schönheit des Weibes nahm ihn gefangen, und seine Augen blitzten.

„Hast du gar kein freundliches Wort für deinen Sklaven, Divara?“ sprach er endlich und beugte sich, ihre Hand zu küssen.

Sie wehrte ihm, und ein zorniger Blitz ihrer schwarzen Augen traf ihn.

„Du mein Sklave?“ antwortete sie höhnisch. „Der Sklave deiner Schwachheit bist du. Du erniedrigst mich vor mir selbst. Ich ertrage es nicht länger.“

„Aber ist es dir nicht genug, daß ich dich liebe?“

„Ich muß mich begnügen mit dem Almosen, wo ich ein Recht auf das Erbe habe.“

„Du weißt, in welchen Fesseln ich liege.“

„Warum zerreißest du sie nicht, wenn du mich wirklich liebst, warum erhebst du mich nicht an den Platz, der mir gebührt?“

Sie war aufgesprungen, ihre Wangen glühten, und ihre Augen funkelten. In ihrem leidenschaftlichen Zorne erschien sie nur um so begehrenswerter.

„Wie schön du bist, Divara!“ sagte Jan.

Sie schüttelte wild das Haupt und stampfte mit dem Fuße.

„Ich will nicht länger das Spiel deiner Launen sein,“ rief sie, „ich bin nicht geschaffen zur demütigen Magd.“

„Eine stolze Königin ist meine Divara, würdig einen Thron zu zieren.“

Divara zog die Brauen zusammen.

„Trenne dich von deinem Weibe," sprach sie hart, „mir gebührt ihr Platz."

Der Prophet runzelte die Stirn.

„Sei vernünftig, Divara," sprach er, „du weißt selbst, daß ich dein Verlangen nicht erfüllen kann. Ich würde mir Knipperdolling zum unversöhnlichen Feinde machen, mein Ansehen beim Volke einbüßen und das hohe Ziel nicht erreichen, das ich mir gesteckt."

„Ich soll es also weiter dulden, daß dein Weib auf mich herabsieht wie auf eine Dirne, soll den Triumph nicht haben, nach dem ich lechze, daß ich ihr stolz ins Gesicht sagen kann: Mein ist er, und mein war er, ehe du ihn kanntest!"

Mit geballten Fäusten und sprühenden Augen stand sie vor ihm, so daß er fast erschrak vor diesem Ausbruch ihrer leidenschaftlichen Natur.

„Was soll ich tun, Geliebte?" sprach er langsam. „Zeige mir einen Weg, und ich führe dich zum Ziele."

„Einen Weg? O, ich kenne einen!"

Und sie trat an ihn heran und zischelte ihm ins Ohr: „Drei Tropfen in ihren Becher, und sie lebt nicht mehr."

Jan von Leyden bebte zurück.

„Ich soll sie morden? Divara, wohin führt dich dein Haß?"

„Nenne es nicht Haß, nenne es Liebe, verzweifelte Liebe. Aber sie gilt dir nichts!" Und stöhnend sank sie zurück in den Sessel.

„O, sprich nicht also," erwiderte er lebhaft und kniete vor ihr nieder. „Du weißt, daß ich ohne dich nicht leben kann. Bitter schmerzt es mich, daß ich dir vor den Menschen nicht sein kann, was ich dir vor dem Vater bin."

Divara blickte sinnend in das Licht der Ampel, die von der getäfelten Decke hing. Nach einer Weile sagte sie: „Ich kenne noch einen Weg. Du nimmst mich als zweite Gattin zu deinem Weibe.“

Überrascht blickte Jan auf.

„Du scherzest, Divara,“ sprach er.

„Zum Scherze bin ich nicht gestimmt. Ich rede im Ernst.“

„Aber wie wäre es möglich? Wir sind keine Türken, sondern leben in christlichen Landen.“

„Bah,“ lachte Divara, „was ist's mit deinem Christentum? Bist du nicht der Mann, der die alten, verrotteten Gesetze zerbrechen will, nicht der Prophet, der die Völker sammelt zu dem neuen Reiche, das erstehen soll auf den Trümmern der alten Welt? Oder ist dein Sehertum nur eine Posse, ein Gewand für deine Eitelkeit?“

„Lästere nicht, Divara,“ antwortete Jan und richtete sich stolz auf. „Ich bin zwar ein sündiger Mensch, das weiß ich, aber ein Werkzeug des Herrn. Ich fühle den Odem seines Geistes, der mich anweht und mich treibt die Verheißungen zu erfüllen, die der Herr seinem Volke gegeben. Berufen bin ich, die Mühseligen und Beladenen zu erlösen von dem Joche, das auf ihrem Nacken liegt.“

In den Augen des Weibes blitzte es spöttisch auf.

„So erlöse dich doch auch selbst,“ sagte sie, „von dem Joche, das auf deinem Herzen liegt. Die Freiheit, die du bietest, ist der Zwang deines Hochmuts. Mache den Menschen frei, den Menschen mit seiner innern Kraft; löse seine wahre Natur aus den Banden, die ein verknöchertes Recht gewoben, laß ihn sein Glück selbst wählen, gib ihm die Freiheit der Liebe, und du wirst sein wahrer Prophet!“

Staunend horchte der Mann des Weibes Worten, sie verkörperten Gedanken, die er nur in kühnen Träumen gehegt, aber nicht in Worte gefaßt.

„Du wunderst dich," fuhr Divara fort, „über meine Rede. Bin ich etwa unwert, das Weib eines Propheten zu sein? Setze mich an deine Stelle, laß mich dein Streben und Sorgen teilen, laß mich deine hohe Seele entflammen für das wahre Glück der Menschheit, laß meine Liebe den Born deiner Kraft sein."

„Wohl möchte ich den Becher an die Lippen führen, den du mir so lieblich kredenzest," erwiderte Jan schwermütig, „aber ich fürchte, auf seinem Grunde liegt bittere Hefe. Für solche Lehren ist das Volk augenblicklich noch nicht reif."

„So mach' es reif! Diese dummen Strohköpfe glauben doch alles, und der Rat ist nur ein Puppenspiel in deiner Hand. Laß den Pfaffen, den Rothmann, die neue Lehre predigen, er wird sie beweisen aus der Bibel als die einzig wahre. Die Männer werden ihr zujubeln; glaube mir, die Sache ist leichter, als du denkst."

„Und die Weiber?"

Divara zuckte verächtlich die Schultern.

„Was gilt das Weib? Es hat soviel Recht, als euer Wille beliebt, ihm zu geben."

„Du selbst aber forderst mehr."

„Ich messe meine Kraft an mir selbst, nicht an diesen flachsköpfigen Milchgesichtern."

Der Prophet wurde nachdenklich. Divaras Vorschlag erschien ihm ausführbar, und er konnte sich nicht verhehlen, daß er einer solchen Gestaltung der Ehe in seinem innersten Herzen freudig zustimmte.

Nach einer Weile sagte er: „Die Frage bedarf reiflicher Erwägung; ich werde sie Rothmann und den

übrigen Predigern vorlegen und ihrer Entscheidung mich fügen."

„Gut," antwortete Divara mit eisiger Ruhe, „fällt sie nicht nach meinem Willen aus, so sind wir geschieden, du kennst mich."

Jan zuckte zusammen. Der Gedanke, das schöne Weib zu verlieren, erschien ihm furchtbar. Noch einmal versuchte er, ihr seine glühende Liebe zu schildern, aber sie blieb kalt.

„Beweise es!" war die Antwort.

So entließ sie ihn.

Mit einem gewissen Ärger darüber, daß Divara ihm gegenüber einen so festen Willen gezeigt, daß sie ihn unter diesen Willen beugen wollte, kehrte er in seine Wohnung zurück. Lange erwog er dann ihre Vorschläge bei sich, und sie nahmen eine immer lockerndere Gestalt an. Divara siegte.

Schon am nächsten Morgen berief Johann von Leyden Rothmann, Krechting und die Prediger Brixius und Vinne zu einer Beratung auf das Rathaus. Auch Knipperdolling hatte er geladen, da ihm daran lag, die neuen Satzungen auch ihm gegenüber offen zu vertreten.

Schon waren die Männer versammelt und harrten des Propheten, neugierig, was er ihnen zu künden habe. Endlich erschien er.

Tiefer Ernst lag auf seinen Zügen, doch sein unsteter Blick verriet, daß er seiner innern Bewegung nicht völlig Meister war.

Knipperdolling betrachtete ihn finster und forschend, und Johann fühlte das Mißtrauen, das dieser ihm entgegenbrachte, deutlich genug.

Nachdem er einige Zeit, wie in sich selbst versunken, schweigend verharrt, erhob er sich und sprach: „Geliebte

Brüder! Der Geist des Herrn drängt mich, Euch ein Gesicht zu künden, das mir geworden in der letzten Nacht. Schlaflos wälzte ich mich auf meinem Lager und erwog mit sorgendem Herzen das Heil der Gemeinde, zu deren Hüter mich der Herr berufen. Ich gedachte der Feinde, welche uns umdräuen und das hl. Zion zu zertreten verlangen mit gottlosem Fuße. Eng halten sie uns umschlossen und wehren uns, das Reich des Friedens, das wir gegründet in diesen Mauern, auszubreiten unter den Völkern. Das Senfkörnlein, das in fröhlichem Wachstum zum Baume aufstrebet, krankt in der Wurzel und ermangelt der sprossenden Triebe. Wie soll sich erfüllen das Wort, das ich einst vernahm: Es sollen sich mehren die Heiligen unter den Flügeln des Geistes wie der Sand am Meere und die Sterne des Himmels? Und da ich bekümmerten Gemütes sann, wie ich den Willen des Vaters erfüllen möchte, vernahm ich eine Stimme, die also rief: „Ein neues Gesetz sollst du geben dem Volke Israel und den Acker Gottes bestellen mit der Saat des Geistes. Und da ich betete um Erleuchtung, weil mir des Wortes Sinn verschlossen war, erscholl die Stimme zum andernmale und sprach: „Die Söhne Gottes sollen mehren das Erbe des Herrn mit den Töchtern der Heiligen, nicht mehr im Bunde der Zweiheit, sondern nach dem Vorbilde Jakobs, meines getreuen Dieners." Und wie ich auch rang in Zweifeln, kein anderes Zeugnis ward mir gegeben. So lege ich es denn Euch, geliebte Brüder, vor, auf daß Ihr erwäget, wie wir es erfüllen, damit wir wohlgefällig seien in seinen Augen."

Als er geendet, flog sein Auge mit prüfendem Blicke über die Männer. Rothmann saß schweigend da, Krechting schmunzelte, Vinne schaute drein, wie einer, der etwas

Unglaubliches gehört, über Knipperdollings Züge aber ging ein boshaftes Grinsen. Der Prediger Brixius aber, dessen Gesicht sich während der Rede des Propheten mehr und mehr verfinstert hatte, sprang erregt von seinem Sitze und rief: „Blendwerk des Teufels ist das Gesicht! Satan hat dich betört, mein Bruder. Der Geist kann nicht wieder sich selbst zeugen, da er gesagt hat: „Es sollen zwei in einem Fleische sein."

Johann erwiderte nichts darauf, und es entstand eine Pause.

Da nahm Vinne, der Brixius beispringen wollte, das Wort: „Und der Herr hat gesagt: Wer sein Weib entläßt und eine andere heiratet, der bricht die Ehe."

„Aber davon ist ja keine Rede," sprach Krechting; „der Mann soll sein Weib nicht entlassen, es soll ihm nur verstattet sein, noch eines oder das andere zu sich zu nehmen, so verstehe ich die Offenbarung."

Johann v. Leyden nickte, Knipperdolling schmunzelte grimmigvergnügt.

Wieder entstand eine Pause. Rothmann saß noch immer schweigend da. An ihn wandte sich jetzt Krechting mit der Frage: „Wie denkt mein weiser Bruder darüber?"

Rothmann erhob sich.

„Ich kann das Gesicht nicht verdammen," sprach er, „ich glaube, daß der Vater uns durch seinen Diener seinen Willen kundgetan. Wir sind alle des Glaubens, daß Menschensatzungen keine Geltung haben für die Kinder Zions. David aber, der fromme König, hatte mehr denn ein Weib, und er war wohlgefällig in den Augen des Herrn, und auch Salomon, sein weiser Sohn, war der Gatte vieler Frauen. Nun wir aufrichten wollen das wahre Gesetz in Israel, sollen wir es erfüllen in allen Punkten."

„Mit solchen Satzungen lösen wir alle Zucht und Ordnung," rief der heftige Brixius; „wir entheiligen die Familie und erniedrigen das Weib, das Christus aus der Schmach erhoben. Ich sage es noch einmal, es ist Satans Werk, der Unkraut in unsern Weizen säen will."

„Aber schreibt nicht Paulus selbst," sprach Krechting: „Ein Bischof soll sein eines Mannes Weib? Was bedeutet es anders, als daß es den andern Christen nicht verwehrt sein soll, mehrere Weiber zu haben?"

„Es bedarf keines solchen Beweises," entgegnete Rothmann, „der Buchstabe ist tot, der Geist macht lebendig. Und der Geist redet durch den Mund seiner Knechte und macht uns offenbar seinen Willen. Seitdem die Gottlosen aus unserer Stadt gewichen, sind viele Weiber zu Witwen geworden, und unsere Jungfrauen seufzen nach dem Bunde, den der Vater selbst gestiftet im Anfang. Sollen sie um der Bösen willen ausgeschlossen sein, das Erbe des Herrn zu mehren?"

„Ich hoffe, daß unser Volk sich abwendet von dem Sauerteige einer solchen Lehre und sich nicht preisgibt, ein Exempel der Schande in christlichen Landen zu werden," sprach Vinne.

„Wie denkt unser Freund Knipperdolling darüber?"

Knipperdolling lächelte verschmitzt.

„Ich finde die Offenbarung sehr schön," erwiderte er, „das muß ein lustiges Leben in Münster werden."

„Die Weiber werden sich gegenseitig die Augen auskratzen," knurrte Brixius, „und das ist das beste."

„Ihr urteilt nach dem Fleische," sprach jetzt Johann von Leyden mit feierlicher Stimme, „nicht nach dem Geiste. Noch seid Ihr nicht geläutert von den Schlacken der Sünde, darum versteht Ihr des Herrn Worte nicht. Wem aber gegeben ist, das Wort zu fassen, der fasse es,

und er wird inne werden, wie der Geist ihn durchdringt. Wie soll sich erfüllen der Spruch, der da lautet: Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde, wenn wir den Acker des Herrn brach liegen lassen? Ich habe seine Stimme gehört, und sein Wille liegt auf meiner Zunge, also daß ich verkünden muß, was er befiehlt, so wahr ich sein Diener bin. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und der Grimm des Herrn wird ihn hinwegfegen aus der Gemeinde der Heiligen, wie der Sturm die dürren Blätter von den lebendigen Ästen reißt."

Seine Stimme hatte einen drohenden Klang angenommen, und seine Gestalt schien zu wachsen vor den Männern, die vor seinem Eifer verstummten.

„Wohlan," rief er, „wer zu mir steht, der erhebe sich, auf daß der Herr richte zwischen mir und euch!"

Sofort erhoben sich Krechting, Rothmann, Knipperdolling und der zaghafte Vinne, nur Brixius blieb mit finsterm Gesichte ruhig auf seinem Sitze.

„Wofern du dich weigerst, den Willen des Vaters zu verkünden, kannst du nicht länger das Gewand seiner Apostel tragen," rief der Prophet ihm zu.

„Meine Meinung kann ich nicht ändern," erwiderte der Prediger.

„So bitte den Vater, daß er dich erleuchte," erwiderte Johann, „und wenn du einst bekehrt bist, so stärke deine Brüder."

Er wollte ihn nicht offen zu seinem Gegner machen; denn Brixius war beim Volke beliebt, und so entschied er mit glimpflichem Urteil über den Abtrünnigen.

Noch vieles redeten sie über die neue Lehre und beschlossen, sie dem Volke vorzutragen und den Boden zu bereiten für die Einführung der Satzungen.

Johann von Leyden freute sich seines Sieges, doch

verriet er durch keine Miene seine Genugtuung, er blieb ernst und würdevoll. Krechting aber rieb sich die Hände, und Knipperdolling lächelte boshaft.

Am nächsten Tage wurde nun die Gemeinde auf den Domhof berufen. Auf den Wunsch Johanns von Leyden verkündete Rothmann den Gläubigen, wie es der Wille des Vaters sei, daß ein neuer Ehestand begründet werde nach seinem Wohlgefallen. Gott wolle eine neue Welt einrichten und ein neues Geschlecht erziehen, und so solle denn ein Bruder mehr denn eine Frau haben, auf daß sich die Erde erfülle mit einem Volke, das aus dem Geiste gezeuget sei.

Mit Staunen vernahmen Männer und Weiber die Worte, und es erhob sich ein heftiger Streit unter dem Volke ob der Rede. Die zahlreichen Holländer und Friesländer, welche in Münster ein behagliches Heim gefunden, jubelten der neuen Lehre zu und priesen sie als eine herrliche Offenbarung des allgütigen Gottes. Aber die Münsterschen Altbürger, welche die ehrsamen Sitten der Väter noch nicht abgestreift hatten, eiferten dagegen, und so entstand ein offener Zwiespalt unter dem Volke. Auf Straßen und Gassen, in Schenken und Familien wurde gestritten über die neue Lehre, und Zank und Streit entfremdeten Mann und Weib, die jahrelang in Frieden verbunden waren, Jünglinge und Jungfrauen vernahmen Reden, welche ihre Herzen vergifteten.

Indessen fuhren die Prediger Tag um Tag fort, dem Volke die Offenbarungen vorzutragen, und immer größer wurde die Zahl derer, welche der Lehre anhingen.

Auch Eva erfuhr davon, und es betrübte und empörte sie, daß der Oheim im Verein mit dem ihr verhaßten Krechting der schamlosen Neuerung zustimmte und das Volk anfeuerte, nach derselben zu leben.

Sie wollte noch einmal mit ihm reden und ihn abzuwenden suchen von der Bahn, die er betreten, und so trat sie denn eines Abends in seine Stube.

Sie fand ihn in heftiger Bewegung in seinem Zimmer auf und nieder schreiten und mit sich selbst reden. Als das Mädchen eintrat, blieb er stehen und blickte sie finster an. Eva aber ließ sich nicht einschüchtern.

„Oheim," sagte sie, „ich habe heute die Predigt Rothmanns gehört, und mit Schmerz gesehen, wie du den Auslegungen dieses Antichristen zugestimmt und die unwissenden Leute zu den schändlichen Plänen dieser Satansbuben aufgemuntert hast. Wie kannst du dich diesen Gehilfen des Teufels zugesellen?"

Ein spöttisches Lächeln flog über die Züge des Mannes, als er entgegnete: „Ja, Jungfer Tugendsam, ich bin ein sehr eifriger Anhänger der neuen Lehre und werde alles daran setzen, sie einzuführen. Freue dich, auch für dich werde ich sorgen."

Entrüstet fuhr Eva auf: „Niemals werde ich mich zu solchen schändlichen Dingen hergeben. Denkt nicht daran!"

„Das wollen wir schon sehen," sagte Knipperdolling kalt. „Noch führen wir Männer das Regiment in der Stadt. Widerspenstige Weiber zu zwingen, haben wir noch Mittel."

„Ich lasse mich nicht zwingen, eher will ich sterben."

„Man stirbt nur einmal," spottete jener. „Gefällt dir der eine nicht, kann ein anderer dich haben."

„Du bist von Sinnen, Oheim, wie kannst du, der stolze Kaufherr, dich von dem fremden Bettelvolk also beherrschen lassen? Aber ich habe es dir vorausgesagt, du glaubtest zu treiben, und wirst getrieben."

Knipperdollings Augen funkelten.

„Was weißt du davon, Jungfer Naseweis? Was weißt du von meinen Plänen?“

„Du hast dich übertölpeln lassen in deiner Ehrlichkeit von den listigen Buben. Haben sie dir nicht alle Macht entrissen, hat der Schneider dich nicht zum Schimpf des Volkes gemacht? Er ist ein nichtswürdiger Bube, der dich und dein Haus schändet.“

„Kein Wort mehr,“ schnaubte Knipperdolling, „oder . . . . .“ Und er erhob die Hand zum Schlage.

„Ich gehe, Oheim,“ sagte Eva traurig, und will zu Gott beten, daß er Euch erlösen möge aus den Schlingen, welche der Böse um Euren Fuß gelegt.“

Sie verließ das Zimmer. Knipperdolling schaute ihr einen Augenblick nach, dann brach er in ein häßliches Lachen aus.

„Ja, es ist wahr,“ knirschte er, „sie haben mir die Macht aus den Händen gewunden, und ich könnte mich rächen, indem ich die Stadt an den fürstlichen Pfaffen verriete. Aber eher soll mich die Hölle verschlingen, ehe ich das tue. Kann ich nicht herrschen, so will ich zerstören, bis in den Grund will ich dieses Volk verderben, das mich verlassen, eine Stätte der Greuel und des Abscheus sollen diese Mauern werden, und mein Fluch soll auf ihnen lasten auf ewig. Ha, ich wollte, ich hätte alle Mächte der Hölle in meinem Dienst. Fluch über alle, die meine Wege gekreuzt!“

In furchtbarer Erregung sank er auf einen Stuhl, sein Auge rollte wie von Wahnsinn durchtobt, und sein Mund schäumte vor Grimm und Wut.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Um dieselbe Zeit herrschte in einer Schenke in der Nähe des Buddenturmes ein geheimnisvolles Treiben. Einzelne Männer traten durch eine Seitenpforte in den

Hof und aus diesem in einen dunklen Gang. Am Ende desselben stand ein Mann, der jedem Ankommenden halblaut zurief: „Wohin?“ Erhielt er die Antwort: „Gut Münstersch,“ so gab er die Tür frei und ließ ihn eintreten.

Es war eine enge, rauchgeschwärzte Stube, welche die Besucher aufnahm. Eine trübe Lampe verbreitete ein schwaches Licht durch den Raum und ließ eine Anzahl Männer erkennen, welche in Gruppen von dreien oder vieren zusammenstanden oder saßen und sich mit gedämpfter Stimme unterhielten. Noch immer kamen einzelne hinzu, wechselten einen kurzen Gruß mit dem und jenem und schlossen sich der einen oder andern Gruppe an.

Mittlerweile war es elf Uhr geworden. Ein Mann trat nun in die Mitte der Stube und sagte: „Hie gut Münstersch allerwege!“ „Gut Münstersch allerwege!“ klang es ihm dumpf entgegen. Es war der Aldermann und Schmiedemeister Möllenhecke, der mit diesem Gruße unter die Männer getreten war. Tiefe Stille trat ein, und der Meister begann abermals: „Laßt uns sehen, ob alle zur Stelle sind!“ Und nun rief er eine Reihe von Namen, deren Träger Münstersche Altbürger waren. Keiner fehlte; auch der Wirt war darunter.

„Schließt die Pforte, Grüter,“ wandte sich Möllenhecke an diesen, „wir wollen unsere Beratung beginnen.“ Der Wirt ging hinaus und kehrte gleich darauf wieder zurück, indem er die Tür der Stube verriegelte.

„Liebe Freunde,“ begann der Schmied, „es tut mir leid, daß ich euch nicht entbieten konnte in unser eigenes Haus. Aber wir sind geworden wie Fremde auf unserm Erbe, wie Diebe und Räuber müssen wir tagen in heimlicher Stunde, um Leib und Leben zu hüten vor den Bösewichtern, welche ihr Wesen treiben in unserer Stadt.

Fremdes Gesindel aus allen Landen hat sich eingenistet in unsern Mauern, und wir, die alten Erbsassen, sind Bettler geworden auf der eigenen Scholle. Mit jedem Tage wird es schlimmer. Die alten Rechte sind uns genommen. Handel und Wandel stocken, ehrsame Bürger hat man hinausgeworfen aus der Stadt, und von unserer Habe zehrt hergelaufenes Volk. Ein Joch liegt auf unserm Nacken, schlimmer als jemals, und selbst unser Leben ist nicht mehr sicher. Hat nicht schon Rüscher es mit seinem Blute büßen müssen, daß er der Wahrheit zeugte? Wollen wir uns noch länger knechten lassen?"

Ein dumpfes Murren ging durch die Versammlung der Männer.

Möllenhecke fuhr fort: „Ich habe es schon damals prophezeit, als Knipperdolling uns auf dem Schauhause gegen den Rat aufhetzte, daß es so kommen werde. Aber es ist schlimmer geworden, als ich dachte. Zucht und Sitte werden mit Füßen getreten, Münster ist ein Babel geworden. Und nun sollen wir werden wie Heiden und Türken, sollen sogar den letzten Rest der Ehrbarkeit begraben in einem Ehestande, der ein Greuel vor Gott und allen Christenmenschen ist. Ihr wißt es alle, wie die Prediger uns Tag und Nacht vorreden, das sei die rechte Ehe und die Vollendung des Bundes. Und das tun sie auf Geheiß des liederlichen Propheten. Er selbst ist ein Bankert, und er will seine Schmach auf unsere Nachkommen laden. Vor unsern Mauern liegt der Bischof mit seinen Kriegsvölkern, und in der Stadt wächst die Bosheit riesengroß und will uns verderben mit Leib und Seele. Sollen wir uns noch länger führen lassen wie Narren von dem Gaukler, der uns gebietet; ist der alte, rechte Geist also ertötet in uns, daß wir uns still versenken lassen in diesen Sumpf der Bosheit?"

Wiederum ging ein Murren durch die Männer, und dumpfe, drohende Rufe wurden laut.

„Wohlan denn, ermannen wir uns,“ rief der Meister mit gehobener Stimme, „noch ist es Zeit, das Schlimmste zu verhüten, noch können wir uns retten, wenn wir nur wollen. Lasset uns die Häupter der Gottlosigkeit, jenen wahnwitzigen Schneider von Leyden, den Bockelsohn, den eitlen Rothmann, den boshaften Krechting und den falschen Knipperdolling ergreifen und festlegen, dem Bischofe die Tore öffnen und seiner Milde uns vertrauen, damit wir uns retten vor dem Untergange. Sprecht, seid ihr bereit zu solcher Tat?“

Ein einstimmiges „Ja“ war die Antwort. Und nun wurde in aller Stille der Plan entworfen, wie man sich der Führer bemächtigen und die Stadt von dem Drucke befreien könne, der wie ein Alp auf allen Gutgesinnten lag. Mit feierlichem Eide verbanden sich die Männer, das Geheimnis zu hüten, und schon für die nächste Nacht wurde die Ausführung des Planes beschlossen.

Gegen Mitternacht des nächsten Tages bewegten sich kleine Haufen bewaffneter Männer durch die Straßen. Möllenhecke selbst führte den Zug, welcher sich Johann von Leydens versichern sollte. Ungehindert erreichten sie das Haus und pochten an. Ein Fenster wurde geöffnet und schloß sich wieder, doch die Tür blieb verschlossen. Die Männer wurden ungeduldig und stießen mit dem Schaft der Hellebarden gegen dieselbe. Endlich öffnete sie sich. Johann von Leyden trat stolz auf die Schwelle und fragte strenge, wer es wage, seine Ruhe zu stören.

„Das werden wir dir schon sagen,“ erwiderte Möllenhecke und trat hinzu, um ihn zu ergreifen. Eine Gestalt im Nachtgewande tauchte in dem Flur auf, es war Anna.

„Zurück, ihr Gottlosen,“ rief Johann, „und waget es nicht, eure Hand an den Propheten zu legen; der Fluch des Himmels wird euch treffen.“

Aber die Männer zerrten ihn aus der Tür und banden ihn mit Stricken.

„Kein Wort, oder wir schlagen dich nieder!“ rief ihm Möllenhecke zu.

„Was habt ihr vor, Leute?“ rief Anna mit angstbewegter Stimme; „ich bitte euch, tut ihm kein Leides, er ist unschuldig.“ Johann von Leyden blickte auf sein Weib; ein warmer Strahl seiner Augen dankte ihr für dieses Aufwallen einer von ihm mit Füßen getretenen Liebe, aber er sagte nichts.

„O, laßt ihn,“ bat Anna und suchte ihren Mann zu befreien; doch die Männer geboten ihr Schweigen, drängten sie ins Haus zurück und stellten eine Wache davor, den Propheten aber führten sie nach dem Rathause. Die erschreckten Wachen versuchten keinen Widerstand, als sie Johann von Leyden gefangen sahen.

Bald erschien eine zweite Schar und brachte Knipperdolling gefesselt herbei. Er hatte sich nicht ohne Widerstand der Übermacht ergeben, einer der Verschwörer hatte dabei einen Säbelhieb erhalten, so daß er weggeführt werden mußte. Mit finsterm Gesichte und wild rollenden Augen maß er seine Gegner, dann ließ er sich schweigend mit Johann von Leyden in das Gefängnis führen, wo ihnen alsbald auch Rothmann und Krechting zugesellt wurden.

Der Überfall war gelungen, die Häupter des neuen Zion waren in der Gewalt Möllenheckes und seiner Genossen. Diese freuten sich des leichten Sieges von Herzen und waren guter Dinge.

Indessen war der Gewaltstreich doch nicht ohne Un-

ruhe vor sich gegangen, und kaum graute der Morgen, da sammelte sich auch schon eine Menge Volkes vor dem Rathause, und harrte bestürzt der kommenden Dinge.

Möllenhecke berief seine Getreuen zu einer Versammlung im großen Saale des Rathauses, und man erwog, ob man gleich die Tore öffnen und dem Bischofe die Stadt übergeben, oder dem Volke diese Frage erst zur Entscheidung vorlegen solle. Der leichte Sieg hatte aber das Vertrauen der Bürger in die eigene Kraft also gestärkt, daß Stimmen laut wurden, welche rieten, die Herrschaft über die Stadt selbst zu übernehmen und sie nicht dem Bischofe zu überantworten. Der alte Hader zwischen Katholiken und Protestanten erwachte aufs neue, und trotz der eindringlichsten Warnungen Möllenheckes ward beschlossen, des Volkes Meinung zu hören.

Inzwischen jedoch hatten sich die Anhänger der Gefangenen von ihrem ersten Schrecken erholt und dachten darauf, den Verschwörern den Sieg wieder zu entreißen. Der Kürschner Redecker, einer der eifrigsten Verfechter der Vielweiberei, durcheilte die Stadt und brachte die Freunde des Propheten von allen Seiten zusammen. Als Möllenhecke am Nachmittage des Tages die Bürger zur Beratung auf dem Markte zusammenrief, sah er sich plötzlich einem bewaffneten Haufen gegenüber, dessen drohende Haltung ihm bewies, daß er noch keineswegs Herr der Lage war.

Trotzdem versuchte er, der versammelten Menge seine Pläne auseinanderzusetzen und sie für sich zu gewinnen. Doch kaum hatte er zu reden begonnen, als ein Schuß erdröhnte und unter Redeckers Führung eine Schar Bewaffneter gegen das Rathaus rückte. Das Volk stob erschreckt auseinander, Möllenhecke und die Seinen zogen sich rasch auf das Rathaus zurück und verrammelten die

Zugänge. Nicht allen gelang es, hinter den Mauern desselben Schutz zu finden, sie fielen den Anstürmenden in die Hände und wurden gefesselt.

Der Kürschner aber ließ zwei Kanonen auffahren und das Rathaus beschießen, und mit Schrecken erkannten die Eingeschlossenen, welche verderblichen Folgen ihr Zaudern und Hadern nun für sie hatte. Sie flohen aus dem Erdgeschosse in das obere Stockwerk, sahen sich aber auch hier bald derart bedrängt, daß ihnen nichts übrig blieb, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Sie steckten die Hüte zu den Fenstern hinaus und schwenkten dieselben zum Zeichen, daß man jetzt von dem Sturme ablassen möge. Nun schwiegen die Geschütze, und die Türe öffnete sich.

Mit grimmiger Wut warf sich Redecker mit seiner fanatischen Schar auf die Gefangenen, mit Stößen und Schlägen und wilden Flüchen wurden sie in den Dom getrieben, dessen Pforten die Sieger schlossen.

Johann von Leyden und seine Genossen, die einen solchen Ausgang nicht vermutet hatten, wurden sofort aus dem Kerker befreit und unter dem Jubel der Sieger in feierlichem Zuge durch die Straßen geführt.

Der Prophet, den seine Gefangennahme zuerst niedergeschlagen, brannte nun vor Rachgier über die ihm angetane Schmach und Gewalt, — Knipperdollings Wut kannte keine Grenzen.

Schon am nächsten Tage ward auf dem Domhofe öffentlich Gericht gehalten über Möllenhecke und seine Anhänger. Sie alle wurden zum Tode verurteilt, weil sie es gewagt, die Hand zu erheben gegen die Vorsteher der heiligen Gemeinde und die Stadt verraten wollten an die Feinde Zions. Ohne Verzug wurde das Urteil vollstreckt.

Möllenhecke und sieben seiner Freunde wurden auf besondern Befehl des Propheten mit eisernen Halsbändern an die Linden des Platzes angeheftet und vor den Augen des zusammengelaufenen Volkes unter dem jammernden Wehklagen und Geschrei ihrer Angehörigen mit Hakenbüchsen erschossen: zitternd und bebend standen inzwischen die übrigen Unglücklichen, zu zweien aneinander geschlossen, auf dem Domhofe und mußten das schreckliche Ende ihrer Genossen ansehen.

Als die blutigen Leichen an den Bäumen hingen, rief Johann von Leyden vom Richterstuhle den Seinen zu: „Brüder, die übrigen Abtrünnigen sind es nicht wert, daß wir unser Pulver an ihnen verschwenden, ich übergebe sie also dem Richtschwerte unseres getreuen Dieners Knipperdolling!"

Es war, als ob dieser nur auf einen solchen Spruch gewartet hätte. Teufliche Freude durchzuckte sein wutentstelltes Gesicht, als er mit dem roten Mantel auf den Schultern von den Stufen des Richterstuhles herabschritt, das breite Schwert in den starken Fäusten. Einer nach dem andern von Möllenheckes Schar wurde vorgeführt und von Knipperdolling und seinen Trabanten enthauptet. Vergebens jammerten und flehten die Unglücklichen um Schonung, ihr Flehen schien den Grimm des schrecklichen Würgers nur noch zu erhöhen. Achtundfünfzig Münstersche Bürger fielen unter dem Schwerte des Henkers, ihre Leichen wurden mit den Erschossenen auf dem Domhofe eingescharrt. Dem Reste der Gefangenen schenkte Johann von Leyden großmütig das Leben; doch wurden sie auf ewige Zeiten aus der Stadt verbannt.

So wurde der Widerstand gegen die Offenbarung des Propheten gänzlich gebrochen. In den nächsten Tagen erschien ein Edikt an die Bürger, durch welches

die Vielweiberei zum Gesetz erhoben und jede Auflehnung dagegen mit dem Tode bedroht wurde.

Der Prophet nahm Divara zum Weibe und feierte eine glänzende Hochzeit, bei welcher auch Anna zugegen sein mußte, Rothmann und Knipperdolling folgten seinem Beispiele, und Krechting vermählte sich gleich drei Frauen.

17.

In der Wohnstube Knipperdollings saß seine rechtmäßige Ehefrau in einem hochlehnigen Armstuhle. Sie hatte die Hände in den Schoß gelegt, ihr Kopf war auf die Brust gesunken, und aus ihren Augen tropften Tränen. Eva, welche ihr gegenüber saß und sie mitleidig betrachtete, erhob sich, trat ihr zur Seite und schlang den Arm um ihren Hals.

„Weinet nicht, Muhme,“ flüsterte sie ihr zu, „seid stark und erwehret Euch der Schmach, die Großmutter hat recht.“

Diese, Knipperdollings Schwiegermutter, stand zornglühend neben dem braunen Kachelofen. Sie hatte die starken Arme auf die Hüften gestemmt, und ein Strom heftiger Worte ergoß sich von ihren Lippen.

„Und ich sage dir,“ rief sie, „wenn du selbst nicht so viel Herz hast, hier Wandel zu schaffen, so tu' ich es, ich, die Brandeschin.“ Damit schlug sie sich auf die breite Brust und schritt gegen die Tochter hin.

„Er soll mich noch kennen lernen, der ehrvergessene Mensch. Mir solche Schmach anzutun, ein junges Weib ins Haus zu nehmen, eine Straßendirne!“

„Daran ist niemand schuld als dieser verlumpte Schneider,“ sagte Eva.

„Ja, ja,“ eiferte die Alte, „da ist er gekommen

und hat sich für einen Propheten ausgegeben, hat uns das Geld aus den Truhen geholt, um seine Bettelgenossen damit zu bereichern, und will nun solche Schande in die Häuser tragen."

„Er war der erste, der ein zweites Weib nahm," warf Eva dazwischen; „unsere arme Anna galt ihm schon lange nichts mehr."

„Die gelbe Hexe sollte verbrannt werden," schrie die Alte wütend. „Und dein Mann, statt dem Buben zu wehren, folgt seinem Beispiel! Ha, ich könnte rasend werden!"

„Sei ruhig, Mutter," sagte Knipperdollings Frau sanft und erhob das tränenfeuchte Gesicht, „es nutzt alles nichts, sie sind sich einig geworden, und wir müssen es tragen!"

„Was? Wir sollen es tragen? Hätte dein Vater mir so etwas angetan, im Bette hätte ich ihn erwürgt. Du hast keine Ehre im Leibe."

„Habt Ihr nicht gesehen, Großmutter, was Bockelsohn Redecker und den andern braven Leuten getan? Und der Oheim hat sich zum Henker hergegeben," seufzte Eva. „O, es ist schrecklich, nur daran zu denken!"

„Und wenn sie noch hundert köpfen," schrie die Brandeschin, „so will ich doch diesem Schneiderbock ins Gesicht sagen, daß er ein verruchter Bösewicht ist. Hole der Satan ihn."

„Bis jetzt habe ich geglaubt, es sei die rechte Lehre," sagte Frau Gertrud, „und du auch, Mutter."

„Ich widerrufe alles," entgegnete die Alte, „alles, was ich den Betrügern geglaubt, und schwöre die Taufe ab. Hätte ich nur mein Geld wieder."

„Daran ist nicht viel verloren, Großmutter," sprach Eva; „das andere ist viel schlimmer."

„Du hast recht, Kind, du hast uns immer gewarnt, wir aber sind Tölpel gewesen. Doch jetzt bin ich's müde, und ich werde dem Bernt zeigen, wer hier Herr ist. Wo ist er mit der Dirne?“

„Bei Krechting, der heute Hochzeit gemacht hat mit drei Weibern zugleich,“ antwortete Eva.

„Ist so etwas jemals erhört worden!“ rief die Alte. „Aber wartet nur . . .“ und sie ballte die fleischigen Fäuste, als wollte sie gleich zum Angriff schreiten.

Vor dem Hause erklangen Stimmen. Die Alte horchte auf und öffnete die Türe. Eben kehrte Knipperdolling mit seinem neuen Gespons von dem Hochzeitsgelage heim und sang mit weinschwerer Zunge ein übermütiges Lied. Dazwischen hörte man das Lachen eine weiblichen Stimme.

Die Brandeschin trat in den Flur, ihre Tochter und Eva folgten neugierig.

„Du Lump, du Gauch, du liederlicher Geselle,“ schrie die Alte und stürzte auf Knipperdolling los. Dieser stutzte und blickte verstört auf die zornsprühende Schwiegermutter. Aber ehe er sich dessen versah, hatte sie ihn schon gefaßt und riß ihn von der Seite des Weibes, das sich zitternd gegen die Wand drückte. Sie warf ihn gegen die Stufen der Treppe und fiel über das Weib her.

„Aus dem Hause hinaus, du gemeine Kreatur.“ schrie sie, „hier ist kein Platz für solches Gesindel.“ Und sie schlug auf die Wehrlose ein, daß diese laut kreischend zur Türe floh.

„So schlag' doch zu,“ rief die Brandeschin ihrer Tochter zu, „zeige ihr doch, wer hier Herrin ist.“

Es schien, als ob der Anblick der Nebenbuhlerin bei Frau Gertrud die ruhige Ergebung in das Gegenteil verkehrt hätte; sie schlug und zerrte mit an dem Weibe

herum und warf sie mit der Mutter auf die Straße, wo man sie jammernd von dannen ziehen hörte.

Inzwischen aber war Knipperdolling zur Besinnung gekommen; er erhob sich und stürzte mit einem wilden Fluche gegen seine Frau. Aber die Schwiegermutter kam ihm zuvor.

Mit hoch erhobenem Arme stellte sie sich vor die Tochter.

„Versuche es nur, ihr ein Haar zu krümmen, du gottvergessener Wicht!“ donnerte sie ihn an.

Doch in trunkenem Mute drang er nun auf die Schwiegermutter ein, erhielt aber einen so kräftigen Schlag in das weingerötete Gesicht, daß er taumelnd an der Wand niedersank.

Erschrocken sprang sein Weib herzu und beugte sich über ihn, während sich Eva mit Abscheu von der widerlichen Szene abwandte.

„Keine Sorge,“ sprach die Alte, „davon stirbt er nicht, aber wir wollen ihm zeigen, daß wir auch noch da sind.“

Sie packte den Berauschten, schleppte ihn in seine Schreibstube und schloß ihn ein.

„So Kinder,“ sprach sie, „da hätten wir das Haus einmal gründlich gesäubert. Mich dünkt, das Dirnlein wird keine Lust mehr verspüren, hier die Hausfrau zu spielen. Aber ich werde die Nacht über bleiben, damit der dort keine Bosheiten anfängt.“

Eva schwieg, die Frau weinte, die Alte aber schien sehr zufrieden mit ihrer Heldentat.

„So flenne doch nicht,“ sagte sie, als sie mit den beiden wieder in die Stube trat, „gib acht, die Lektion wird helfen.“

„Wenn's nur nicht schlimmer wird,“ seufzte ihre Tochter; „Bernt ist nicht mehr wie früher.“

„Das ist deine Schuld, warum hast du ihn nicht besser gewöhnt? Jetzt möchte ich auch dem Propheten ans Koller, der soll mir die Geschichte mit der Anna büßen.“

Am nächsten Morgen entließ die Brandeschin ihren Schwiegersohn seiner Haft. Er hatte den Rausch verschlafen und schien sich des Vorfalls vom Abende vorher kaum mehr zu erinnern, obwohl ihn eine mächtige Beule an der Stirne wohl daran gemahnen konnte. Nur sein Auge blickte finster und ergrimmt, und bald verließ er das Haus.

Wenige Stunden später erschienen sechs Häscher vor demselben. Zwei derselben stellten sich vor der Türe auf, die übrigen drangen in das Haus, aus dem gleich darauf die gellende Stimme der Brandeschin tönte, untermischt mit den drohenden Worten der Schergen. Es dauerte nicht lange, so brachten sie die drei Frauen auf die Straße. Sie hatten ihnen die Hände rückwärts gebunden und nötigten sie zur Eile. Knipperdollings Frau wankte wie gebrochen einher, Eva war bleich vor Scham und senkte das Haupt auf die Brust, die Alte aber wetterte und tobte wie besessen und wollte nicht von der Stelle. Die Mägde des Hauses erschienen und rangen die Hände, und von allen Seiten lief das Volk zusammen. Die einen lachten, als sie die zornige Alte erblickten, die bald rechts, bald links mit dem Fuße nach den Häschern trat, andere sahen stumm dem Schauspiele zu. Da die Brandeschin nicht gutwillig von der Stelle zu bringen war, faßten zwei der Schergen sie schließlich und schleppten sie fort, indes der Pöbel johlend folgte.

Auf dem Domplatze war ein Richterstuhl aufgeschlagen, und auf diesem saß Bockelsohn. Neben ihm, das entblößte Richtschwert in der Hand, stand Knipperdolling in rotem Mantel, auf der andern Seite Roth-

mann, Krechting und die zwölf Ältesten. Als Knipperdolling die Frauen heranbringen sah, umspielte ein spöttisches Lächeln seine Lippen. Doch kaum erblickte die Schwiegermutter ihn, als sie auch schon eine Flut von Schimpfreden über ihn ausgoß. Vergebens mahnte Johann von Leyden sie zur Ruhe, ihre Wut steigerte sich nur, und sie wandte sich nun auch gegen ihn.

„Da sitzest du, Landstreicher," schrie sie, „du falscher Prophet, und willst über ehrbare Frauen richten, du Bube! Mit Schimpf und Schande sollte man dich hinauswerfen aus dieser Stadt, du Sohn Belials."

Ihre Stimme stockte vor Aufregung, und sie keuchte schwer, nach Atem ringend. Knipperdolling schien ein besonderes Vergnügen an diesem Wutausbruch seiner Schwiegermutter zu haben, sein Gesicht wurde immer heiterer.

Bockelsohn aber sprang zornig von seinem Stuhle auf und rief: „Kein Wort mehr, du Geifersack, oder ich lasse dich in den Buddenturm bringen."

Bei dem Worte Buddenturm erbleichte die Alte; ihr abergläubischer Sinn spiegelte ihr in einem Augenblicke alle Schreckgebilde vor, welche sich seit alter Zeit an den unheimlichen Turm knüpften, und sie verstummte.

Als Bockelsohn sah, welche Wirkung seine Worte hatten, ließ er sich wieder nieder, und sein Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an.

„Fahren wir fort, liebe Brüder," sprach er zu den Ältesten, „in unserer Verhandlung über das Weib dort."

Erst jetzt gewahrten die Frauen, daß neben ihnen noch ein anderes Weib, eine ältere Frau, vor dem Richterstuhle stand. Sie war bleich und zitterte an allen Gliedern.

„Ihr habt die Anklage gehört," fuhr Bockelsohn fort.

„Das Weib ist beschuldigt, die Gesetze der heiligen Gemeinde frech gelästert, ihren Mann, der sich nach dem Willen des Vaters mit einer Tochter Zions verbunden, angespieen und von der Schwelle seines Hauses vertrieben zu haben. Sie kann die Freveltat nicht leugnen, und so ermahne ich euch denn als Hüter der heiligen Stadt und des Gesetzes, das Urteil über sie zu sprechen!"

Tiefe Stille lagerte sich über die Volksmenge, welche den Richterstuhl in weitem Kreise umstand, und aller Augen wandten sich zu den Ältesten. Da rief Krechting, der die Unschlüssigkeit der Vorsteher sah, plötzlich mit lauter Stimme:

„Wer da lästert, der soll sterben, und alles Volk soll sagen: Amen! Sie ist des Todes schuldig."

„Sie ist des Todes schuldig," wiederholten die Ältesten, „sie sterbe durch das Schwert."

Wieder trat eine bange Stille ein, man hätte ein fallendes Blatt gehört. Der Prophet erhob sich, legte sich vornüber auf den Boden und blieb einige Zeit liegen. Dann stand er auf, nahm seinen Sitz wieder ein und sprach mit ernster Stimme zu der Verurteilten: „Ich rief zum Herrn für dich, aber seine Huld ist dir verschlossen. Sein Zorn ist entbrannt gegen dich, ausgetilgt sollst du werden aus dem Buche des Lebens!"

Er nahm einen weißen Stab, zerbrach ihn und warf die Stücke vor die Füße des Weibes.

„Knipperdolling walte deines Amtes."

Bei diesen Worten brach das Weib mit einem gellenden Aufschrei zusammen. Doch sofort wurde sie von zwei Knechten ergriffen, und Knipperdolling trat mit dem Schwerte die Stufen hinab. Ein Holzblock wurde hervorgeschoben, das willenlose, zitternde Opfer darauf gelegt, und im nächsten Augenblicke rollte ihr

Haupt vor die Stufen des Richterstuhles. Die Weiber schrieen und flohen, stumm standen die Männer.

„So ergehe es jedem, der es wagt, die Gesetze des Herrn zu lästern," rief Bockelsohn und streckte drohend seine Hand über das Volk aus.

Die Henkersknechte legten die Leiche in einen rohen Sarg und trugen ihn von dannen. Mit schreckensstarren Augen stand Knipperdollings Schwiegermutter da, seine Frau aber lag halb ohnmächtig neben Eva auf dem Boden, die sich bleich und zitternd über sie beugte und ihr tröstende Worte ins Ohr flüsterte. Die Schergen richteten die Frau wieder auf, mußten sie aber stützen, sonst wäre sie wieder zusammengebrochen. Knipperdolling weidete sich an dem Schrecken seiner Schwiegermutter und lachte höhnisch in sich hinein.

Wiederum nahm Johann von Leyden das Wort.

„Auch diese dort," sprach er und deutete auf die drei, „sind angeklagt, unsere Gesetze mißachtet und einen Bruder und eine Schwester um ihrer neuen Ehe willen mißhandelt zu haben. Und schwer ist ihre Schuld, denn sie haben sich dabei aufgelehnt gegen die Obrigkeit unserer heiligen Stadt und sie gelästert mit schimpflichen Worten. Auch ihr Haupt ist dem Henker verfallen."

Er hielt inne; die Brandeschin zitterte wie Espenlaub, was sie eben gesehen, hatte ihren Mut gänzlich gebrochen.

„Aber der Herr hat kein Wohlgefallen an dem Tode des Sünders," fuhr Johann fort, „sondern daß er sich bekehre und lebe. Der Beleidigte hat selbst gebeten für die, so ihn mit Schmach bedeckt, und wo ein wahrer Christ betet, da öffnet sich das Ohr der Erbarmung. Um der großen Verdienste unseres Bruders Knipperdolling und um der Treue willen, die er uns allezeit bewährt, sei ihnen auf seine Fürbitte das Leben

geschenkt, doch sollen sie ihre Schuld büßen. Sprechet, Brüder, welche Strafe soll ihnen werden?"

„Stehen sollten sie am Schandpfahl und in den Händen halten das Schwert, dem sie verfallen, zur Warnung für alle Weiber, die ihre Herren lästern", rief Krechting.

„Am Schandpfahl sollen sie büßen!" wiederholten die Ältesten, und Bockelsohn bestätigte das Urteil.

Von einem großen Haufen spottlustiger Menschen begleitet, wurden die drei Frauen vor das Rathaus geführt, an dessen südlicher Seite sich der Schandpfahl erhob. Dort wurden sie angebunden und jeder ein bloßes Schwert in die Hand gegeben. Also standen sie dort, umgafft und bespöttelt von dem Pöbel. Ruhig und aufrecht stand die Brandeschin an der Säule; sie war froh, daß die böse Geschichte noch so glimpflich abgelaufen, und sie schaute wieder keck und verächtlich auf die Menge, während ihre Tochter vor Scham die Augen nicht zu erheben wagte. Eva war gebrochen, ihre Augen schimmerten in Tränen, und sie vermochte das Schwert kaum zu halten.

O, Ludger, ahntest du das, dachte sie bei sich, wüßtest du, welchen Schimpf ich erdulde! Ach, hätten sie mich doch gemordet!

Allmählich zerstreute sich das Volk, nur ab und zu blieb ein Vorübergehender stehen und warf einen Blick auf die Gruppe, vor der ein Krieger mit geschultertem Spieß auf und nieder schritt.

Eine Stunde etwa mochte vergangen sein, da näherte sich vom Domhof her ein Mann eiligen Schrittes dem Schandpfahl. Es war der Student. Mitleidig streifte sein Blick das Mädchen, das ihn jedoch nicht sah, denn es hatte die Augen geschlossen.

Rasch wechselte er einige Worte mit dem Posten,

zeigte ihm ein Papier, und sprang die Stufen hinan. Er nahm Eva das Schwert aus der Hand, löste ihre Fesseln und führte sie von der Säule herab. Diese begriff zuerst kaum, was ihr geschah, doch als sie ihren Befreier erkannte, schluchzte sie laut auf und lehnte sich an seine Schulter. Einen Augenblick hielt er sie umfaßt, dann löste er auch die beiden Frauen aus ihrer schimpflichen Stellung. Er hatte den Hergang erfahren und war zu Bockelsohn geeilt, der ihm auf seine Bitte gestattete, die Buße abzukürzen.

Die Brandeschin eilte nach Hause, die beiden andern geleitete Heinrich zur Wohnung Knipperdollings. Auf die Bitte der Frau trat er mit ein, denn sie fürchtete sich von ihrem Manne. Doch dieser trat ihr unbefangen entgegen, es war ihm genug an dem Schrecken, den er ihr und seiner Schwiegermutter eingeflößt hatte. Trotzdem zitterte sie an allen Gliedern, Eva aber empfand ein unüberwindliches Grauen vor dem Schwertführer Zions.

Mit heimlicher Freude hatte einer der Bestrafung der Frauen zugesehen, und das war Dusentschur. Das öffentlich beschimpfte Mädchen mußte froh sein, wenn noch ein Mann sich fand, der es begehrte. So dachte er, und darum erschien er schon am nächsten Tage im Hause Knipperdollings und verlangte, mit Eva sprechen zu dürfen.

Verwundert sah diese den früheren Gesellen Ludgers vor sich. Er hatte sich in seine besten Kleider geworfen und sein struppiges Haar so viel wie möglich geglättet. Den kurzen rechten Fuß leicht mit der Spitze auf den Boden stützend, neigte er sich vor dem Mädchen und brachte ohne Umschweife seine Werbung vor.

Eva traute ihren Ohren kaum. Sie betrachtete den Menschen, der ihr mit begehrlichen Blicken ins Gesicht

schaute, von oben bis unten, und zornige Glut ergoß sich in ihre Wangen.

„Ihr irrt Euch wohl, Dusentschur," antwortete sie, „Ihr suchet wohl eine Magd des Hauses, die Euren Antrag hören soll."

„Nein, ich suche Euch, Jungfer," erwiderte Dusentschur scharf, „und ich denke, daß ich damit einem Weibe, welches am Schandpfahl gestanden, genug Ehre erweise."

Eva erbleichte.

„Es ist niederträchtig von Euch, mich daran zu erinnern," entgegnete sie stolz. „Der Geselle Herdings steht allerdings für mich zu hoch."

Damit wandte sie sich ab und schritt zur Tür.

„Das sollst du mir büßen," knirschte Dusentschur, „warte nur, wir sind noch nicht fertig mit einander."

Aber Eva hörte nicht auf ihn.

Dusentschur verließ das Gemach und suchte Knipperdolling auf.

Diesem war der boshafte Schleicher zuwider, und seine Züge verfinsterten sich, als er ihn eintreten sah.

„Was wollt Ihr?" fuhr er ihn an.

„Ich möchte Euer Mündel Eva zur Ehe nehmen," sagte er kurz und bestimmt.

Knipperdolling lachte.

„Ihr, Dusentschur? Ei, seht, das ist ja sehr gütig von Euch, daß Ihr mich in Eure Verwandtschaft aufnehmen wollt. Wie hoch soll die Mitgift sein?"

Dusentschur biß sich auf die Lippen.

„Ich verlange kein Mitgift, ich will nur das Mädchen."

„Wirklich? Wie großmütig Ihr seid!"

„Ich bin nicht gekommen, mich von Euch hänseln zu lassen, ich verlange auf eine ehrliche Frage eine ehrliche Antwort."

„Die soll Euch werden, Männchen," entgegnete Knipperdolling höhnisch. „So höret denn: Einem so krummbeinigen, buckeligen Gesellen, wie Ihr seid, gebe ich mein Mündel nicht."

Dusentschur wurde fahl vor Wut. Seine Leibesbeschaffenheit war ein Punkt, in dem er am allerempfindlichsten war.

„Ich denke, ich bin noch immer gut genug für eine, die am Schandpfahl gestanden," sagte er grimmig.

Knipperdolling lachte. „Ha, ha, also darauf habt Ihr Euren Plan gebaut! Nun, Ihr seid ein schlauer Bursche, aber an den Pfahl könntet Ihr auch noch kommen, und mich dünkt, Ihr müßtet eine hübsche Figur dafür abgeben."

Dusentschur stand noch einen Augenblick und maß sein Gegenüber mit giftigen Blicken. In seinem verzerrten Gesichte gaben sich alle Leidenschaften, die sein Herz durchtobten, ein Stelldichein. Dann wandte er sich stumm und verließ das Haus.

Er war aufs höchste erbittert und dachte auf Rache. Tag und Nacht sann er darauf, wie er Eva in seine Gewalt bringen könne, und je weiter das Ziel ihm zu entschwinden schien, desto höher stieg seine Leidenschaft.

Endlich glaubte er, ein Mittel gefunden zu haben.

Schon länger hatte er sich durch mancherlei listige Ratschläge die Gunst Bockelsohns erworben. Seine sklavische Ergebenheit, die Bewunderung, welche er gegen den Propheten zeigte, schmeichelten dessen Eitelkeit und erwarben ihm ein williges Ohr. Der Widerstand der Weiber gegen das neue Ehegesetz machte dem Propheten keine geringe Sorge, und wie strenge er auch gegen die Aufsässigen verfuhr, er fürchtete ihren stillen Einfluß.

Es gelang Dusentschur, ihn zu überzeugen, daß nur ein allgemeines Ehegebot für alle ledigen Frauen und

Mädchen dem neuen Gesetze zum Siege verhelfen könne. So erließ er denn mit Zustimmung der Ältesten das Gebot, kein Weib, das von einem Manne zur Ehe begehrt werde, dürfe sich weigern, ihm zu folgen.

Dusentschur triumphierte. Er warb sich einen kecken Gesellen um einige Geldstücke, der das Mädchen fordern und ihm dann abtreten sollte. Aber Eva wies den Antrag ab, und der Verschmähte erstattete auf seinen Rat Anzeige bei dem Propheten. Doch dieser wollte nicht gern Zwang anwenden gegen die Verwandte, und deshalb ließ er sie im stillen auffordern, dem Gesetze zu gehorchen, wofern sie nicht mit Gewalt gezwungen werden wollte.

Eva war in Verzweiflung. Bei der Muhme fand sie weder Rat noch Stütze, der Oheim zuckte die Achseln. Von inneren Qualen gefoltert, suchte sie nach einem Ausweg aus der schrecklichen Lage, aber vergebens. Da kam ihr der Gedanke, sich an Ludgers Freund zu wenden, bei ihm Hilfe zu suchen, der ihr ja seinen Beistand angeboten.

Zu jeder andern Zeit würde sie sich gescheut haben, den jungen Mann aufzusuchen, aber da galt kein Zögern, denn die Bedrängnis wuchs und drohte, ihr den Verstand zu rauben.

Der Student saß im stillen Stübchen über einer Schrift. Er hatte das Haupt in die Hand gelegt, und sein Auge folgte ernst und bedächtig den Gedanken, welche vor mehr denn tausend Jahren Augustinus in seiner Schrift de doctrina christiana niedergelegt hatte. Seit dem Tode Hillas war eine ruhige Schwermut über ihn gekommen; der kecke Lebensmut des frischen Jünglings war erstorben, und sein Geist richtete sich auf ernste Dinge. Er hatte eine innere Wandlung erfahren, suchte sich Rechenschaft von seinem Leben und Streben zu geben

und vor allem die Wahrheit im Glauben zu erforschen. Die Entwicklung der Dinge in Münster waren ihm ein Antrieb mehr zu solchem Tun, und er versuchte, sich aus dem Wirrsal der Meinungen seinen Weg zu bahnen zur Freiheit des Denkens. Der gelehrte afrikanische Bischof sollte ihm Helfer und Führer sein bei dieser Arbeit. Wohl stieg das Bild der holden Geliebten noch manchmal vor seinem Geiste auf, und zwischen den Zeilen der philosophischen Auseinandersetzung schauten ihn zuweilen noch die blauen Augen mit den tiefen, lockenden Blicken an. Aber diese Augen wandelten sich im nächsten Augenblicke; gebrochen und starr blickten sie aus einem blutbefleckten Antlitz, und schaudernd fuhr er mit der Hand über die Stirn, wie um die Geister zu bannen, die hinter derselben ihr quälendes Spiel mit ihm trieben. Und wenn der marternde Spuk nicht weichen wollte, wenn die Abendschatten auf linden Flügeln in sein stilles Stübchen schwebten, und in seiner Brust das schmerzliche Sehnen nach einem verlorenen Glücke erwachte, dann schritt er hinaus zu dem Friedhofe und hielt geheimnisvolle Zwiesprache mit dem teuren Haupte, das seinem Wahn ein frohes Leben geopfert, und er kehrte zu neuem Streben ermutigt zurück in seine Klause. Er zürnte dem Manne nicht mehr, der Hilla verraten, er hatte sich bereits gewöhnt, das Walten einer unsichtbaren Hand in ihrem Schicksale zu erkennen, und suchte die Spuren derselben nun auch in dem wilden Taumel, der ihn umgab.

Eben erhob er das Auge von der Schrift und ließ das Gelesene noch einmal vor seinem Geiste vorbeigleiten, da öffnete sich die Türe, und Eva trat ein. Zaghaft und scheu überschritt sie die Schwelle, und jungfräuliche Scham ergoß sich über die bleichen Wangen.

Heinrich begrüßte sie freundlich. Er sah ihre Verlegenheit und ahnte, daß etwas Außergewöhnliches sie zu ihm führe.

„Jungfer Lanio," sprach er freundlich, „Ihr seid's? Es ist schön von Euch, daß Ihr einen einsamen Mann aufsucht. Worin kann ich Euch dienen?"

„Ach, verzeiht," stammelte Eva, „ich bin in schwerer Bedrängnis und weiß mir keinen Rat und keine Hilfe. Ihr seid Herdings Freund und immer gütig gegen mich gewesen."

„Wenn ich Euch helfen kann, geschieht es gewiß," antwortete er, „seid dessen sicher." Damit schob er ihr einen Stuhl hin und bat sie, sich zu setzen.

Eva ließ sich nieder, doch bedurfte sie einiger Zeit, ehe sie ihr Anliegen vorbringen konnte. Dann erzählte sie, wie sie Dusentschurs Werbung abgewiesen und nun aufs neue verfolgt werde.

„Ihr wißt ohne Zweifel," sprach sie, „welch ein schändliches Gebot der Bösewicht, der falsche Prophet, wieder ersonnen hat."

Heinrich nickte.

„Kaum hatte ich den frechen Wicht, den Dusentschur, abgewiesen, der erscheint ein anderer, und da ich mich abermals weigere, klagt er mich bei Bockelsohn als Verächterin der Gesetze an. Gern wollte ich mich töten lassen, um der Schmach zu entgehen, aber das ist des Propheten Wille offenbar nicht. Er hat mir bedeuten lassen, er werde Gewalt gebrauchen, wenn ich nicht gehorche. O, helft mir, laßt mich nicht das Opfer der Bosheit werden."

Sie sprach leidenschaftlich, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Gerührt betrachtete Heinrich das hilfeflehende

Mädchen, aber vergebens fragte er sich, wie er sie retten möchte vor dem Schicksal, das ihr drohte.

„Bockelsohns Tyrannei lastet wie ein Fluch auf uns," sprach er ernst; „dem wir zujubelten als einem Gesandten Gottes, er ist zum Rächer unserer Torheit geworden. Wie sollen wir seinen Befehlen entgehen? Er führt ein scharfes Schwert, und seine Trabanten sind allezeit bereit, seinen Willen auszuführen."

„Mag er mich morden, ich fürchte den Tod nicht. Was ich fürchte, ist schlimmer als sterben."

Der Jüngling dachte nach.

„Gabt Ihr ihm Anlaß, Euch übel gesinnt zu sein? — Wenn er Euch verderben will, werdet Ihr ihm nicht entgehen. Ihr werdet Euch dem Gebote fügen müssen."

„Nimmermehr!" rief Eva, „ich bringe mich noch eher selbst um."

Ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihren Körper, und sie barg das Gesicht in den Händen.

„Noch ist keine Hilfe von außen zu erwarten," fuhr Heinrich fort, „und bis sie kommt, hat er Raum genug für seine schändlichen Pläne."

Eva weinte still für sich, und der Jüngling schwieg. Plötzlich schien ihm ein Gedanke zu kommen, der Rettung verhieß. Er sprang von seinem Sitze, durchmaß das Zimmer einigemale mit schnellen Schritten und blieb dann vor dem Mädchen stehen.

„Jungfer Lanio," sagte er, und seine Stimme bebte, „ich weiß einen Ausweg."

Eva erhob den Kopf und blickte ihn zweifelnd an.

„Ich finde kein anderes Mittel, aber . . ."

„Was ist es?" fragte Eva rasch.

Der Jüngling zögerte, während des Mädchens Auge verlangend an seinen Lippen hing.

Endlich sprach er: „Ich selber werbe um Euch!“
Eva erbleichte und brach aufs neue in Tränen aus.
„Wollt Ihr Spott mit meinem Elend treiben?“ sprach sie schluchzend; „o, das hätte ich von Euch nicht erwartet.“

„Gott soll mich bewahren davor, Jungfer Lanio, es ist mein voller Ernst.“

„Und so wollt Ihr das Vertrauen mißbrauchen, das ich Euch entgegenbrachte. Ich hielt Euch für besser als die andern.“

„Ich hoffe, das Vertrauen zu bewähren.“

„Verzeiht, wenn ich das nicht mit einander einen kann.“

„Hört mich an. Die Ehen, wie sie geschlossen werden von dem Propheten, sind keine Ehen vor Gott, das ist mein Glaube. Das Wort, das ich von Euch verlange, bindet Euch also nicht, wie auch ich Euch nicht binden will. Aber mit dem Augenblicke, wo Ihr mir Eure Hand reicht, habe ich das Recht, Euch zu schützen, und werde dieses Recht wahren. Ihr seid vor jeder Werbung sicher.“

Mit ängstlichen Blicken und zuckenden Lippen hörte Eva ihn an.

„Dann, dann,“ stammelte sie, „müßte ich Euch auch folgen in Eure Wohnung, und das . . . das . . .“

Ein bitteres Lächeln umspielte die Lippen des Jünglings. „Ich weiß, was Ihr sagen wollet, aber fürchtet nichts. Ich schwöre Euch, Ihr sollt mir heilig sein wie eine Schwester, und ich selbst hoffe, Euch noch in die Arme Eures Verlobten führen zu können.“

Eva saß stumm da, ihre Brust wogte, sie schien schwer mit sich zu kämpfen.

Endlich sagte sie: „Ich glaube, daß Ihr es ehrlich mit mir meint, aber zürnet nicht, wenn ich Euren Vorschlag nicht annehme. Ich kann es nicht.“

„Und wenn die Werbungen sich wiederholen, wenn Bockelsohn Gewalt braucht, wie er gedroht?“

„O Gott, o Gott,“ seufzte das Mädchen, „laß mich sterben!“ Sie senkte das Haupt auf die Brust, und ein Strom von Tränen ergoß sich über ihre heißen Wangen.

„Ihr habt meinen Schwur gehört,“ sagte der Jüngling mit weicher Stimme, „vertrauet mir! Doch wie Ihr Euch auch entscheiden möget, ich werde über Euch wachen.“

Eva erhob sich.

„Ich danke Euch,“ sagte sie und reichte ihm die Hand. Noch einmal will ich versuchen, den Schlingen zu entgehen, die man mir stellt, das andere sei in Gottes Willen gestellt.“

Der Jüngling geleitete sie zur Türe und versicherte sie seines Beistandes in jeder Not.

Rascher als er erwartet, sollte er sein Wort einlösen müssen.

Schon am nächsten Tage wurde er vor den Propheten geladen. Er fand Eva mit Dusentschur und einem ihm unbekannten Menschen bei Johann von Leyden und begriff sofort, daß das Mädchen aufs neue bedrängt worden.

„Ich habe Euch rufen lassen,“ wandte sich Bockelsohn an Heinrich, „weil die Jungfer hier sich weigert, einem Manne zu folgen, indem sie behauptet, daß sie Euch bereits ihr Wort verpfändet habe.“

So war es in der Tat. In ihrer Angst und Verzweiflung hatte Eva sich durch diese Erklärung vor der Bosheit ihrer Verfolger zu retten gesucht.

„Die Jungfer spricht die reine Wahrheit,“ antwortete Heinrich mit einem Blicke der Verachtung gegen Dusentschur, „und ich begehre sie hier vor Euch und diesen Zeugen und frage sie, ob sie bereit ist, mir die

Hand zu reichen zu dem Bunde, den wir mit einander verabredet?"

Eva verstand die kluge Form dieser Rede, und sie dankte im Herzen dem Jüngling für seine zarte Rücksicht.

„Ja, ich bin bereit, ihm zu folgen," antwortete sie langsam und fest. „Möge er mich schützen vor denen, die mir nachstellen."

„So gebe ich Euch denn zusammen nach der Weise der Patriarchen," sprach der Prophet. „Wachset und mehret Euch und erfüllet die Erde. Amen."

Er breitete seine Hände über das Paar und segnete es.

Dusentschur stand da wie ein Gerichteter; sein Gesicht verzerrte sich vor innerer Wut, er hatte das Spiel abermals verloren.

„Und noch eine Gnade erbitte ich mir von Eurer Huld, großer Prophet," sprach Heinrich. „Ich habe kein Haus, ein Weib darin aufzunehmen, und so bitte ich Euch, mir die Wohnung Herdings, des Goldschmiedes zu überweisen, der Hilla verraten. Es sei mir ein schwacher Ersatz für das, was ich verloren."

Bockelsohn nickte zufrieden. Er war dem jungen Manne, den er für einen seiner treuesten Anhänger hielt, sehr gewogen und ergriff gern die Gelegenheit, ihm seine Huld zu beweisen. Zugleich fand er darin, wie in der Heirat selbst, ein Mittel, sich an dem Verräter zu rächen, und das gereichte ihm zur Befriedigung.

„Der Wunsch sei Euch gewährt," sprach er, „möge das Glück unter Eurem Dache wohnen. Noch heute, Dusentschur, räumt Ihr das Haus."

Dieser wagte keinen Widerspruch, aber sein Auge funkelte in grimmigem Hasse.

Als Heinrich mit Eva das Rathaus verließ, schwanden dem Mädchen die Sinne. Er verstand ihre Aufregung,

aber die Lage der Dinge nötigte ihn zu entschlossenem Tun und sie als sein Weib zu behandeln. Er redete ihr freundlich zu und führte sie in seine Wohnung.

Am Abende des Tages begab er sich mit Eva, die sich inzwischen beruhigt hatte, zu ihrem Oheim. Dieser zeigte sich gleichgültig gegen das Bündnis und äußerte nur seine Zufriedenheit darüber, daß Heinrich Herdings Wohnung bezog.

Schon am nächsten Tage siedelte das Paar in das Haus des Goldschmieds über, das der Jüngling auf solche Art dem Freunde zu retten gesucht. Eva empfand eine gewissen Befriedigung darin, in den Räumen walten zu dürfen, welche dem Verlobten gehörten, doch bangte ihr vor der Zukunft.

18.

Die Hauptschuld an dem Mißlingen seines Planes schob Dusentschur auf Knipperdolling, und er suchte sich dafür zu rächen. Er kannte dessen Ehrgeiz und sein Streben nach der Herrschaft über die Stadt und wollte ihn treffen in seinem Hochmute.

Schon früher hatten die Propheten im Volke den Glauben erweckt, daß ein mächtiger König aufstehen werde, der seinen Thron aufrichte im Volke Gottes und herrschen solle über die ganze Erde. Darauf baute er seinen Plan.

Eines Tages, da er sich mit Bockelsohn unterredete über die Ausgestaltung der heiligen Gemeinde, sprach er: „Der Herr hat seinen Garten gepflanzt, aber die Hand des Hüters ist laß geworden. Er wollte ihn gürten mit Kraft und Herrlichkeit, aber der Wächter ist blöde und erkennt den Weg nicht, der ihm bereitet ist.“

„Was soll diese Rede?“ fragte Bockelsohn.

„Zum Hohenpriester seines Volkes erkor dich der Herr, da er es herausführte aus dem Lande Ägypten und ihm seine Gesetze gab, nun aber ist es mündig geworden. Amelek bedroht seine Grenzen, und Saul läuft den Eselinnen nach.“

Der Prophet zuckte zusammen, und seine Stirn furchte sich.

„Wer will mich solcher Feigheit zeihen, als wagte ich es nicht, des Volkes zu walten als ein Herrscher, der es schirmt mit starker Hand?“ fragte er. „Doch wo ist Samuel, der den König ausrufe vor den Söhnen Israels?“

Dusentschur lächelte verschmitzt.

„Ich bin es,“ antwortete er, „ich will ausgießen das Öl der Macht über das Haupt des Fürsten und die Krone drücken auf seine Stirn. Schon habe ich bereitet den Herrscherreif aus edlem Golde, deine Schläfe will ich schmücken damit, so du den Mut hast, der Stimme des Herrn zu folgen.“

Bockelsohn schwieg, aber das verlockende Bild, welches sich vor ihm aufrollte, nahm ihn gefangen. Schon längst war er es müde geworden, die Herrschaft über die Stadt mit den Ältesten zu teilen; mit königlicher Macht sich zu bekleiden, alle Gewalt in seiner Hand allein zu vereinen, danach sehnte er sich lange.

„Und das Volk,“ fragte er leise, „wird es dem neuen Propheten glauben und folgen?“

Wieder lächelte Dusentschur.

„Dafür laßt mich sorgen,“ sprach er; „es wird dem Gesalbten des Herrn zujauchzen und sich stark fühlen unter dem Szepter seiner Macht.“

„Ich werde mit Divara reden,“ antwortete Johann

von Leyden, „sie ist klugen Sinnes, und ich achte ihren Rat.“

„Sie wird das Diadem nicht verschmähen, das sie erhöht über alle Töchter des Volkes,“ sprach Dusentschur, „denn sie ist königlichen Sinnes.“

Und Bockelsohn redete mit Divara, und sie entflammte den noch Zagenden für den Plan des listigen Goldschmiedes also, daß sie das Werk auszuführen gedachten, das jener ersonnen.

Die leichtgläubige Menge, welche immer nach neuen Offenbarungen gierig war, sollte zuerst durch eine himmliche Erscheinung vorbereitet werden auf die kommenden Dinge, und so geschah es.

An einem Morgen durchflog das Gerücht die Stadt, in der Nacht sei ein Engel herabgestiegen auf den Domhof und habe mit lauter Stimme gerufen: „Der König von Zion kommt, seht, er kommt, der herrliche König!“ Und wie das Gerücht sich verbreitete und Zungen gewann, mehrte sich die Zahl der Engel, und viele wollten ihrer eine Legion gesehen haben, die zum Preise des kommenden Herrschers ihr Loblied in den Lüften sangen. Große Erwartung bemächtigte sich des Volkes, und alles harrte der wunderbaren Dinge, die geschehen sollten.

Drei Tage später ließ Dusentschur alles Volk auf dem Markte zusammenrufen und ankünden, daß ein großes Geheimnis offenbar werden solle.

Die erregte Menge umwogte nun das Rathaus, und neugierige Fragen flogen von Mund zu Mund. Da trat plötzlich Dusentschur auf die Stufen und rief mit weithin schallender Stimme: „Die Gnade des Herrn ist mächtig geworden in Israel, und sein Erbarmen ergießt sich über sein Volk. Was den Großen und Mächtigen verborgen bleibt, das offenbart er den Kleinen, und so

hat er auch mich, den Geringsten seiner Knechte, erwählt, Euch seinen Willen zu verkünden. Siehe, es kommt der Tag, so spricht der Herr, und er ist da, daß ich dem David einen gerechten Sprößling erwecke: ein König wird herrschen, der weise ist und Recht und Gerechtigkeit üben wird auf Erden."

„Ja, einen König wollen wir haben, der uns schirme vor unsern Feinden!" schrie das Volk.

„In jenen Tagen wird Juda erlöst werden und Israel sicher wohnen, und dies ist der Name, womit man ihn nennen wird: Johannes ist sein Name!"

„Johannes ist sein Name!" brauste es durch die Menge.

Im gleichen Augenblicke trat Johann von Leyden aus dem Rathause mit ernster Miene und leuchtenden Augen.

„Seht da, den Euch der Herr erwählt hat!" rief Dusentschur.

Und wieder rief das Volk: „Johannes ist sein Name!"

Bockelsohn, der gezittert hatte vor der Stunde der Entscheidung, hatte seine ganze Kühnheit wieder gefunden, als er des Volkes Rufe vernahm.

„Unwert bin ich der hohen Ehre, zu der mich der Herr erkoren," sprach er, „aber wie darf ich widerstehen seinen Worten? So stehe ich denn hier, gehorsam seinem Befehle und bereit, euch ein starker Schutz und Schirm zu sein gegen alle, welche die heilige Stadt bedrängen wollen."

Und während das Volk, durch den Reiz der Neuheit betört, ihm zujubelte, überreichte Dusentschur ihm ein Schwert mit den Worten: „Nimm hin das Schwert der Gerechtigkeit, König von Zion, und mit ihm die Gewalt über alle Völker der Erde. Führe es mit der Weisheit

Salomos, auf daß du bestehest in der Stunde der Rechenschaft."

Darauf goß er Öl aus über sein Haupt und setzte ihm die bereit gehaltene Krone auf, indem er rief: „Der Herr hat dich gesalbt zum Könige unter deinen Brüdern und dein Haupt geschmückt mit der Krone Zions, und sein Wohlgefallen ruht auf dir, sein Wille geschehe. Es lebe der König!"

Und donnernd brach sich des Volkes tausendstimmiger Ruf an den hohen Giebelhäusern des Marktes, er rollte durch die Straßen und Gassen hinüber zu den Mauern und Wällen der Feste, und von den Basteien sandten die Kanonen mit ehernem Munde die Botschaft in das Lager der Feinde.

Münster hatte einen König erhalten; der junge holländische Abenteurer hatte das höchste Ziel seines ehrgeizigen Strebens erreicht.

Mit froher Zuversicht auf herrliche Zeiten zerstreute sich das Volk in die Häuser, zwei Männer aber verließen den Platz in gedrückter Stimmung: Knipperdolling und Rothmann. Eine Weile gingen sie stumm nebeneinander her, endlich sprach Rothmann: „Und die Bäume sprachen zum Dornbusche: Komme und herrsche über uns! Und er antwortete: Kommet und ruhet unter meinem Schatten, wofern ihr aber nicht wollt, so gehe Feuer aus vom Dornbusche und fresse die Cedern des Libanon. Überlistet hat uns der Fremde und legt sein Joch auf unsern Nacken."

„Der lahme Hund, der Dusentschur, hat dieses Gaukelspiel ausgesonnen, und wir, wir ließen es ruhig geschehen."

„Das Pferd schlägt aus an voller Krippe," erwiderte Rothmann.

„Wir haben ihn erhoben zu der Macht, die er nun gegen uns kehrt, uns zu knechten. Auch du hast dein Teil daran, mein Bruder.“

„Doch warum sollen wir es dulden, daß der fremde Gaukler sich erhebt über die freien Männer der Stadt?“ sprach Knipperdolling sehr grimmig. „Aufruhr werde ich predigen in den Straßen und Gassen und den Afterkönig stürzen.“

„Wahre dich, mein Freund,“ entgegnete Rothmann, „der Pöbel ist lüstern nach dem Blute der ehedem Mächtigen, und des Königs Schwert ist scharf.“

„Doch ich führe das Schwert und will ihm nicht raten, es gegen mich zu kehren.“

„Öffne die Tore und rufe den Waldeck herbei, er wird richten zwischen dir und ihm.“

„Nimmermehr,“ knirschte Knipperdolling „und wenn alle Köpfe in Münster springen, und unsere Gebeine bleichen in den Straßen der Stadt.“

Rothmann schwieg, und die beiden Männer trennten sich in schweren Gedanken.

Bockelsohn säumte nicht, die neu erworbene Macht auch äußerlich kund zu tun und sein Königtum zu befestigen. Er nahm seine Wohnung im schönsten und größten Hause auf dem Domhofe und setzte eine neue Regierung ein. Die zwölf Ältesten mußten ihre Ämter niederlegen und erhielten andere Stellen im Hofstaate des Königs, der mit auserlesenem Prunke eingerichtet wurde. Zu seinem ersten Minister ernannte er in schlauer Berechnung den grollenden Knipperdolling, dessen bisheriges Amt der Schmied Nieland erhielt; Rothmann wurde Hofprediger, Krechting Reichskanzler und Dusentschur Schatzmeister. Andere erhob der König zu seinen Räten, bestellte einen Hofmarschall, einen Münzer

und Hofarzt, Küchenmeister, Kammerdiener, Schenken und andere Diener, welche in die prächtigsten Gewänder gekleidet wurden und deren Dienst streng geregelt ward. Zu seinen bisherigen beiden Frauen nahm der neue Salomo noch vierzehn hinzu und bestellte auch ihnen einen auserlesenen Hofstaat. Die erste Stelle unter ihnen nahm Divara ein; sie allein trug die Krone, sie hatte den Vorrang bei allen Festen. Die herrlichen Gewänder für die zahlreichen Hofbeamten wurden zum größten Teil gefertigt aus den kirchlichen Kleidern und Geweben der verschiedenen Klöster und Gotteshäuser, und der König selbst erschien bei öffentlichen Aufzügen stets im prächtigsten Schmucke. Zur Erinnerung an das große Ereignis ließ er goldene Denkmünzen schlagen mit der Aufschrift: „Wer nicht geboren ist aus dem Wasser und Geist, der kann nicht eingehen in das Reich Gottes. Denn es ist nur Ein rechter König über alle, Ein Gott, Ein Glaube, Eine Taufe.“

Mit aller Strenge wachte der König darüber, daß die Gesetze des Staates beobachtet wurden, und er selbst saß jede Woche auf dem Markte zu Gericht in allen wichtigen Angelegenheiten. Meist waren es Ehehändel, welche zu schlichten waren, und wenn er seines Amtes gewaltet hatte, bestieg er eines der schönsten Rosse seines Marstalles und ritt unter dem Jubel des Volkes, dem die Komödie gefiel, umher und besichtigte die Festungswerke. Mit größter Umsicht ordnete er alles an, was zur Verteidigung der Stadt nötig erschien, und je mehr die Gefahr von außen wuchs, desto schärfer wurde der Dienst im Innern gehandhabt. Indessen tauchte schon in den ersten Zeiten des neuen Königtums ein unheimlicher Gast auf, der in der Folge zu einem schrecklichen Verwüster im heiligen Zion wurde, der Hunger.

Durch einen Flüchtling erfuhr der Bischof von all den Dingen, welche sich in der Stadt begeben, und was er vernahm, trieb ihn nur um so eifriger an, dem schnöden Spiele des Propheten ein Ende zu machen. Doch wollte er noch ein letztes Mal den Weg der Gnade beschreiten, noch einmal versuchen, ob denn jede Vernunft erstickt sei in der tollen Raserei des verführten Volkes. Er hoffte um so mehr auf Erfolg, als er vernahm, daß sich Mangel an Lebensmitteln einzustellen begann in den Mauern. So wählte er denn drei Männer aus, welche sich in die Stadt begeben, und dieselbe unter Zusicherung milden Urteils zur Übergabe auffordern sollten.

Eines Tages erschien die Gesandtschaft vor dem Ludgeritore, und ein Trompeter verlangte Einlaß für dieselbe. Die Wachen meldeten dem Könige das Ereignis, und dieser befahl, daß man die Gesandten vorführe. Das Tor wurde mit einer starken Mannschaft besetzt und geöffnet, und die Boten des Fürstbischofs wurden auf den Markt vor den König geleitet.

Dieser hatte sich auf die Kunde von der Annäherung der Gesandtschaft mit seinem königlichen Schmucke bekleidet und den Thron bestiegen, der dem Rathause gegenüber aufgeschlagen war. Golddurchwirkte kostbare Decken bildeten eine Art Baldachin über dem Sitze, der reich mit seidenen Polstern belegt war. Dort also thronte der König von Zion in seiner Würde, das Haupt geschmückt mit einer Krone, das Szepter in der Rechten. Von seinem Halse herab hing eine schwere, goldene Kette mit einer goldenen Kugel, dem Symbole der Erde. Zwei sich kreuzende Schwerter durchstachen die Kugel, welche die Inschrift trug: „Ein König der Gerechtigkeit über Alles."

Ihm zur Rechten auf der zweiten Stufe des Thrones stand sein erster Minister, auf der andern Seite sein

Hofmarschall; die übrigen königlichen Beamten ordneten sich rechts und links vor dem Throne, an dessen Fuß der Scharfrichter, eine riesenhafte Gestalt, mit entblößtem Schwerte des Königs Herrschaft über Leben und Tod verkörperte. Achtundzwanzig bewaffnete Trabanten waren zu den Seiten aufgestellt, das Leben des Herrschers zu schirmen und dem andrängenden Volke zu wehren. Die Nachricht, daß der Bischof eine Gesandtschaft geschickt, hatte sich rasch verbreitet, und in Scharen strömte das Volk herbei, dem Schauspiele anzuwohnen.

Unter dem Geleite von Reisigen wurden die Sendboten des Fürstbischofs auf den Markt geführt. Es waren der Hofmarschall Temmo, der Amtmann Dietrich von Merfeld und der Rittmeister von Westerholt. Sie waren nicht wenig erstaunt, als sie sich plötzlich dem Throne gegenüber sahen, und die Pracht, welche sich vor ihren Augen entfaltete, setzte sie zuerst in Verlegenheit.

„Wer seid ihr, und woher kommt ihr?" fragte der König mit ernster Stimme.

„Wir sind Gesandte des Fürstbischofs," erwiderte Temmo, „und wir sind gekommen, mit der gesetzlichen Obrigkeit seiner Hauptstadt über den Frieden zu verhandeln."

„Der Friede wird herrschen, sobald der, welcher den Krieg begann, absteht von seinen frevelhaften Anschlägen," entgegnete der König.

„Die Stadt hat ihrem rechtsmäßigen Herrn den Gehorsam verweigert, es ist sein Recht, ihre Unterwerfung zu verlangen," sprach der Hofmarschall scharf. Doch, was stehen wir hier? Man führe uns vor den Magistrat, ihm lautet unser Auftrag. Für ein Gaukelspiel sind des Fürsten Boten nicht gekommen."

„Ihr steht vor der gesetzmäßigen Obrigkeit dieser

Stadt," antwortete Bockelsohn würdevoll. „Erkoren vom Herrn und bestellt vom Volke haben Wir die Herrschaft über diese Stadt und ihre frommen Bürger übernommen, und es gibt keine Macht außer Uns."

„Ein Betrüger bist du," rief der Amtmann zornig, „der dieses brave Volk verführt hat und ins Verderben stürzt."

Ein drohendes Murren ging durch die Menge, und der Scharfrichter erhob sein gewaltiges Schwert.

„Wer wagt es, den König zu lästern, den der Herr uns gegeben?" rief Krechting.

Aber Johann von Leyden winkte abwehrend mit der Hand.

„Wenn euch das Amt nicht schützte, zu dem ihr erwählt seid," sprach er finster, „Wir würden diesen Schimpf zu rächen wissen. Aber merket wohl, Wir sind nicht gewillt, Uns vor unsern getreuen Untertanen verunglimpfen zu lassen. Redet also, was verlangt Franz von Waldeck von uns?"

Die Gesandten blickten einander an, darauf nahm der Marschall wieder das Wort und sagte: „Wohlan denn, da wir sehen, wie sich das Volk der Stadt selbst zum Gespötte gemacht und der alten Gesetze nicht mehr gewaltet wird, so sei dir, dem Fürsten der Toren, unser Auftrag kundgetan."

Wieder erhob sich ein Murren, und der Ruf erscholl: „Nieder mit den Lästerern!" Andere schrieen: „Es lebe der König!"

Doch Bockelsohns Blick, der finster über die Scharen flog, gebot Ruhe, und Temmo fuhr fort: „Obgleich die Stadt wegen ihrer hartnäckigen Unbotmäßigkeit keine Gnade verdient, so will doch unser Herr nicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen strafen. Noch hält er das

Gericht, das über diese Mauern ergehen soll, auf und bietet euch ein mildes Urteil, wofern ihr ungesäumt die Tore öffnet und die Urheber aller Bosheit, die hier begangen wird, in seine Hand gebet."

Er hatte sich bei den letzten Worten dem Volke zugewendet, um anzuzeigen, daß ihm seine Worte gelten sollten.

Aber der Pöbel schrie: „Wir wollen die Gnade Waldecks nicht, wir haben einen König, der uns schirmt vor seinen Ränken."

Temmo stutzte. Er hatte noch immer gehofft, für des Bischofs Auftrag im Volke ein offenes Ohr zu finden.

Nach einer Pause erhob sich Johann von Leyden und sprach mit weithin schallender Stimme: „Ein eitles und törichtes Unterfangen ist es, Uns und Unser getreues Volk entzweien zu wollen. Der Herr ist es, der uns verbunden hat, und keine Macht der Erde kann und scheiden."

Ein tausendstimmiger Ruf des Beifalls brauste aus der Menge, und stolz blickte der König auf die Gesandten.

„Gehet hin," fuhr er fort, „und verkündet dies eurem Herrn: Johann von Leyden, als wahrhaftiger König des heiligen Zion, ist erstaunt über die Anmaßung des Grafen von Waldeck, der diese freie Stadt unter seine Herrschaft beugen und sie zurückführen will zu dem Götzendienst veralteter Zeiten. Wir werden unter dem Beistande des Himmels diese Mauern schützen gegen seine Söldner und unsern Glauben verteidigen bis zum letzten Blutstropfen."

„Amen, Amen," schrie das Volk und drängte sich gegen den Thron.

„Nun denn, du Bösewicht," rief der Rittmeister von Westerholt zornig, „du wirst unser Schwert noch auf

deinem Nacken fühlen, und der Fluch der Betörten wird über dein Haupt kommen."

Die Gesandten wandten sich, und die Menge rottete sich drohend um dieselben. Doch der König gebot seinen Reisigen, sie vor jeder Unbill zu schützen und wieder zur Stadt hinaus zu geleiten, doch konnte er es nicht verhindern, daß der Pöbel sie mit Flüchen und Beschimpfungen verfolgte.

Als der Bischof erfuhr, welchen Ausgang die Unterhandlung genommen, geriet er in Zorn und schwur, die Stadt zu erobern, und sollte sie von den Geistern der Hölle verteidigt werden.

Sofort berief er die Hauptleute, und es wurde beschlossen, einen neuen Sturm auf die widerspenstige Feste zu unternehmen. Als dies unter den Soldaten bekannt wurde, entstand eine freudige Bewegung im ganzen Lager, denn alle brannten vor Begier, die erste Niederlage zu rächen.

Ludger war auf seinen Wunsch den Fähnlein zugeteilt worden, welche der Rittmeister von Westerholt befehligte, und er fand in dem Kriegsdienste das beste Mittel, die ihn quälende Unruhe um die Geliebte zu beschwichtigen. Da der Bischof ihn seiner Gnade versichert und ihm sein Eigentum zugesprochen, so glaubte er, in den Reihen der Krieger auch Eva und sein Haus am besten schützen zu können, wenn es zur Eroberung der Stadt kam, zumal er als Münsterscher Bürger die inneren Verhältnisse der Stadt viel besser kannte, als die aus allen Landen zusammengebrachten bischöflichen Söldner. Der Rittmeister hatte den unerschrockenen, ernsten und bedächtigen Mann liebgewonnen und ihn deshalb in seinen persönlichen Dienst gestellt. Er hatte Ludger von den unerhörten Dingen erzählt, die sich

in Münster begeben hatten, aber die Frage nach dem, was dem jungen Manne zumeist am Herzen lag, nicht beantworten können.

Der Tag für den Sturm war bestimmt, es war der 31. August 1534. Schon vier Tage vorher hatte der Oberbefehlshaber der bischöflichen Truppen, Wilken Steding, die Stadt von allen Seiten beschießen lassen, so daß die Belagerten nicht im Zweifel waren, was ihnen bevorstand. Kaum hob sich die Sonne im Osten, da gab die Teufelskanone, ein großes hessisches Geschütz, den harrenden Kriegern das Zeichen zum ersehnten Angriff. Unter dem Wirbel der Trommeln und dem Schall der Trompeten rückten die Truppen vor zum Sturm und griffen die Stadt an sechs verschiedenen Stellen zugleich an.

Doch Johann von Leyden hatte sich vorgesehen. Die einzelnen Tore waren mit Mannschaften stark besetzt; jeder taugliche Mann war zum Kriegsdienste herangezogen worden. Knaben, welche zu schwach für andere Waffen waren, standen als Pfeilschützen zwischen den Männern, Greise und Weiber flochten Pechkränze und sotten Wasser, Öl und Pech über offenen Feuern, um die Stürmenden damit zu empfangen. Auf dem Markte war eine auserlesene Truppe mit schwerem Geschütze aufgestellt, denn Bockelsohn war entschlossen, die Stadt aufs äußerste zu verteidigen. Er selbst ritt, von einer kampflustigen Schar junger Männer begleitet, von Tor zu Tor, musterte die Wälle, feuerte die Bürger mit beredten Worten zum Kampfe an und verhieß einen herrlichen Sieg.

Auch Heinrich hatte zu den Waffen greifen müssen. Mit einer Hakenbüchse bewaffnet, stand er auf dem Walle des Mauritztores und sah mit ernstem Blick

hinab auf die anrückenden Fähnlein. Durch die vorhergehende Beschießung der Stadt war die Mauer hier stark beschädigt worden, und Steding hatte selbst die Führung übernommen an diesem Tore, in der Hoffnung, die Feste von dem Punkte aus überwältigen zu können. Die Söldner rückten mutig heran, und obzwar die Belagerten einen Hagel von Geschossen auf sie schleuderten, drangen sie ungehemmt vor. Sie füllten die Gräben mit Faschinen, rückten die Sturmleitern an die Mauern und versuchten, die Wälle zu ersteigen. Auch Ludger war unter den Stürmenden. Heinrich erkannte ihn und vermochte sich zuerst eines bittern Gefühles nicht zu erwehren. Wie, wenn er den durch einen Schuß niederstreckte, der ihm die Geliebte geraubt? Stand er ihm doch im Kampfe als Feind gegenüber. Er fühlte, wie sein Herz heftig schlug, und seine Hand bebte. Aber nein, es wäre ein Verrat an Eva, sagte er sich und kämpfte die Anwandlung von Haß in seiner Brust nieder.

„So steht doch nicht und gafft, Graes, in des Teufels Namen,“ schrie ihn sein Nachbar an. „Seht Ihr nicht, wie die Kerle schon am Wall heraufklettern!“

Heinrich fuhr auf aus seinem Brüten, griff nach einer Hellebarde und stach blindlings auf die kühnen Scharen Stedings ein. Die Söldner, welche schon mit lautem Hurra die Mauern erstiegen hatten, wurden wieder zurückgeworfen und stürzten in die Gräben; über ihnen aber drangen immer neue vor, und das Geschrei der Kämpfenden erfüllte die Luft. Die Weiber brachten Töpfe mit siedendem Öle herbei und schütteten sie hinab auf die Stürmenden, brennende Pechkränze flogen auf sie nieder, und mit schrecklichem Geschrei stürzten die armen Landsknechte in die Tiefe und wanden sich in

Todesmartern unter den Füßen ihrer Genossen. Jetzt fingen auch die Faschinen Feuer, dichte Rauchwolken qualmten empor und hüllten alles ein. Niemand sah mehr den andern, aber der Kampf tobte weiter, bis endlich die Landsknechte vom Sturme abließen und sich zurückzogen.

Die Trompete rief die Krieger von den Mauern, und der Feldoberst sah mit Schmerz und Grimm, daß er fast ein Drittel seiner Leute eingebüßt hatte, ohne auch nur den geringsten Vorteil zu erringen.

Ludger war dem Tode entronnen. Gleich im Beginn des Kampfes hatte ein herabstürzender Stein ihn getroffen, und betäubt von dem Schlage war er zusammengebrochen. Ein mitleidiger Kamerad hatte ihn hervorgezogen zwischen den Stürmenden, und so lag er, aus einer Kopfwunde blutend, im Felde, seiner Sinne nicht mächtig. Als er endlich die Augen aufschlug, sah er vor sich die Stadt in Rauchwolken gehüllt und hörte das Jauchzen der Belagerten auf den Wällen. Er versuchte, sich zu erheben, aber schmerzlich stöhnend sank er wieder zurück. So konnte er denn nicht zum Schutze Evas erscheinen, wenn die Feste erobert wurde, mußte sie in den Schrecken eines wilden Straßenkampfes zwischen erbitterten Feinden wissen.

Der Sturm ward auf allen Punkten von den Wiedertäufern abgeschlagen, dank der vortrefflichen Maßregeln, welche der König angeordnet, und die Mittagssonne beleuchtete mit ihren Strahlen ein trauriges Leichenfeld unter den Mauern der trotzigen Feste. Mit Verdruß und Grimm vernahm der Fürstbischof die Nachricht von dem erfolglosen Angriff, aber sein Mut sank nicht. Doch beschloß er nunmehr, die Stadt eng einzuschließen und durch Hunger zur Übergabe zu zwingen.

19.

Eva hatte allmählich die Herrschaft wieder über sich selbst gewonnen, und das Bewußtsein, daß sie gegen ihren Beschützer Pflichten zu erfüllen habe, gab ihr die frühere Tatkraft wieder. Sie ging daran, die einzelnen Zimmer des Hauses in wohnlicheren Zustand zu bringen, und in dem Maße, wie sie ihre häuslichen Tugenden in geregelter Tätigkeit entfaltete, wurde das Haus behaglicher und sie selbst ruhiger.

Heinrich ließ sie in allem gewähren. Er freute sich, daß er sie gerettet vor ihren Verfolgern, und die freundliche Sorge, mit der sie ihn umgab, war ihm Dank genug für den Schutz, den er ihr gewährte. Die friedliche Häuslichkeit, welche sie um ihn webte und die so grell gegen die Unruhe und das Treiben in der Stadt abstach, tat ihm wohl, und er gab sich unbefangen dem Zauber edler Weiblichkeit hin, wie sie ihm in Eva entgegentrat.

Diese verkehrte anfangs nur schüchtern und verlegen mit dem jungen Manne, und namentlich wurde es ihr eng ums Herz, wenn der Abend kam und sie sich mit ihm allein in dem weiten Hause wußte, das nur eine treu gebliebene Magd noch mit ihnen teilte. Aber Heinrich verstand und ehrte ihr Gefühl und suchte ihr in zartester Weise den Verkehr mit ihm zu erleichtern. Er scherzte mit ihr, wenn sie errötend Platz nahm, um mit ihm die Mahlzeiten einzunehmen, nannte sie seine Pseudohausfrau und fragte, ob sie ihm auch Gehorsam erweisen wolle, wie es einer rechten Tochter Zions zieme. In den stillen Abendstunden sprach er mit ihr über Welt und Menschen, über vergangene Zeiten, und was sich darin begeben, oder er las ihr aus seinen Büchern

etwas vor. Oft wunderte er sich dabei über den Scharfsinn ihres Urteils, über den Anteil, den sie an den großen Fragen der Weltgeschichte nahm, und es bereitete ihm Vergnügen, ihrem wissensdurstigen Geiste Nahrung zuzuführen.

Das Mädchen dankte ihm im Herzen für seine liebevolle und doch so zurückhaltende Hingabe und bestrebte sich, ihm das Haus so angenehm zu machen, als sie konnte. Dabei machte sie eine Entdeckung, die jeder Hausfrau Sorge bereitet; ihr fehlten nämlich die Mittel, das Leben zu gestalten, wie sie wünschte und im Hause des Oheims gewohnt gewesen war. Dusentschur hatte nicht nur Ludgers Werkstätte ausgeplündert, sondern auch alle übrigen wertvollen Gegenstände beiseite geschafft. Und wenn auch auf dem Rathause täglich Lebensmittel verabreicht wurden, so waren die Gaben bei der stets wachsenden Not in der Feste doch sehr kurz bemessen und genügten kaum für die dringendsten Bedürfnisse. Da erinnerte sie sich, daß ihr Oheim vor Zeiten von einem kleinen Erbteil gesprochen, das ihr zukomme, und sie beschloß, ihn darum zu bitten.

Knipperdolling hörte sie ruhig an, hieß sie einen Augenblick warten und ging hinaus. Nach einiger Zeit kehrte er zurück, warf einen ledernen Beutel auf den Tisch und sagte: „So, da hast du dein Erbe, siehe, ob es langt, bis wir alle zur Hölle fahren.“

Eva schrak zusammen und sah den Oheim fragend an. Sein Gesicht war tief eingefallen, die Augen blickten unstät, und sein stolzer Nacken schien gebeugt unter schwerer Last.

„Nun, warum nimmst du das Geld nicht?“ fragte er finster. „Es ist ehrlich abgewogen.“

Dem Mädchen traten die Tränen in die Augen.

„Ach, Oheim," antwortete sie, „Ihr dauert mich, Ihr seid unglücklich."

„Was kümmert's dich?" entgegnete er mit heiserer Stimme. „Was ich gekocht, das esse ich auch."

„So seht Ihr also jetzt selbst ein, daß Ihr Unheil groß gezogen? Gibt es denn keine Rettung aus diesem Wirrsal von Elend und Bosheit?"

Knipperdolling lachte höhnisch auf.

„Rettung? Was fehlt uns denn? Haben wir nicht einen König, der uns schirmt mit mächtiger Hand, der seine Huld und Gnade ausgießt über sein Volk und uns sättigt mit Herrlichkeit und Lust?"

„Und derweil schlagen sich die Buben auf den Gassen schon jetzt um einen Knochen, den sie im Rinnsteine aufgelesen," sprach Eva. „Ach, Oheim, es ist eine Strafe Gottes über uns gekommen, und ich fürchte, das Maß seines Zornes ist noch nicht voll."

„Nein, es ist noch nicht voll," sprach Knipperdolling grimmig in sich hinein. „Von den Dächern herab muß es steigen in die Gassen, der bleiche Tod muß wandeln durch die Straßen, und die Raben müssen krächzen über den Gebeinen der Verhungerten. Brand und Mord müssen wüten in diesen Mauern, zerbröckeln müssen ihre Türme wie faules Holz, dann kommt das Ende."

„Oheim, wie schrecklich Ihr redet?" sagte Eva entsetzt. „Warum duldet Ihr es, daß Bockelsohn die Stadt ins Verderben bringt? Warum stürzt Ihr ihn nicht von seiner erlogenen Höhe und rettet, was noch zu retten ist? Der Bischof wird Euch Dank wissen, wenn Ihr ihm helfet, die Stadt zu gewinnen."

Knipperdolling sprang auf.

„Dem Teufel will ich den Schurken weihen, aber nicht dem Pfaffen! Ja, ich werde ihn niederwerfen und

zertreten, ich werde ihm zeigen, wessen ich fähig bin. Münster soll zittern vor mir, und diese Mauern sollen beben unter meinem Zorn.

Mit wild rollenden Augen stand er da, so daß Eva ängstlich zurückwich.

„Und nun nimm dein Geld und geh'!“ sagte er finster. „Gog und Magog beginnen ihren Kampf, und die Hölle jubelt.“

Eva nahm den Beutel, verließ das Zimmer und suchte die Muhme auf. Diese warf sich weinend an ihren Hals und jammerte: „O, Kind, was wird noch werden! Ach, läge ich doch im Grabe!“

Vergebens suchte Eva sie zu trösten, und kehrte unter bitteren Tränen in ihre Wohnung zurück.

Sie erzählte Heinrich von dem Oheim, und er sprach: „Ich fürchte, wir gehen noch schlimmeren Dingen entgegen, als wir schon durchlebt. Nur eine Hoffnung bleibt uns, daß der Bischof die Stadt bald erobert.“

Der Sturm der Bischöflichen auf die Stadt hatte Eva in nicht geringe Aufregung gesetzt. Sie selbst mußte ihnen den Sieg wünschen, und ihr Beschützer stand auf den Wällen, ihnen zu hindern. Vielleicht mußte er ihre Freiheit mit seinem Leben bezahlen. Der Gedanke war ihr schmerzlich, denn sie war sich wohl bewußt, was sie ihm schuldete, und sie erwehrte sich auch eines wärmeren Gefühles in ihrer Brust nicht für den Mann, dessen ruhige Sicherheit und geläuterte Lebensanschauung, verbunden mit Sinn und Verständnis für das Schöne und Edle, ihrem eigenen Denken und Fühlen so wohltuend entgegenkam. Aber es konnte noch Schlimmeres eintreten! Er konnte fallen im Kampfe, ohne daß die Stadt erobert wurde, und dann . . . . . . Bleich vor Angst und ruhelos wanderte sie im Hause umher,

während der Streit um die Mauern tobte, und als endlich der Jubel der Sieger von den Wällen scholl, als Heinrich unversehrt zurückkehrte, da kam es wie eine Erleichterung über sie, und sie eilte ihm frohbewegt entgegen. Aber im gleichen Augenblicke dachte sie an Ludger, und flammende Röte übergoß ihre Wangen.

Heinrich blickte sie prüfend an. War er ihr mehr geworden, als der schützende Freund, der Hüter ihrer Unschuld? — Doch er wies den Gedanken von sich und erzählte ihr, wie er Ludger unter den Stürmenden gesehen, und wie traurig deren Los geworden.

„Und Ludger?“ fragte Eva mit bebender Stimme.

„Ich habe ihn aus den Augen verloren und kenne sein Schicksal nicht, doch glaube ich nicht, daß er zu den Opfern des Sturmes gehört. Ich weilte noch auf den Wällen, als man die Toten hinwegtrug.“

Eva atmete auf. Sie hatte ihn hinausgetrieben aus der Stadt, und er setzte sein Leben ein, sie zu befreien! Hatte er nicht ein Recht selbst auf ihre Gedanken?

Die erfolglose Bestürmung der Stadt hatte den Mut und die Zuversicht der Wiedertäufer nicht wenig erhöht, und die kluge Umsicht, mit welcher der König die Verteidigung geleitet, seine Stellung sehr befestigt. Er gab den Bürgern ein großes Fest auf dem Domhofe, zu welchem er selbst mit all seinen Frauen erschien. Der hungrige Pöbel wurde reichlich gespeist, Bier und Wein von den königlichen Frauen kredenzt, und fröhliche Tänze schlossen das Mahl. Dabei verkündete der König dem Volke die baldige Erlösung von aller Drangsal, und die Menge zog in froher Hoffnung, Preislieder auf den Herrscher Zions singend, in die Häuser, wo indes die Not sie bald wieder aus dem Rausche der Begeisterung weckte.

Wenige Tage später erzählte Heinrich Eva, daß der König ihren Oheim in den Kerker gelegt habe.

Bockelsohn hatte nach seiner Gewohnheit Gericht gehalten auf dem Markte und war dann in seinen Palast zurückgekehrt, während das Volk sich noch auf dem Platze bewegte.

Da sei, erzählte Heinrich, plötzlich Knipperdolling die Stufen des königlichen Thrones hinangestiegen, habe sich auf demselben niedergelassen und dem zusammenlaufenden Pöbel verkündet, es sei ihm vom Vater geoffenbart worden, daß er selbst zum Könige erwählt sei. Dienstfertige Trabanten hatten dem Könige sofort die Anmaßung hinterbracht, und er war herbeigeeilt, solche Empörung im Keime zu ersticken. Knipperdolling war ergriffen und ins Gefängnis geworfen worden.

Drei Tage lang hielt Johann von Leyden seinen Schwiegervater gefangen. Dann gab er ihn wieder frei, ließ ihn aber scharf überwachen, da er ihm nicht traute.

Inzwischen wuchs die Not in Münster mit jedem Tage, und mit Schrecken erkannte der König, daß er die Stadt nicht halten könne, wenn nicht Hilfe von außen komme. Als er sich darüber mit Dusentschur unterredete, machte dieser ihm den Vorschlag, Apostel auszusenden, welche in den westfälischen und friesischen Städten um Hilfe für das bedrängte Zion werben sollten. Zugleich nannte er ihm auch eine Anzahl Männer, die zu einer solchen Sendung tauglich erschienen. Auch Heinrich war darunter. Daß Dusentschur in seinem tückischen Sinne dabei den Plan verfolgte, Eva von ihrem Schützer zu trennen, daran dachte Johann von Leyden nicht. Dusentschurs Plan gefiel ihm, schien es doch auch die einzige Rettung für die Stadt.

So ließ denn der König alle Männer Zions auf dem

Domhofe versammeln, wo für ihn ein Sitz an den Mauern des Domes aufgeschlagen ward. Gefolgt von seinem Hofstaate beschritt er die Stufen und wandte sich zu der harrenden Menge.

„Brüder,“ sprach er, „die Saat, so der Herr ausgestreut hat unter uns, ist aufgegangen und hat hundertfältige Frucht getragen. Aber noch liegen viele Äcker brach, und der Herr will, daß wir den Samen der Wahrheit hinaustragen unter die Völker der Erde und sein Reich vermehren. Erheben soll sich sein Wort unter den Scharen, die noch in der Finsternis des Unglaubens leben, und seine Gnade soll lebendig werden unter den Heiden. Befohlen hat er mir, Boten auszusenden nach den vier Winden, seinen Namen zu verherrlichen in allen Landen. Mit der Posaune der Wahrheit werden sie seine Auserwählten zusammenrufen, auf daß sie heranziehen zu unserm Schutze und uns befreien von den Bösen, welche uns umlagern und uns bedrängen. Feuer wird ausgehen von seinem Throne und Assur vernichten, auf daß wir preisen den Namen des Herrn und ihm Dank sagen in Ewigkeit.“

Das Volk jubelte ihm zu bei diesen Worten, welche Rettung aus der Not verhießen, und Bockelsohn verkündete die Namen derer, die der Geist ihm genannt; es waren ihrer siebenundzwanzig. Sie mußten vortreten, und der königliche Prophet hauchte sie an und sprach: „Gehet hin in die ganze Welt, lehret alle Völker und taufet sie mit der wahren Taufe, die uns geoffenbart der Herr in seiner Gnade. Wo man euch nicht höret, da schüttelt den Staub von euren Füßen und Fluch komme über die Stadt, die euch nicht aufnimmt. Wer euch aber auch nur einen Trunk Wasser reicht, der wird seines Lohnes nicht ermangeln.“

Darauf befahl er ihnen, sich zu rüsten auf den Abend, und entließ sie.

In ernster Stimmung kehrte Heinrich in seine Wohnung zurück. Er stellte sich vor, wie Eva die Nachricht aufnehmen werde, und es wurde ihm schwer, sie von der bevorstehenden Trennung zu unterrichten. Aber es schien ihm diese Sendung eine Fügung des Himmels, denn in dem Augenblicke, da sein Name genannt worden war, hatte er auch den Entschluß gefaßt, sich in den Dienst des Bischofs zu stellen zur Befreiung der Stadt. Das gab ihm Ruhe und Festigkeit.

Eva empfing ihn auf der Schwelle. Sie hatte seiner geharrt und blickte ihn fragend an.

Heinrich geleitete sie in ihr Wohngemach.

„Ich werde dich verlassen müssen, Eva," sagte er sanft; „der König hat mich mit vielen andern erwählt zu Aposteln der heiligen Gemeine. Wir sollen ausziehen, der bedrängten Stadt Helfer zu erwecken."

Das Mädchen starrte ihn an, als verstehe sie seine Worte nicht.

„Du willst mich verlassen?" sagte sie endlich mit tonloser Stimme, „ach, Gott, es wird mein Tod sein."

Sie sank auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Heinrich betrachtete sie mitleidig.

„Nicht doch, Eva," antwortete er, „du wirst nicht sterben; ich ziehe aus, Rettung für die Stadt und für dich zu bringen. Sei stark und hoffe, dein Schicksal wendet sich."

Das Mädchen antwortete nicht. Ein Bild stieg vor ihr auf, das sie in der letzten Nacht erschreckt hatte, und sie fühlte allen Mut schwinden.

„Mein Traum, mein Traum!" flüsterte sie.

„Was ist es mit diesem Traum?" fragte Heinrich

und löste ihr sanft die Hände von den feuchten Augen. „Erzähle mir, was du gesehen, vielleicht deutest du falsch.“

Eva schaute mit wirren Blicken vor sich hin.

„Mein Vater erschien mir zur Nacht,“ sprach sie langsam; „er hatte die Geige in der Hand und spielte eine düstere Weise, dann winkte er mir mit der Rechten und verschwand. Ich werde sterben, wenn du mich verlässest.“

„Tröste dich, Kind,“ sprach der Jüngling. „Er wollte dir zur Hochzeit aufspielen.“

Eva schüttelte den Kopf.

„Ich werde den Befehl des Königs nicht ausführen,“ fuhr Heinrich leise fort, „ich will dem Bischofe meinen Dienst anbieten, denn ich weiß einen Weg, auf dem die Stadt erobert werden kann. Schon bald hoffe ich, dir den Verlobten zuführen zu können.“

„Für mich gibt es keine Hoffnung mehr.“

„Sprich nicht so, Eva, es tut mir weh, dich leiden zu sehen, ich möchte dich glücklich machen.“

Das Mädchen blickte mit feuchtem Auge zu ihm auf, und ihre Wangen röteten sich.

„Wie gut du bist, Heinrich,“ sagte sie leise und reichte ihm die Hand. Er ergriff sie und drückte sie warm.

Es war ihr schwer ums Herz, und doch konnte sie nicht sagen, was sie so sehr bewegte. Nur eines trat ihr immer klarer vor den Geist: der Mann, der so liebevoll um sie sorgte, war ihr wert geworden, und sie erschrak vor dieser Erkenntnis. Er hatte die schmale Grenze, die zwischen ihnen lag, niemals überschritten, ihr nie mit einem Worte ein anderes denn ein freundschaftliches Fühlen gezeigt, und das hatte ihn ihr immer näher gebracht. Und nun stand ihr Herz vor der schweren Frage,

wo sie eigentlich liebe. Trostlos schien ihr das Leben, der Tod Erlösung. Dann wieder wallte es heiß in ihr auf, und sie mußte an sich halten, um ihm nicht in die Arme zu sinken, der da vor ihr stand, und sie preßte ächzend die Hände auf das stürmisch klopfende Herz.

Der Tag ging vorüber, und der Abend kam. Heinrich hatte sich zur Ausfahrt gerüstet und stand in dem matt erleuchteten Zimmer, um Abschied von Eva zu nehmen.

„Und sollte dich der Schurke, der Dusentschur, noch einmal bedrohen," sprach er, „so stelle dich unter den Schutz des Königs, er wird nicht dulden, daß das Weib eines Apostels beleidigt wird."

„O bleibe Heinrich," bat Eva leise, „verlaß mich nicht, es ist mein Tod."

„Des Königs Befehl zwingt mich, und es ist besser für dich und mich," antwortete er und sah sie mit einem Blicke an, der sie tief durchschauerte mit seligem Entzücken.

Da hielt sie sich nicht länger. Mit einem lauten Aufschrei warf sie sich an seine Brust, umschlang seinen Nacken und bedeckte seinen Mund mit heißen Küssen.

„Ich kann dich nicht lassen, Geliebter, ich kann nicht," flüsterte sie, an allen Gliedern bebend.

Heinrich erschauerte unter diesem jähen Ausbruch einer Liebe, die er geahnt, und seufzte tief auf. Er drückte das holde Wesen einen Augenblick fest und innig an sich, machte sich dann sanft von ihr los und sprach: „Lebe wohl, Eva, und gedenke mein! Ich stelle unser Geschick in Gottes Hand. Auf Wiedersehen!"

Dann eilte er hinaus, und Eva brach verzweifelnd zusammen.

Die erwählten Apostel versammelten sich noch einmal vor dem Könige, und er mahnte sie aufs eindringlichste,

in allen Städten und Dörfern, wohin der Geist sie führe, Rettung für Münster zu erwirken. Zugleich übergab er ihnen eine Schrift, betitelt: „Von der Rache," welche Rothmann verfaßt hatte. Darin wurden alle gläubigen Christen ermahnt, das Schwert zu ergreifen und mit bewaffneter Hand sich zu erheben gegen die Heiden.

Darauf entließ er sie mit seinem Segen.

Bewaffnete geleiteten die Apostel, die in vier Abteilungen geschieden worden, zu verschiedenen Toren der Stadt, und sie zogen aus. Unter denselben waren auch die ehemaligen Prediger Vinne und Stralen.

In Münster stieg inzwischen die Not mit jedem Tage. Zwar waren alle freien Plätze zu Ackerland umgeschaffen worden, aber die Erde ließ sich nicht zwingen, Frucht zu geben zu andern Zeiten denn sonst. Bald konnte dem Volke nur mehr eine Mahlzeit täglich verabreicht werden, und auch diese fiel kärglich genug aus. Hafer wurde zu Brot gebacken, Fleisch gab es nur zweimal in der Woche, und da es an Rindvieh bereits vollständig mangelte, fing man an, die Pferde zu schlachten und zu den Mahlzeiten zu bereiten. Bald war in der ganzen Stadt kein Hund und keine Katze mehr zu finden, aber darum nahmen Mäuse und Ratten doch nicht überhand, denn auch sie wurden nicht verschmäht. Bockelsohn begriff nur zu gut, welche Gefahr seinem Königtum drohte durch den Hunger; er wußte, daß der hungernde Pöbel nicht Gesetz noch Strafe scheut. Darum suchte er das Volk auf alle Weise zu beschäftigen und auf baldige Erlösung zu vertrösten.

Täglich wurden kriegerische Übungen in den Straßen abgehalten und mit Musik und Tanz beschlossen, aber die hungrige Menge hatte für solche Reize keinen Sinn mehr und sah es mit Ingrimm, daß des Königs Weiber

in üppiger Schönheit einherwandelten und den nagenden Hunger nicht zu kennen schienen. Schon wurden Stimmen laut, welche vorschlugen, die Stadt an allen Ecken in Brand zu setzen, das Heer der Belagerer zu durchbrechen und in der Flucht Heil und Rettung zu suchen. Andere meinten, es sei besser, den König zu ergreifen und dem Bischof auszuliefern, auf daß ihnen also Gnade werde. Nur leise und verstohlen wagten sich solche gottlosen Pläne anfangs hervor, aber sie wurden kühner und drohender, und die Wellen der aufrührerischen Stimmung überschritten die Stufen des königlichen Palastes.

Da erschien eines Tages Johann von Leyden auf dem Markte, wohin er das Volk beschieden hatte. Er war in ein Bußgewand gehüllt und offenbarte der Menge, daß er die Sünden der Gemeinde an seinem Leibe büßen müsse, da Gott ihr zürne wegen ihres geringen Vertrauens in seine Macht und Hilfe. „Der Tag der Rettung ist nahe," verkündete er, „ich habe in einem Gesichte geschaut, wie die Völker sich erheben zur Befreiung Zions, schon dröhnen die Schritte der helfenden Scharen an mein Ohr, und ihr Siegesgesang wird bald vor unsern Mauern erschallen. Der Herr hat sein Erbe in Besitz genommen und es gegeben an die Stämme Israels."

Und darauf ernannte er zwölf Herzöge und belehnte sie zum voraus mit den Ländern, welche ihnen nach dem Siege der Auserwählten zufallen sollten. In Wahrheit freilich hatte er seine getreuesten Anhänger auserwählt, das murrende Volk niederzuhalten und den keimenden Aufruhr zu ersticken.

Stumm hörte die Menge seine Offenbarungen, kein frohes Jauchzen begleitete mehr die Aussprüche des Propheten wie ehedem, und in den glanzlosen Augen zeigte sich kein Glaube mehr an sein Wort.

Bockelsohn hatte wirklich gehofft, durch seine Sendboten Hilfe von außen zu erhalten, aber sie kam nicht. Immer furchtbarer schwang der Hunger seine Geißel in der Feste und forderte bereits seine Opfer. Abgezehrte Gestalten mit aschfarbenen Gesichtern wankten durch die Straßen, suchten in den Rinnsteinen nach Speiseresten und schrieen mit ausgedörrten Kehlen nach Brot. Die Rinde der Bäume wurde abgeschält und genossen, von alten Büchern wurden die ledernen Bände abgerissen und gekocht. Hohläugige Weiber bereiteten aus Kreide und von den Wänden geschabtem Kalke Suppen für ihre jammernden und hinwelkenden Kinder. Ja, es kam so weit, daß Leichen von Tieren und Menschen der brennenden Gier zur Befriedigung dienen mußten.

Nur die furchtbarste Strenge des Königs vermochte noch, der vollständigen Zerrüttung aller Verhältnisse zu begegnen, und er waltete ihrer mit schrecklicher Tyrannei. Fast täglich fanden Hinrichtungen solcher statt, welche in ihrem Elend den König verwünscht hatten, und selbst eine seiner Frauen mußte es mit dem Tode büßen, daß sie es gewagt, die schreckliche Not als eine Strafe Gottes zu bezeichnen.

In seiner Verzweiflung beschloß Bockelsohn endlich auf den Rat Krechtings, alle auszutreiben, die der Stadt im Kampfe gegen den Feind nicht nützen konnten. So wurden denn Greise und Kinder, alte Frauen und gebrechliche Männer zusammengetrieben und aus den Toren geworfen. Herzzerreißend klang das Jammern dieser Elenden, die, vom Hunger ermattet, kaum die Glieder zu rühren vermochten. Hunderte von Menschen kamen auf diese Art ums Leben; denn die erbitterten Landsknechte ließen sie nicht durch das Lager, und so endeten sie ihr qualvolles Dasein unter freiem Himmel im

Angesichte der Mauern, welche ihnen in früheren Tagen Schutz und Glück gewährt hatten. —

Die von Bockelsohn ausgesandten Apostel waren unter dem Schutze einer finsteren, stürmischen Nacht glücklich durch das feindliche Lager gekommen. Sie wandten sich nach verschiedenen Städten des westfälischen Landes und versuchten, durch öffentliche Predigten Anhänger und Helfer der bedrängten Zioniten zu werben. Aber die Wachsamkeit der Behörden vereitelte ihre Hoffnungen, sie wurden ergriffen und auf Befehl des Fürstbischofs hingerichtet.

Heinrich hatte mit fünf seiner Gefährten glücklich Osnabrück erreicht. Sie durchzogen die Straßen der Stadt mit dem Rufe: „Tuet Buße und bekehret euch, das Gericht Gottes ist nahe!“ Eine Menge Menschen strömte auf dem Marktplatze zusammen, wo die Apostel das Volk mit eindringlichen Worten ermahnten, die wahre Lehre Christi anzunehmen und der bedrängten Gemeine der Auserwählten bewaffnet zu Hilfe zu eilen. Sie fanden besonders bei den Gilden, welche Münster wegen des Widerstandes gegen den Bischof bewunderten und priesen, ein offenes Ohr, und es drohte bereits ein gefährlicher Aufruhr zu entbrennen.

Doch der Magistrat ließ die Apostel durch die Stadtknechte ins Gefängnis werfen. Unter den Sendboten befand sich auch ein ehemaliger Metzgergeselle aus Osnabrück. Die Metzgerzunft, erbittert über die ihrem Genossen angetane Gewalt, rottete sich zusammen und drohte, denselben zu befreien. Deshalb sandte der Magistrat die Gefangenen noch in derselben Nacht unter starker Bedeckung nach Iburg, wo der Fürstbischof gerade weilte. Das war es, was Heinrich wünschte.

Er hatte den Bürgermeister von Osnabrück um eine

Unterredung bitten lassen und ihm vertraut, daß er kein Anhänger Johanns von Leyden sei, vielmehr dem Bischofe die Stadt in die Hände spielen wolle. Auf seinen Wunsch schickte der Bürgermeister an den Bischof ein Schreiben, worin er ihn auf die Mitteilungen des jungen Mannes aufmerksam machte und ihn, als einen durch die Verhältnisse Verführten, seiner Gnade empfahl. Der Bischof ließ die Apostel gleich in den Kerker legen und beschied dann Heinrich zu sich.

Er behandelte ihn zuerst mit Mißtrauen und Strenge, zeigte sich aber milder, als er sah, wie furchtlos und offen der Jüngling ihm gegenübertrat, und fragte, wie er sein Versprechen erfüllen wolle. Heinrich, der durch den häufigen Wachtdienst an den Toren der Stadt die Stärke der einzelnen Schutzwerke kannte, offenbarte ihm, daß die Feste vom Kreuztore her leicht überrumpelt werden könne, und bot sich als Führer an. Der Bischof hörte ihn aufmerksam an und ließ sich dann die Zustände in der Stadt beschreiben. Die offene Darstellung seines eigenen Irrwahns verfehlte ihren Eindruck nicht bei dem Fürsten, und er versprach ihm Verzeihung und Freiheit, falls die Stadt nach seinem Plane erobert werde. Zur Vorsicht ließ er ihn jedoch wieder in Haft bringen, aber abgesondert von seinen Genossen. Darauf teilte er den Vorschlag des Gefangenen dem Oberbefehlshaber seiner Truppen, Wilken Steding, mit. Dieser aber hielt den Plan für eine leere Ausflucht und war nicht geneigt, darauf einzugehen.

Indessen trat nach einigen Tagen ein Vorfall ein, der den Befehlshaber umstimmte. Zwei Münstersche Bürger und drei Söldner waren aus der Stadt entwichen, im Lager aufgegriffen und nach Wolbeck ins Gefängnis gebracht worden. Einer der Bürger hatte

früher unter dem Hauptmanne Meynart von Hamm als Landsknecht gedient, und als er hörte, daß dieser im Lager weile, verlangte er, vor ihn geführt zu werden, da er wichtige Nachrichten bringe. Der Hauptmann kannte ihn als einen sehr schlauen Burschen und verhörte ihn. Der Gefangene beschrieb die Lage in der Stadt und zeigte ihm, wie es auch Heinrich getan, daß dieselbe vom Kreuztore her leicht genommen werden könne. Ihm, als Wachtmeister des Tores, seien die dort belegenen Werke genau bekannt, und er setze seinen Kopf zum Pfande für das Gelingen eines Überfalles. Da auch der andere Bürger, ein Tischler, der an jenem Tore oft Wache gehabt, seine Aussagen bestätigte, ließ Steding Heinrich ebenfalls ins Lager holen.

Es wurde nun Kriegsrat gehalten; die drei Männer wurden noch einmal einzeln verhört und darauf ein Angriff auf dem bezeichneten Wege beschlossen.

Heinrich und die beiden Bürger erhielten die Erlaubnis, sich im Lager frei zu bewegen, doch wurde den Wachen befohlen, sie im Auge zu halten, da Steding noch immer den Verdacht einer Tücke der Wiedertäufer nicht los werden konnte. Heinrichs Gefährten wurden in Iburg enthauptet.

Ludger, der nicht ahnte, daß Heinrich sich unter den in Osnabrück ergriffenen Sendboten Bockelsohns befunden, war nicht wenig erstaunt, als er plötzlich im Lager auf ihn stieß.

„Wie, Graes, Ihr hier?“ rief er verwundert und nicht ohne Sorge, „woher kommt Ihr?“

„Aus dem Kerker des Bischofs zu Iburg,“ antwortete der junge Mann. „Es weht dort böse Luft.“

„Aber wie seid Ihr aus der Stadt entkommen?“

„Als Apostel des Königs von Zion. Doch beruhigt

Euch, Herding," fuhr er fort, als er die Bestürzung des Goldschmiedes sah, „ich gehorchte nur dem Zwange. Als ich von Bockelsohn zum Sendboten erwählt wurde, dachte er nicht daran, daß ich mich in den Dienst seiner Feinde stellen könnte. Ich baumelte sonst längst an einer Linde des Domhofes. Aber es ist Zeit, daß seiner Schreckensherrschaft ein Ende gemacht wird."

„Und Eva?" fragte Ludger langsam, als fürchte er die Antwort, „wie steht es um sie? Sahet Ihr sie in den letzten Tagen."

„In den letzten eben nicht, wie Ihr begreifen werdet. Sonst aber sah und sprach ich sie jeden Tag, sie ist meine Frau."

Ludger erbleichte und seine Kniee bebten.

„Ihr lügt," keuchte er. Und er faßte den jungen Mann so heftig am Arme, daß dieser aufschrie.

„Laßt mich los, Herding," sagte er, „ich rede die Wahrheit."

Ludger trat zurück und maß ihn mit einem furchtbaren Blicke.

„O, die Falsche," knirschte er, „und du elender Bube, — ha — ich verstehe — das ist deine Rache."

„Die Rache ist des Herrn," antwortete Heinrich ernst. „Aus Freundschaft gegen Euch und aus Mitleid mit Eva habe ich sie zur Ehe genommen. Denn Ihr wißt wohl nicht, daß im Reiche des Königs von Zion ein Gesetz besteht, wonach es keine ledigen Weiber geben soll, ein Gesetz, welches den Männern gestattet, wie Türken zu leben."

„Doch, ich habe davon gehört, aber ...."

„Nun, Eure Braut wurde von Eurem Gesellen Dusentschur, der ein Freund des Königs ist, auf das schlimmste verfolgt; in ihrer Angst flüchtete sie zu mir,

und ich vermochte sie vor dem Wichte nicht anders zu retten als daß ich sie selbst wählte unter Zustimmung des Königs."

„Also verloren!" sprach Ludger dumpf. „Fahr' hin, mein Leben! O, dieser Bube!" Und er ballte grimmig die Fäuste.

„Still, noch habt Ihr nicht alles gehört. Eva gilt nur in Münster als mein Weib. Vor Gott ist sie es nicht, ich habe kein Recht auf sie."

Ludger horchte auf.

„Wie soll ich das verstehen?"

„Nun, in Münster werden die Ehen jetzt auf die einfachste Weise geschlossen. Man geht zusammen vor den König, er gibt seinen Segen, und die Heirat ist fertig."

„So wäre es also keine gültige Ehe?"

„Ganz und gar nicht. Wir haben uns nicht einmal förmlich versprochen."

„Gott sei Dank!" kam es aus Ludgers Brust.

„Aber sagtet Ihr nicht, daß Ihr mit Eva zusammen wohntet?"

„Allerdings, und zwar in Eurem eigenen Hause, das der Schurke Dusentschur sonst noch weiter ausgeplündert hätte."

„Und Eva wohnte mit Euch darin, war stets...."

„Natürlich! Sie galt als meine rechtmäßige Hausfrau. Wie vermochte ich sie sonst zu schützen?"

Ludgers Atem ging in raschen Zügen. Er schien noch eine Frage auf dem Herzen zu haben, für die er kein Wort finden konnte.

Heinrich verstand ihn und hielt es an der Zeit, ihn aus aller Sorge zu lösen.

„Beruhigt Euch, Herding," sagte er ernst, „ich habe kein anderes Recht geübt, als das eines Hüters und Schützers der Unschuld. Ich schwöre es Euch."

Da war es, als habe sich eine schwere Last von des Mannes Brust gelöst. Er stürzte auf Heinrich zu, umschlang ihn mit seinen starken Armen und küßte ihn.

„O, Freund," rief er, „wie kann ich dir danken, wie dir das lohnen?"

Dann ließ er ihn los und sprach: „Und ich — ich führte dein Lieb in den Tod. Aber ich wußte es nicht, ich wußte es nicht, bis ich sie zwischen den Schergen sah. Kannst du mir verzeihen, du Edler?"

„Du warst eines Höheren Werkzeug, Ludger. Hillas Tod war meine Rettung. Die Schlacken des Bösen sind von mir gefallen."

„Aber in wessen Hut ließest du Eva, als du auszogest," fragte Ludger nach einer Pause.

„Auch dafür trug ich Sorge. Ich mahnte sie, sich in des Königs Schutz zu begeben, wenn sie wieder bedrängt werde. Er wird nicht dulden, daß das Weib seines Sendboten verunglimpft wird."

„Wie klug du bist, Heinrich," antwortete Ludger und reichte ihm die Hand.

„Freilich ist darum nicht alle Gefahr vorüber," fuhr Heinrich fort, „doch wir wollen hoffen, daß wir die Stadt in wenigen Tagen gewinnen."

Und nun erzählte er ihm, wie er sich angeboten, die Bischöflichen in die Feste zu führen.

„Zwar säße ich heute wohl noch in Iburgs feuchten Kellern," sprach er, „hätten nicht jene Überläufer denselben Plan vorgeschlagen zum Falle der Stadt."

„Du bringst ja Glück über Glück, Heinrich," rief Ludger freudig. „Ich werde Steding bitten, mich an deine Seite zu stellen. Mit dir will ich eindringen in die Feste und Schulter an Schulter mit dir den heiligen Kampf gegen die Bösewichter kämpfen, welche die Stadt

meiner Väter zu Grunde richten. Fällst du, so falle ich mit dir."

Heinrich drückte ihm die Hand, aber sein Gesicht blieb ernst. Sein Geist schweifte über die Zinnen der Feste in den Palast des Königs, wo die jetzt wohl weilte, die der Freund so sehr liebte, und die ihm doch im Herzen verloren war.

Noch vieles mußte er ihm erzählen, doch dies eine verschwieg er.

Die Vorbereitungen zur Überrumpelung der Stadt waren getroffen. Man hatte beschlossen, daß unter der Führung Heinrichs und des ehemaligen Wachtmeisters Eck vierhundert auserlesene Krieger am Kreuztore den Wall ersteigen sollten. Meynart von Hamm erbat sich die Ehre, die Schar zu führen. Im Lager selbst wurde alles vorbereitet zum Angriff.

Es war Johannisabend. Die Nacht war dunkel, ein heulender Sturmwind jagte schwarze Wetterwolken am Himmel einher, Blitze zuckten, der Donner krachte, die ganze Natur schien in Aufruhr. Es war eine Nacht wie geschaffen für einen solchen Anschlag.

Unbemerkt erreichte das kühne Häuflein den Graben vor dem Kreuztore. Derselbe war nicht sonderlich breit und hatte nur wenig Wasser. Die Landsknechte ließen eine zu dem Zwecke gezimmerte Brücke, welche an beiden Enden mit starken Stricken versehen war, hinab in den Graben. Eck schwamm mit zwei andern hinüber; sie zogen die Brücke mit den Stricken an sich, und so kamen die Krieger dank des schrecklichen Unwetters unbemerkt hinüber. Auf mitgebrachten Leitern erstiegen sie den steilen Wall, rissen die Palissaden aus der Erde und erkletterten die unbewachte Schanze. Im Wachthause befanden sich zwar Bürger und Soldaten, aber sie waren

teils vor Ermattung eingeschlafen, teils hatten sie sich sorglos dem Schlummer hingegeben, weil sie sich keines Überfalles versahen und zumal bei solchem Wetter. Sie wurden überrumpelt und alle niedergemacht. Darauf rückte die Schar durch das innere Tor über die Kreuzstraße nach dem Domhofe, ohne auf Widerstand zu stoßen. Sie bemächtigten sich des Domes, der eine Menge Geschütze barg, stellten sich in Schlachtordnung auf und rührten die Trommeln.

Bald wurde es in der Stadt lebendig. Als die Belagerten erkannten, daß die Feinde in die Feste eingedrungen waren und auf dem Domhofe standen, rotteten sie sich unter der Führung Knipperdollings und Krechtings auf dem Markte zusammen und drangen durch das Tor der Michaelskapelle gegen die Bischöflichen vor. Diese hatten im Übereifer vergessen, das äußere Tor an der Kreuzschanze zu öffnen und sich so selbst der Hilfe von außen beraubt. Sie wurden von den mit großem Geschrei anstürmenden Wiedertäufern zurückgedrängt, und es entstand ein wildes Handgemenge. Schon glaubte der Führer sich und seinen Haufen verloren, da gelang es Eck, einen Teil der Landsknechte durch eine Seitengasse auf die Rothenburg zu führen, von wo sie über den Markt dem Feinde in den Rücken fielen. Die Wiedertäufer, nun von beiden Seiten angegriffen und ungewiß über die Zahl ihrer Gegner, zogen sich gegen die Nikolaikirche an der Nordseite des Domhofes zurück, erhielten aber von Überwasser her Verstärkung. Auf beiden Seiten ruhten eine Zeitlang die Waffen. Inzwischen schlich beim Grauen des Morgens ein bischöflicher Offizier mit zwei Begleitern auf die Schanze am Kreuztore zurück, pflanzte eine Standarte auf und rief den vor dem Tore harrenden Kameraden

das Losungswort „Waldeck" zu. Diese aber, welche die Ihrigen von den Überläufern verraten glaubten, da das Tor verschlossen blieb, hielten es für eine List, bis man den Offizier erkannte. Die Kunde von dem Gelingen des Überfalles verbreitete sich mit Windeseile durch das Lager; und von allen Seiten drangen die Bischöflichen jetzt gegen die Stadt vor.

Da die Belagerten einen größern Teil der Streitkräfte gegen den Feind in der Stadt zusammengezogen hatten, konnten die Mauern nicht genügend verteidigt werden. Zudem hatte der Überfall eine solche Verwirrung und Mutlosigkeit unter den Wiedertäufern hervorgerufen, daß viele gar nicht mehr an Widerstand dachten, sondern ratlos umherirrten und sich vor dem hereinbrechenden Unheil zu bergen suchten. Bald war ein Tor in den Händen der Bischöflichen, und als der Tag anbrach, da fluteten die Landsknechte durch alle Straßen und Gassen. Die Schar der Wiedertäufer auf dem Domhofe löste sich in wilde Flucht auf, jeder suchte sein Leben zu retten vor den erbitterten Feinden, die jeden niederstießen, auf den sie trafen. Geschrei und Weherufe durchhallten rings die Feste, in allen Straßen und Gassen lagen Leichen.

Ludger war gleich beim ersten Ansturm der Bischöflichen mit Heinrich und Eck und einigen Söldnern an das Servatiustor geeilt, wo sie die geringe Wache überwältigten und das Tor öffneten. Dann rannten die beiden Freunde in die Salzstraße zu Herdings Wohnung und durchsuchten das Haus, ohne jedoch Eva zu entdecken.

„Es wird gekommen sein, wie ich dachte," sagte Heinrich, „sie befindet sich im Hause Bockelsohns am Domhofe."

„So laßt uns eilen," rief Ludger, „damit sie nicht der Wut der Landsknechte zum Opfer fällt."

Eva hatte sich wirklich, um sich vor Dusentschur zu retten, zu Johann von Leyden geflüchtet, und dieser sie in den Schutz des Königspalastes aufgenommen. Hier war sie Zeuge der Orgien geworden, welche Bockelsohn mit seinen Weibern unter dem Elende feierte, das ihn rings umgab, hier hatte sie ihre Base Anna als bleiches, ganz abgehärmtes Weib wiedergefunden. Unter heißen Tränen warf sich Anna an ihre Brust und verfluchte die Stunde, wo sie dem fremden Abenteurer die Hand gereicht. Sie hoffte nichts mehr, sie erwartete nichts mehr vom Leben, und kein Trostwort Evas fand mehr Eingang in das erstorbene Herz, das so froh und warm geschlagen in früheren Zeiten.

Als die Trommeln der Landsknechte auf dem Domhofe wirbelten, entstand im Palaste des Königs eine grenzenlose Bestürzung. Doch Bockelsohn, der nicht glaubte, daß seine Herrschaft so jäh gestürzt werden könnte, ordnete mit ruhiger Zuversicht alles zur Verteidigung an. Die Frauen wurden in ein besonderes Gemach gewiesen, dessen eisenvergitterte Fenster nach dem Domhofe gingen, und die Zugänge wurden von königlichen Trabanten bewacht. Der König selbst verließ das Haus nicht.

Von einem der Fenster aus beobachtete Eva die Vorgänge in höchster Aufregung. Die Rettung nahte, ihr Herz bebte, bebte doppelt, wenn sie daran dachte, daß nun auch Ludger wiederkehren werde. Konnte sie ihm das noch sein, was er hoffen und erwarten durfte? Diese Frage tönte lauter in ihrer Brust als der Kriegslärm von außen an ihr Ohr.

Auf ihre Schulter gelehnt, stand Anna teilnahmlos neben ihr. Sie hatte kein Auge für das, was um sie herum geschah; ihr war es gleichgültig, ob die Bischöflichen siegten oder fielen.

Während die Weiber sich um die Fenster drängten, schritt Divara mit funkelnden Augen und glühenden Wangen in dem Saale auf und nieder. Von Zeit zu Zeit trat auch sie an eines der Fenster und spähte hinaus, um gleich darauf ihre ruhelose Wanderung wieder aufzunehmen. Ihre Lippen murmelten Flüche und Verwünschungen, ein dämonischer Haß schien ihre Brust zu durchtoben, und die Rechte zuckte krampfhaft auf dem leicht verhüllten Busen.

Als der Tag sein helles Licht über den Domhof warf, sah Eva, wie die Wiedertäufer flohen und von allen Seiten die bischöflichen Söldner sich über denselben ergossen. Die Augen schmerzten ihr von dem angestrengten Spähen, und ihr Herz schlug immer heftiger. Jetzt rückte ein Haufen Landsknechte vor den Palast und begann, die verschlossene Pforte zu zertrümmern. Die Weiber kreischten und rannten verzweifelt hierhin und dorthin. Eva verließ ihren Platz nicht, sie suchte ihre Retter. Plötzlich tauchten Ludger und Heinrich vor ihr auf, wie auch sie gegen den Palast eilten. Da hielt sie sich nicht mehr, sie durchstieß die Scheiben des Fensters und rief mit gellender Stimme hinab: „Heinrich, Ludger! hierher, zu Hilfe!“

Heinrich hatte den Ruf gehört; er schaute einen Augenblick nach dem Fenster empor und winkte grüßend mit der Hand, dann eilte er Ludger nach, der bereits vor dem Tore stand. Mit zitternden Knieen erwartete Eva die nächsten Augenblicke.

„Sie kommen, sie kommen!“ rief sie Anna zu, „die Erlösung naht!“

„Die Erlösung?“ zischelte es plötzlich neben ihr. Und sie sah sich Divara gegenüber, die mit flammenden Blicken vor ihr stand.

„Der Buhle kommt, nicht wahr?“ rief sie mit haß-verzerrten Zügen, „jetzt fängt dein Glück an. Ich will ihm die Braut rüsten.“

Und sie stieß dem Mädchen einen Dolch in die Brust.

Mit einem furchtbaren Aufschrei sank Eva zu Boden, und Anna brach neben ihr zusammen.

Drunten krachte die Pforte, wilde Rufe erklangen durch die Halle, die Sieger wälzten sich die Treppen hinan und stießen alles vor sich nieder.

„Wo ist der Narrenkönig?“ riefen die Landsknechte, „wo ist König Hans mit der Elle?“

Die Türe zu dem Gemache, wo die Frauen weilten, flog auf, und auf der Schwelle erschienen Heinrich und Ludger, hinter ihnen drängten sich die Krieger in den Saal.

Die Weiber kauerten sich in die Ecken und kreischten, nur Divara stand hochaufgerichtet in der Mitte und maß die Söldner mit verächtlichen Blicken. Sie war königlich geschmückt; ein goldener Reif mit einem funkelnden Rubin zog sich durch das rabenschwarze Gelock um ihre Stirn, auf ihrer Brust blitzte goldenes Geschmeide. In ihrer ganzen dämonischen Schönheit stand sie vor den Lands-knechten, die im ersten Augenblicke das Weib wie be-zaubert anstarrten.

Ludgers Blicke flogen suchend durch den Saal. Da faßte ihn plötzlich Heinrich krampfhaft am Arme und wies auf die Gruppe am Fenster. Mit einem Satze war Ludger neben den beiden Frauen, in denen er Eva und Anna erkannte, und mit einem schmerzlichen Schrei sank er neben ihnen nieder. Er hob Evas Haupt sanft empor, aber er blickte in brechende Augen, in seinen Armen hauchte sie ihren letzten Seufzer aus.

Stumm stand Heinrich neben ihm, sein Gesicht war bleich wie Wachs, aber kein Laut kam von seinen Lippen, er durfte vor dem Freunde nicht verraten, was er empfand.

Noch stak der Dolch in des Mädchens Brust, er zeigte, daß der Mord eben vollführt worden.

„Wo ist der Mörder?" schrie Ludger fast wahnsinnig vor Wut, „wer hat mir die Braut getötet?"

Schweigend standen die Landsknechte an der Pforte, die rohen Gemüter begriffen, daß hier eine frevle Hand in das Glück zweier Menschen eingegriffen.

Divara warf einen verächtlichen Blick auf Ludger.

„Ich tat's," sagte sie kalt, „in Divaras Sturz soll niemand sein Glück finden."

Mit einem grimmigen Fluche warf sich Ludger auf das Weib, und er hätte sie getötet, wäre nicht Heinrich herzugesprungen und hätte sie seinen Händen entrissen.

„Mein ist die Rache, spricht der Herr, versündige dich nicht, mein Freund," sagte er ernst; „dies Weib hat den Tod tausendfältig verdient, aber ist es nicht wert, von deiner Hand zu sterben. Greift und bindet sie! rief er den Landsknechten zu, „es ist die Königin."

Im nächsten Augenblicke war Divara gefesselt, und nun trieben die Söldner die jammernden Weiber mit ihr hinaus aus dem Palaste.

Heinrich und Ludger blieben zurück.

Während Ludger neben Eva niederkniete und in tränenlosem Weh auf die Tote starrte, bemühte sich Heinrich um Anna. Sie war aus ihrer Ohnmacht erwacht, aber unfähig, sich zu erheben. Heinrich trug sie in einen der reichen Sessel des Gemaches und redete ihr freundlich zu, doch Anna blieb teilnahmlos und schloß die glanzlosen Augen.

Johann von Leyden hatte sich, als er alles verloren sah, im Palaste versteckt, wurde aber doch endlich von den Landsknechten gefunden.

„Hütet euch,“ schrie er den Kriegern entgegen, „eure sündigen Hände an den Gesalbten des Herrn zu legen!“

Doch die Söldner lachten, zogen ihn heraus und führten ihn triumphierend auf den Marktplatz. Bald waren alle Häupter Zions dort zusammengebracht; nur Rothmann suchte man vergebens, er ward nicht mehr gesehen. Ob er im Kampfe gefallen, ob er in der Verwirrung entflohen, niemand wußte es, er blieb für immer verschollen.

Drei Tage nach der Eroberung der Stadt hielt der Fürstbischof seinen Einzug in die Feste und nahm wieder Besitz von derselben. Die blühende Stadt, der Stolz des westfälischen Landes, war eine Stätte der Trauer und Verwüstung geworden, und mit tiefem Schmerze sah der Bischof, was der Fanatismus eines betörten Volkes aus ihr gemacht hatte.

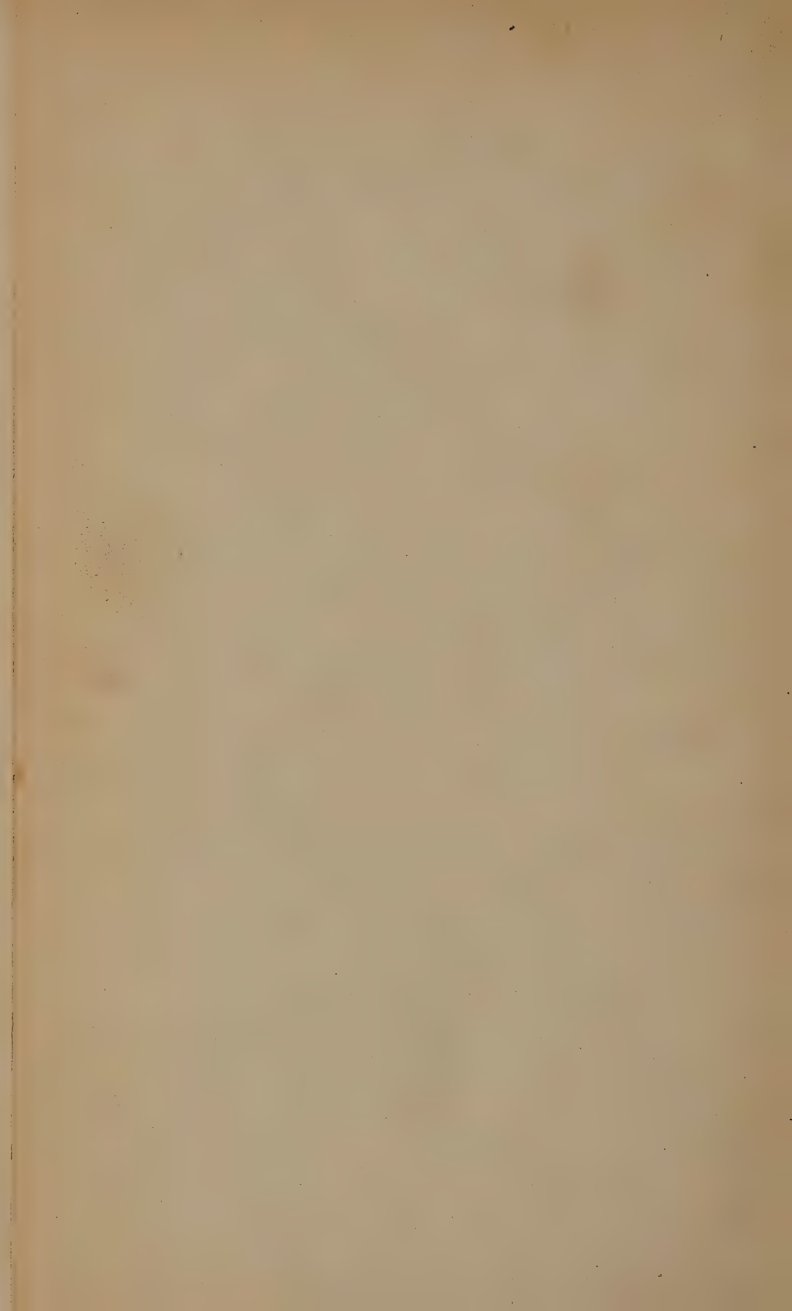
An demselben Tage ward Eva auf dem Friedhofe der Lambertikirche bestattet, sie fand ihr Grab neben der Mutter Ludgers.

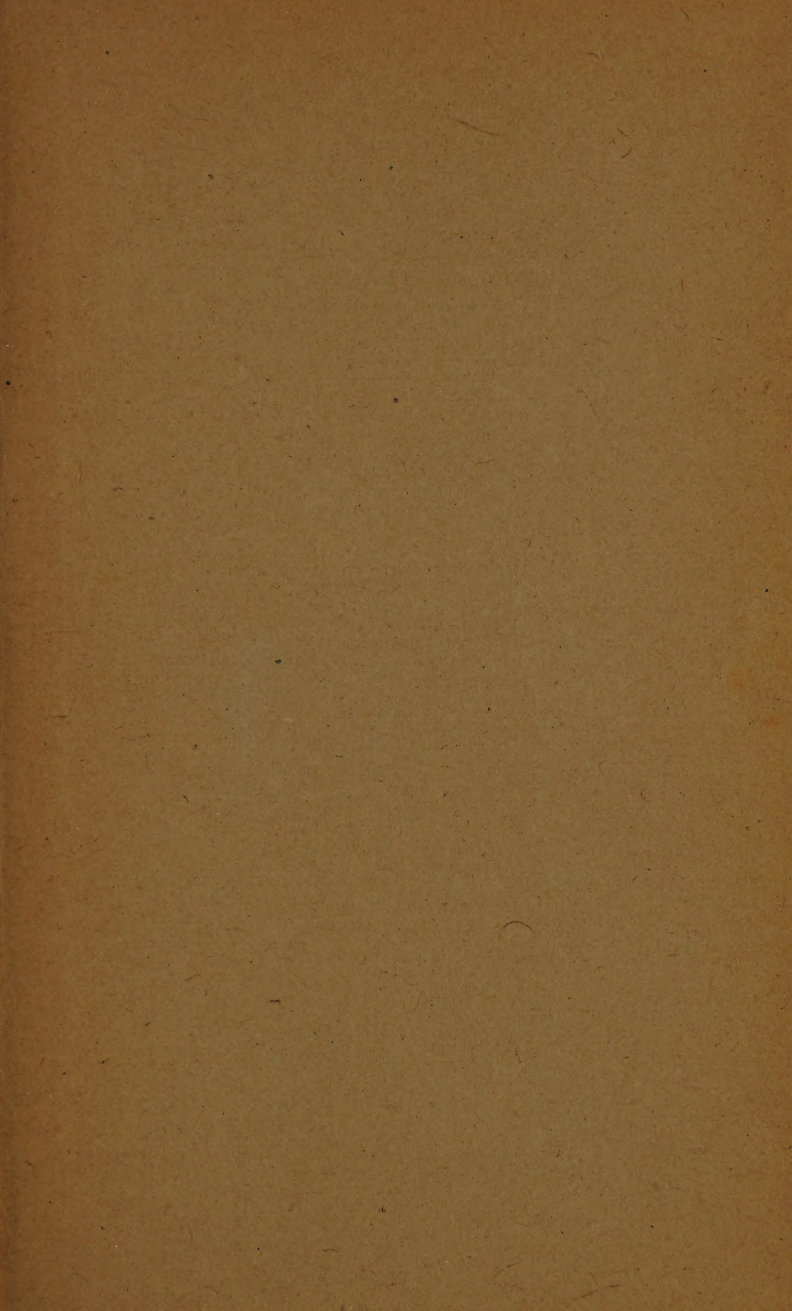
Anna starb im Gefängnisse, Divara auf dem Blutgerüste, ebenso Dusentschur. Johann von Leyden, Knipperdolling und Krechting wurden unter furchtbaren Martern hingerichtet und ihre Leichname zum ewigen Gedenkzeichen in eisernen Käfigen am Lambertikirchturm aufgehängt.

Ludger verkaufte sein Haus in Münster und zog nach Dülmen, er starb unvermählt. Auch Heinrich verließ die Stadt und zog in die Welt; er ward auf der roten Erde nicht mehr gesehen.

Ende.










GOSHEN COLLEGE - MENNONITE HISTORICAL LIBRARY
3 9310 02023361 3

